

WOLFGANG POPP

Mein Leben

GERMANIST
PAZIFIST
SCHWUL

universi
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN



Wolfgang Popp

GERMANIST | PAZIFIST | SCHWUL

MEIN LEBEN

universi
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN

Siegen 2023

Wolfgang Popp

GERMANIST | PAZIFIST | SCHWUL

MEIN LEBEN

Herausgegeben von Bernhard Nolz

universi
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN
Siegen 2023

Mit freundlicher Unterstützung von:



Umschlag:
Petra Kölsch

Satz und Layout:
universi – Kordula Lindner-Jarchow M.A.

Druck und Bindung:
UniPrint, Universität Siegen

Siegen 2023: universi – Universitätsverlag Siegen
www.uni-siegen.de/universi

ISBN 978-3-96182-139-6
doi.org/10.25819/ubsi/10324

Diese Publikation erscheint unter der Lizenz



Inhalt

Vorwort des Herausgebers 7

Gerhard Härle

Ästhetik und Emanzipation.

Zur wissenschaftlichen Bedeutung von Wolfgang Popp's Lebenswerk 11

Bernhard Nolz

„Eine starke Gruppe und wortgewaltige Menschen“.

Zur friedenspädagogischen Arbeit von Wolfgang Popp 27

WOLFGANG POPP: Mein Leben

I Kindheit und Jugend 63

II Studium und erste Berufstätigkeit 105

III Eigene Familie und Privatleben 117

IV Universität Siegen 133

V Homosexualität und Literatur 143

VI Forum Homosexualität und Literatur und die Siegener Kolloquien 163

VII Mein Lebenspartner Wolfgang 197

VIII Mein Lebenspartner Bernhard 227

IX Friedensbewegung in der BRD 231

X Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden 239

XI	Die friedenspädagogische Zeitschrift „et cetera ppf“	259
XII	Die Arbeitsgemeinschaft Siegerländer Friedensbewegung	271
XIII	Zentrum für Friedenskultur (ZFK)	279
XIV	Literatur am Sonntag und Buchreihe „Friedenskultur in Europa“	293
XV	Besuch in Brasilien	303
XVI	Krankheit, Alter und Todeserfahrung	307
XVII	Rückblicke	313
	Fotos	327
	Veröffentlichungen von Wolfgang Popp	341
	Der Wolfgang Popp-Preis	349

Vorwort des Herausgebers

Wolfgang Popp beginnt seine Lebenserinnerungen mit einem vielsagenden Satz: „Ich bin im Jahr des Unheils 1935 im mittelfränkischen Altenmuh, heute Muhr am See, geboren.“

Das „Unheilsjahr“ habe ihn geprägt, schreibt er. Schon als Jugendlicher hat er sich auf die Suche nach Erkenntnis über die Zeit des Faschismus begeben. Mit diesem Impetus ist er Musik- und Literaturwissenschaftler geworden. Entscheidend für den Erfolg seiner „Arbeit am Frieden“ waren seine Ausdauer, seine Kreativität und sein solidarisches Handeln.

Er selbst nennt die Geschichte seiner zweiundachtzig Lebensjahre, in einigen Textseiten nieder gelegt, schlicht „Mein Leben“. Das bewegt sich zwischen den drei Polen „Germanist“, „Pazifist“ und „schwul“, weist aber vielerlei weitere Facetten auf. Er war durch und durch das, was man einen politischen Menschen nennt, für den gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen ein selbstverständliches Anliegen war. Und so stellt die Niederlegung seines Denkens und Handelns zugleich eine lesenswerte Kommentierung der zeitlichen Umstände dar, in denen er und die Welt sich befanden.

Für mich gestaltete sich die Herausgabe der Lebenserinnerungen von Wolfgang Popp schwieriger als erwartet. Das hing mit den friedlosen Umständen zusammen, die sich in den Jahren nach seinem Tod ergaben und die die Menschen in Zustände versetzt haben, die in einem krassen Widerspruch stehen zur Toleranz und Gewaltlosigkeit, die Wolfgang Popp Jahrzehnte lang gelebt hat.

Wolfgang hatte seine Lebenserinnerungen fertig gestellt und mir zur Bearbeitung übergeben, nachdem er achtzig geworden war. Er beabsichtigte, „Mein Leben“ als Privatdruck herauszugeben und in der Familie sowie im Freundes- und Kollegenkreis zu verteilen. Dazu kam es nicht mehr, weil 2017 seine Lebenskraft erschöpft war.

Als 2018 der Wolfgang-Popp-Preis für Genderforschung vom Zentrum Gender Studies (Gestu_S) an der Universität Siegen geschaffen wurde und ich zuvor – in der Nachfolge von Wolfgang – zum Vorsitzenden des Stiftungsrates der August-von-Platen-Stiftung der Universität Siegen gewählt worden war, wandte ich mich erneut dem hinterlassenen Text zu, merkte aber bald, dass es noch zu früh war, mich mit dem Leben des Verstorbenen zu beschäftigen. Ich benötigte noch Zeit für meine persönliche Trauerarbeit.

Diese Phase wurde 2020 durch die Ausrufung der Corona-Pandemie und die damit verbundenen Maßnahmen zur Beschränkung der Freiheitsrechte abrupt beendet. So total waren die Menschenrechte in Deutschland noch nie beschnitten worden. Bei meinem Widerstand fehlten mir Wolfgangs treffende Analysen, Schlussfolgerungen und Lösungsvorschläge.

Ohne eine Beendigung des Corona-Ausnahmestandes zu veranlassen, führten uns die Regierenden in den nächsten Krieg. Die Eskalation des Ukraine-Krieges brachte mich zu Wolfgangs Lebenserinnerungen zurück. Ich wollte mich vergewissern, dass sein Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit den gegenwärtigen Kriegstaukel überstrahlt. So gestärkt, konnte ich mich dran setzen, die friedenspädagogische Bedeutung von Wolfgangs Wirken zu erörtern. Die Idee, den Lebenserinnerungen zwei Erörterungen zur wissenschaftlichen Arbeit von Wolfgang Popp zur Seite zu stellen, war im Stiftungsrat der August-von-Platen-Stiftung entstanden.

Ich danke den beiden stellvertretenden Stiftungsratsvorsitzenden, Prof.in Dr. Bärbel Kuhn und Dezernentin Jutta Op den Camp, für die Anregungen. Mein Dank gilt der August-von-Platen-Stiftung, die die Herausgabe des Buches finanziell unterstützt.

Dank gebührt auch Dragan Jovanovic und Jan Meyer-Krügel, den beiden stellvertretenden Vorsitzenden der Gesellschaft für Friedenserziehung e. V., die dafür gesorgt haben, dass der Verein einen Zuschuss zum Buchprojekt bereit gestellt hat.

Prof. Dr. Gerhard Härle hat einen beeindruckenden Beitrag zur wissenschaftlichen Bedeutung von Wolfgang Pops Lebenswerk mit dem Titel „Ästhetik und Emanzipation“ beigesteuert. Dafür und für seine Anregungen zur inhaltlichen Gestaltung des Bandes danke ich ihm herzlich.

Petra Kölsch ist Grafikerin und Mediengestalterin. Ihr verdanken wir den Buchumschlag. Wie keine Andere kann sie die Wünsche ihrer Auftraggeber:innen in grafische Kunstwerke umsetzen. Das beweisen dieser Entwurf und viele Andere, die sie für unsere Projekte im Dunkelcafé gestaltet hat.

Die größte Freude im Rahmen des Buchprojektes hat mir die Zusage von *universi* bereitet, dass das Buch im Siegener Universitätsverlag erscheint. In der *universi*-Mitarbeiterin Kordula Lindner-Jarchow habe ich eine Lektorin gefunden, die sachkundig und verständnisvoll den mühsamen Fortgang des Projekts begleitet hat. Ihre Ratschläge haben zu einigen wenigen Eingriffen in den Text geführt. Einige Textteile habe ich zusammengefügt, um Redundanzen zu vermeiden. Außerdem hatte die Überarbeitung zum Ziel, die Personen- und Persönlichkeitsrechte angemessen zu berücksichtigen, was für den ursprünglich beabsichtigten Privatdruck nur eine untergeordnete Rolle gespielt hätte.

Wolfgang Popp schließt seine Lebenserinnerungen mit der selbstkritischen Aussage,

dass ich zu wenig gegen die Arroganz der Macht der Politik, die Besitzgier der Wirtschaft und die wie selbstverständliche Bereitschaft zur Vorbereitung und Führung immer furchtbarer Kriege geschrieben und geredet habe, zu wenig entschieden und kämpferisch.

Die Leserinnen und Leser mögen sich bei der Lektüre selbst einen Eindruck darüber verschaffen, wie sie Wolfgang Popp's Selbstkritik einschätzen.

Unabhängig davon ist ein Buch entstanden, das eine spannende Lektüre verspricht. Das ist in erster Linie dem Autor Wolfgang Popp zu verdanken. Sein Schreibstil und seine Themen sprechen die Leserinnen und Leser an. Seine Fähigkeit zur Kritik entspringt der Kraft, eine Vision von einem Leben in Liebe, Frieden und Gerechtigkeit aufrechterhalten zu haben.

Bernhard Nolz, Siegen im Februar 2023

Ästhetik und Emanzipation. Zur wissenschaftlichen Bedeutung von Wolfgang Popp's Lebenswerk

von Gerhard Härle

In seinen autobiographischen Erinnerungen, die sein Vermächtnis sind, entfaltet sich Wolfgang Popp's Leben (3. Juni 1935–5. Mai 2017) nicht nur als persönliches Schicksal, sondern vor allem als politisches und wissenschaftliches Zeitdokument, mit dem er Position bezieht. Er verwebt darin chronologisch-erzählerische Passagen mit thematisch-argumentativen Haltepunkten; die äußere Form löst einen gleichermaßen ästhetischen wie politischen Anspruch ein. Popp formuliert kein pures *Lebensabbild*, sondern sein *Lebenskonzept*. Als Zeitgenosse gehörte er jener Jugend an, die die Nazi- und Kriegszeit zwar schon bewusst erlebt, in ihr aber noch keine Schuld der aktiven Täterschaft auf sich geladen hat. Aleida Assmann bezeichnet diese bei Kriegsende noch sehr junge „Übergangsgeneration“ als „die 45er“ – in Abgrenzung zu den nach dem Krieg geborenen „68ern“, die längst als geschlossene Gruppe in die Historiographie der BRD Eingang gefunden haben. Im Unterschied hierzu waren die weniger beachteten „45er [...]“ die erste Jugendgeneration nach 1945 und haben ihren eigenen Beitrag zur ‚intellektuellen Neugründung der Bundesrepublik‘ geleistet“ (Assmann 2019, S. 31). Wie andere der teils etwas älteren Akteure dieser Jahrgänge trieb auch Wolfgang Popp der Impetus der Verantwortung für den entstehenden Staat und seine zu entwickelnde demokratische und friedensbereite Gesellschaft an. Seine „späte Geburt“ empfand er im Gegensatz zum selbstgerechten Bundeskanzler nie als „Gnade“ (Kohl 1984), sondern stets als Verpflichtung, sowohl hinsichtlich der gesellschaftlichen als auch der wissenschaftlichen Erneuerung. In dieser Auffassung ging er mit zahlreichen engagierten Wissenschaftler*innen seiner Generation konform, wobei er nicht nur Mitwirkender war, sondern später auch zum Pionier wurde, Entwicklungen – zum Beispiel in der Soziologie, der Psychologie, der Sexualwissenschaft und des feministischen Diskurses – aufgriff und weitertrieb, eigene Forschungsthemen begründete und mit ihnen nachhaltig wirkte. Die u. a. von ihm an der Universität-Gesamthochschule Siegen aufgebauten ‚literarwissenschaftlichen Homostudien‘ waren zunächst in skandalöser Weise innovativ, gehören jedoch

inzwischen zu den ‚Basiswissenschaften‘ der aktuellen Gender- und Diversitätsforschung, die an den meisten Universitäten institutionalisiert sind.

Adornos für alle sich im linken Spektrum verortenden Intellektuellen unhintergehbare Forderung an die Erziehung, sie habe Sorge zu tragen, „daß Auschwitz nicht noch einmal sei“ (Adorno 2003, S. 690), hat, erweitert um die kompromisslose Ablehnung von Krieg, Wolfgang Popp Persönlichkeit ebenso stark beeinflusst wie seine Auseinandersetzung mit den eher traditionellen wissenschaftlichen Fragestellungen der Germanistik. Oder genauer gesagt: Für ihn stellte dies keine unterschiedlichen Perspektiven dar, sondern bildete eine Einheit in Denken und Handeln. Ohne diese dialektische Einheit wäre sein Werk nicht denkbar oder würde verfälscht wahrgenommen. Auch darin war er ein Sohn seiner Zeit, ein Vertreter der Überzeugung, dass sich Wissenschaft nicht abstrakt abheben dürfe von eigener Lebenserfahrung, persönlichem Urteilen und subjektiver Wertsetzung. Vielmehr sollte in ihr ‚das Private‘ nicht nur, wie es die Feministin Carol Hanisch 1970 gefordert hatte, ‚politisch‘ (vgl. Fellner 2019), sondern auch als Ressource und Zielperspektive von Forschung, Lehre und öffentlicher Kommunikation argumentativ relevant werden.

Wolfgang Popp studierte die Fächer Musikwissenschaft und Germanistik und verschränkte diese zwei großen Interessensgebiete miteinander, indem er 1967 an der Reform-Universität Konstanz mit einer literaturwissenschaftlichen Studie über den epigonalen Schubert-Dichter Wilhelm Müller promovierte (Popp 1967); seiner Leidenschaft für Musik blieb er lebenslang als ausübender Pianist treu. Seine eigentliche akademische Laufbahn begann er im Schlüsseljahr 1968 mit einer Assistentenstelle im Bereich Deutschdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Münster. Hier griff er die sich durch die 68er-Bewegung bietenden Veränderungsimpulse auf und positionierte sich in einer neuen Ausrichtung der Lehrer*innenbildung, die er gleichermaßen als moralische und als politische Verpflichtung verstand und realisierte. Seine nächste wichtige Veröffentlichung nach der Promotion belegt dies idealtypisch: Unter dem Leitmotiv „Politische Lyrik und Gegenwart“ widmete er sich der Verschränkung des Poetischen mit dessen gesellschaftlicher Funktion (Popp 1978a):

In meinen Lehrveranstaltungen beschäftigte ich mich in Abständen aber immer wieder mit dem Faschismus, faschistischen Erscheinungen in der Politik. In Hannover dann behandelte ich Erich Frieds Aufsehen erregenden Lyrikband „und vietnam und“, der sich stark gegen die im Vietnamkrieg zutage tretenden faschistoiden Erscheinungen wendet.

Nach der Habilitation wurde Popp 1972 Professor der aus der PH hervorgegangenen Gesamthochschule Siegen, wo er bis zu seiner Emeritierung den Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik innehatte und sich dem

Reformprogramm der neu gegründeten Gesamthochschulen, „die theorie- und praxisorientierte Ausbildung enger miteinander zu verknüpfen [und] mehr Durchlässigkeit und Chancengleichheit im Bildungssystem herzustellen“ (Universität Siegen 2017), stets verpflichtet fühlte. Er forderte die Verwirklichung dieses Ansatzes auch gegen die zunehmende Vernachlässigung der Bildungsreform seitens der Politik ein. Immer stärker beeinflusste sein politisches Engagement auch seine Didaktik-Seminare, die er zugleich als maßgeblich von den Studierenden aktiv mitverantwortete Veranstaltungen anlegte. Der schulpraktischen Ausbildung wies er eine zentrale Aufgabe in der Lehrer*innenbildung zu (vgl. 1978c) und entwickelte früh die ihm eigene Form der fächerübergreifenden und interdisziplinären Lehre, die sein gesamtes hochschulpolitisches Verhalten prägte, das programmatisch auf Mitwirkung und Selbstbestimmung auch seitens der Studierenden ausgerichtet war:

Dort [in Münster] kämpfte ich vor allem für die Gleichberechtigung der Studierenden in den entscheidenden Hochschulgremien und in der Gestaltung der Lehrveranstaltungen. Die Wirkung dieses siegreichen Kampfes lernte ich umgehend in positivem wie anstrengendem Sinne kennen: Ich führte mein erstes selbständiges Seminar über zeitgenössische politische Lyrik durch. Meine etwas naiven Vorstellungen davon wurden von den Studierenden scharf kritisiert, sie nahmen das Seminar praktisch in die eigene Hand, es war das erste selbstbestimmte Seminar, an dem ich als Lehrender/Lernender teilnahm.

Dass Wolfgang Popp ab Beginn der 1980er sein Themenspektrum um Aspekte der Frauenkultur (vgl. Popp, Greve 1987) und der Homosexualität erweitert und diese als höchst relevant für die Lehrer*innenbildung erachtet hat, war folgerichtig und wurzelte zum einen in der allmählichen Akzeptanz seiner eigenen Homosexualität und war zum anderen eingebettet in die rasante, teils außer-, teils inneruniversitäre Entwicklung seit Mitte der 1970er Jahre. Hier kann nur plakativ auf die Strömungen der ‚Zweiten deutschen Frauenbewegung‘ und der ‚Zweiten deutschen Schwulenbewegung‘ hingewiesen werden, die beide an die durch die Nazizeit unterbrochenen Emanzipationsbestrebungen des frühen zwanzigsten Jahrhunderts anknüpften und nun neu erstarkt für Gleichberechtigung, Gerechtigkeit und Akzeptanz kämpften. Während die Emanzipation der Frauen in den bereits ausdifferenzierten Diskursen des Feminismus ihr theoretisches Fundament hatte, musste jene der Homosexuellen erst noch um ihre wissenschaftliche Legitimierung ringen – und dies nicht nur bei den konservativen und reaktionären Gegnern, sondern auch in der Linken. Ähnlich wie Frauen die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Rolle nicht als rein innerfamiliäre Angelegenheit verstanden, so forderten auch selbstbewusste Schwule ihr Recht ein, ihre Lebenssituation nicht primär als Privatangelegenheit, sondern als bedingt durch

gesellschaftliche Verhältnisse zu begreifen. Der Linken gegenüber hieß das, das schwule Lebenskonzept nicht als ‚Nebenwiderspruch‘ abzutun, der sich nach der Revolution von selbst aufheben werde, sondern als ‚Hauptwiderspruch‘ eigener Wertigkeit zu begreifen, der unabhängig von den sozioökonomischen Bedingungen besteht (vgl. Shukrallah 2021). Rosa von Praunheims Film mit dem programmatischen Titel *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Gesellschaft, in der er lebt* erreichte 1971 eine starke öffentliche Wirkung, in deren Folge in zahlreichen Städten der BRD Schwulengruppen entstanden. Der Film gilt als Initialzündung der modernen Schwulen- und Lesbenbewegung im deutschsprachigen Raum – wobei die in dieser Zeit selbstverständliche Gleichsetzung von männlicher und weiblicher Homosexualität später nicht mehr aufrechterhalten werden konnte. Dieser Emanzipationsschwung schwappte auf den akademischen Betrieb über, in dem sich nicht nur studentische Selbsthilfe- und Aktionsgruppen gründeten, sondern auch wissenschaftliche Themencluster entwickelten. Entscheidende Weichenstellungen gingen von dem Bremer Soziologieprofessor Rüdiger Lautmann aus, der mit dem interdisziplinären „Forum Homosexualität und Sozialwissenschaft“ 1975 das erste wissenschaftliche Symposium zu dieser Thematik ausrichtete, aus dem ein umfangreicher Sammelband mit Forschungsergebnissen bei Suhrkamp hervorging (vgl. Lautmann 1977); die Aufnahme des Werkes in die namhafte Wissenschaftsreihe des Verlags erhöhte die Dignität der zuvor ignorierten oder ridiculisierten Thematik. Im Verlauf der Tagung gründete Wolfgang Popp zusammen mit anderen Literaturwissenschaftlern eine eigene Arbeitsgruppe, die sich 1976 als ‚Forum Homosexualität und Literatur‘ selbständig machte. Damit war der für die nächsten Jahrzehnte gültige Leitbegriff geboren. Popp übernahm als der einzige verbeamtete und deswegen in seiner beruflichen Existenz nicht gefährdete Hochschullehrer die leitende Funktion.

Die mit dem (auch den überkommenen Literaturbegriff unterlaufenden) Label ‚literarwissenschaftliche Homostudien‘ bezeichnete, europaweit einzigartige Forschungsrichtung war vernetzt mit den zahlreichen Gründungen dieser Jahre, in deren Zuge autonome Orte der schwulen Sichtbarkeit, Emanzipation und Aktion entstanden, wie zum Beispiel studentisch organisierte Vortragsreihen, schwule Buchläden oder die autonome ‚Akademie Waldschlösschen‘ bei Göttingen, die ihrerseits auf die *scientific community* ausstrahlten und sie beflügelten. Sehr früh wurde das neue Literaturforum zum expliziten und profilierten Bestandteil von Pops wissenschaftlicher Tätigkeit, mit der er ihm öffentliche Wirksamkeit und akademische Wertigkeit verlieh. Das verlangte Mut, denn die Befassung mit Homosexualität war seinerzeit mehr noch als heute mit dem Risiko verbunden, persönlich diffamiert und als Forscher marginalisiert zu werden. Ab 1982 gingen die zunächst vereinzelt, auf die Siegener Hochschule begrenzten Aktivitäten in eine gewisse Regelmäßigkeit über, insofern sich das ‚Waldschlösschen‘ als ideale Stätte für jährlich wiederkehrende Workshops erwies:

Im „Forum Homosexualität und Literatur“, das bald regelmäßig im schwulen Tagungshaus Waldschlösschen bei Göttingen stattfand, trafen sich nun einmal im Jahr schwule Literaturwissenschaftler und lesbische Literaturwissenschaftlerinnen mit gleichgesinnten Leserinnen und Lesern und einigen schwulen Autoren, um über einzelne Themen der schwulen Literatur zu diskutieren. Zuerst wurden die endlos langen und langweiligen wissenschaftlichen Referate von den zum Zuhören Genötigten in Grund und Boden kritisiert, dann aber auch die abgehobenen, ästhetisch verschlüsselten und z. T. kitschigen Lesungen der Autoren aus eigenen Werken. Es dauerte einige Treffen, bis wir einen akzeptablen Ausgleich zwischen Wissenschaft und Lektüreinteressen fanden.

Bei allen Modifikationen der Aktivitäten des Arbeitsbereichs im Lauf seines Bestehens blieb *eine* Intention stets erhalten: Popp wollte weder abgehobene Diskussionen noch subjektive Nabelschau befördern, sondern die unterschiedlichen an schwuler und lesbischer Literatur beteiligten und interessierten Menschen zusammenführen, ihren gleichberechtigt-kritischen Austausch stärken und die Mitwirkenden mit ihrem professionellen Wissen, ihrer Lebens- und Lektüreerfahrung und ihrer Kreativität ins Gespräch bringen.

Wesentliche Bestandteile dieses neu organisierten und institutionalisierten Diskurses lassen sich damals und heute im Spannungsfeld ‚Ästhetik und Emanzipation‘ verorten. Es umschreibt die theoretische Fundierung des Forschungsgebiets ‚Homosexualität und Literatur‘, indem es zwei Begriffe verknüpft, die aus unterschiedlichen Sphären stammen. Ihre Einheit besteht darin, dass sie eine Lebensrealität spiegeln, die vor allem für jene Männer seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bedeutsam ist, die wir trotz des historischen Abstands mit einiger Vorsicht als ‚homosexuell‘ charakterisieren können. Die Vorsicht gebietet sich deswegen, weil sich Konzepte der ‚Homosexualität‘ in unserem Sinn erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert herausbildeten, unter anderem durch die theoretischen Schriften über die ‚urnische Liebe‘ von Karl Heinrich Ulrichs, in denen er um 1870 sogar eine Eheschließung zwischen Menschen des gleichen Geschlechts forderte. Damit entstand eine Sichtweise, die Homosexualität nicht nur als eine mehr oder weniger skandalöse Variante des sexuellen Verhaltens, sondern als ein Persönlichkeitsmerkmal und als ‚natürliche Anlage‘ begriff. Für Ulrichs und die ihm später nachfolgenden Vertreter der ‚Ersten deutschen Homosexuellenbewegung‘ (ca. 1900 bis 1933) war die Bezugnahme auf Kunst und Literatur von identitätsstiftender Bedeutung. Die aus der Antike über die Renaissance bis hin zum Jugendstil tradierte ästhetische Darstellung des nackten Männer- und vor allem Jünglingskörpers bot die Möglichkeit einer Erotisierung des Blicks – gewissermaßen hinter vorgehaltener Hand: Diese anerkannten Kunstwerke aus der abendländischen Hochkultur ließen sich als persönliche Spiegelbilder der eigenen Sehnsucht lesen. Auch die Bezugnahme auf anerkannte Autoren von Sokrates

und Platon über Winckelmann, Platen, George, Wilde und Thomas Mann ermöglichte die Einstimmung in einen hoch angesehenen Diskurs bei gleichzeitigem ‚heimlichen Vergnügen‘ an den versteckten Signalen mann-männlicher Erotik (vgl. Popp 1992a, S. 349–372). Autoren und Leser trafen auf einer untergründigen Verbindungslinie aufeinander, die sie zu Brüdern machte – oder als solche erscheinen ließ. Solche von Literatur und Kunst angebotenen Modelle, Identifikationen und Rechtfertigungen gleichgeschlechtlichen Begehrens von der Antike bis heute tragen zur Identitätsbildung von Homosexuellen und damit auch zur Theoriebildung der (männlichen) Homosexualität maßgeblich bei.

Die auch im Siegener Forschungsbereich betriebene Suche nach Künstlern, Texten und Motiven, die sich als ‚homoerotisch / homosexuell‘ lesen lassen, diente dazu, solche Identifikationsangebote für andere Suchende zugänglich zu machen und so das eigene Begehren zu legitimieren. Das berühmt-berüchtigte Motiv ‚Auch er war unser‘ war nie frei von Peinlichkeit, erfüllte aber einen wichtigen ektosemantischen Zweck: den der Selbstentdeckung und Selbstbehauptung in einer als feindlich wahrgenommenen Gesellschaft. Diese Intention prägte auch das Wissenschaftsverständnis des Forschungsschwerpunkts ‚Homosexualität und Literatur‘, das sich insofern als interdisziplinär und ganzheitlich verstand. Der stets unterstellte Zusammenhang von wissenschaftlicher Befassung mit Homosexualität und persönlicher Lebenssituation – häufig als ‚Betroffenheit‘ bezeichnet – führte gelegentlich zu einer Art Gratwanderung zwischen Identifikation und Angst vor Diffamierung, die vor allem jüngere Wissenschaftler unternahmen. Aus Angst vor Kontaminierung durch das Thema, also vor einem unfreiwilligen *Coming Out* oder *Outing*, gaben einige nur ein Gastspiel im Forschungsbereich, der ihnen die Befassung mit einem exotischen Thema ermöglichte, gingen dann aber auf Abstand, um unbehelligt ihre weitere Laufbahn als Professoren und Vorsitzende seriöser Gesellschaften beschreiten zu können. Spätestens an diesem Punkt schälte sich ein Unterscheidungsmerkmal zwischen der männlichen und der weiblichen Homosexualität heraus. Es ist das Resultat der rechtlichen und moralischen Ächtung explizit der männlichen Homosexuellen, während die weibliche Homosexualität durch Minimalisierung, Marginalisierung und Ridikülisierung unterdrückt wurde und wird. Dies führte auch dazu, dass trotz anhaltenden Bemühens (vgl. exemplarisch Peters 1992; Hochreiter 1999; Schrader 2001) zu Pops Bedauern Aspekte der ‚weiblichen Homosexualität‘ im Forschungsgebiet nicht angemessen bearbeitet werden konnten:

Wir mussten erkennen, dass lesbische und schwule Lebenswelten und ihre literarische Gestaltung nicht unter dem gemeinsamen Label „homosexuell“ bearbeitet werden können, dass lesbische Wissenschaftlerinnen und Literatinnen, bei allen Gemeinsamkeiten in unseren Kolloquien, auch eigene Foren zur Diskussion ihrer speziellen Probleme als Frauen und Lesben schaffen müssen.

Somit konturiert das Spannungsfeld ‚Ästhetik und Emanzipation‘ auch die Frage, was es denn eigentlich sei, dieses Phänomen *Homosexualität*: ein durch soziale oder psychologische Bedingungen verursachter Habitus, der ggf. auch veränderbar ist, oder eine erotische Spielart, die sich je situativ im Vollzug ereignet, oder ein den anderen sexuell grundierten Identitäten gleichrangiges Persönlichkeitsmerkmal, das sich als ebenso unveränderbar wie wünschenswert darstellt. Fragen wie diese wurden auch in den literarwissenschaftlichen Homostudien der 1980er Jahre unter dem Label ‚Konstruktivismus versus Essentialismus‘ mit großer Verve debattiert, ohne letztlich in einem geschlossenen Theoriekonstrukt zu münden. Auch dies zählt zu den offenen, heute im Zuge der Gender-Diskussion nicht mehr so drängenden Problemen, die Pops Forschungsbereich aufgeworfen, bearbeitet und hinterlassen hat.

Die Erweiterung seines wissenschaftlichen Arbeitsfeldes wirkte sich auf Pops genuines Aufgabengebiet der Deutschlehrer*innenbildung aus. 1981 sprach er diesen Konnex mit der didaktischen Erörterung von *Hubert Fichtes Roman ‚Versuch über die Pubertät‘ in der gymnasialen Oberstufe* erstmals an. In seinen Lehrveranstaltungen behandelte er von da an nicht nur Themen der Friedenspädagogik und der Frauenliteratur, sondern auch explizit homosexuelle Literatur. Die Seminare waren sehr gefragt, weil sie den Teilnehmenden unabhängig von ihrer eigenen sexuellen Orientierung eine Begegnung mit sich selbst und ihren Lebensentwürfen im Spiegel literarischer Zeugnisse erlaubten – eine unter dem herrschenden, etwas öden Wissenschaftsparadigma des Strukturalismus ausgesprochen einladende Alternative. Zu dieser Zeit standen Popp in Maria Kalveram und Dietrich Molitor zwei ihm besonders wichtige und freundschaftlich verbundene Mitarbeitende zur Seite, mit denen er sowohl die entsprechenden Veranstaltungen durchführte als auch die ersten nach außen wirksamen Publikationen und Tagungen vorbereitete. Beide sind unbedingt als Gründungsmitglieder des Forschungsbereichs zu nennen:

Als ersten Autor machte ich den Hamburger Skandalautor Hans Henny Jahnn zum Thema eines Seminars. In dessen Folge veröffentlichte ich mit Maria Kalveram und Dietrich Molitor das Buch „Die Suche nach dem rechten Mann. Männerfreundschaft im literarischen Werk Hans Henny Jahnn“ [vgl. Popp Hg. 1984]. Mit Maria und Dietrich organisierte ich 1985 das erste Kolloquium, das „Siegener Hans Henny Jahnn-Kolloquium“, zu dem wir bundesweit einluden. Es meldeten sich einige junge Wissenschaftler und vor allem ältere Herren, die Jahnn noch persönlich kennengelernt hatten oder mit ihm (von Jugend an) befreundet waren. Sie kamen mit der erklärten Absicht, ihn vor unserer „schwulen Vereinnahmung“ schützen zu wollen.

Dieses erste Siegener Kolloquium, dem eine stattliche Reihe großenteils international ausgerichteter Symposien folgen sollte, eröffnete die Aktivitäten des Forschungsbereichs mit einem Paukenschlag. Sei es, dass ungünstige Sterne obwalteten, sei es, dass die Turbulenzen geradezu ein Glücksfall für den jungen Forschungszweig waren – jedenfalls führten lärmende Absagen namhafter Jahnn-Kenner, unter ihnen Hubert Fichte und Helmut Heißenbüttel, zu einer erheblichen Missstimmung, wobei die Gründe für Absagen und Angriffe fast gegensätzlich waren. Hubert Fichte beispielsweise bemängelte in einem sehr aggressiven Ton den wissenschaftlichen Stil des Einladungsschreibens, den er als dermaßen blutarm und a-literarisch empfand, dass er sich „nur noch aufhängen“ wolle. Hans Mayer und Wolfgang von Wangenheim hingegen grenzten sich von dem unwissenschaftlichen Schwulenthema ab. Und schließlich setzte ein gellend aufgemachtes Interview mit Wolfgang Popp im Stadtmagazin *tip* dem Skandal die Krone auf. Es titelte mit falsch geschriebenem Autorennamen das vermeintliche Popp-Zitat: „Hans Henry [!] Jahnn: schwuler geht's nicht!“:

Ein schwuler Hochschul-Kollege, der auf dem Kolloquium eine Lesung aus Jahnn-Texten machen wollte, sagte kurz und empört ab. Die stellvertretende Bürgermeisterin (SPD) zog ihr zugesagtes Grußwort zurück. Einzig der Rektor der Hochschule hielt ein mutiges Grußwort, in dem er die Notwendigkeit der Unterstützung auch aus dem Rahmen fallender Themen und Forschungsbereiche wie unseres als Aufgabe einer Gesamthochschule begründete.

Gegen die auf Boulevard-Niveau abgesunkene öffentliche Diskussion musste sich das Symposium behaupten, zumal beide in diesem dekontextualisierten Zitat anklingenden Tendenzen in den 1980er Jahren skandalträchtig waren. So wirkte einerseits die Verknüpfung des Tabuthemas Homosexualität mit dem Namen des bedeutenden Autors, der zwar wenig gelesen, aber doch der nationalen Hochliteratur zugerechnet wurde, in den Geisteswissenschaften und im Feuilleton als Affront, während andererseits das vermeintliche Interesse für das Privatleben des Autors gegen aktuelle Wissenschaftsparadigmata verstieß, da man sich schließlich gerade von der biographistischen Methode halbwegs emanzipiert hatte. Nun aber wurde unterstellt, dass es genau um eine solche biographische Schnüffelei ginge, um das Ausspionieren von Jahnn's Sexualpraktiken. Für die weniger Wissenschaftskundigen erregte die Verwendung der Vokabel „schwul“ an sich und in ihrer positiv akzentuierten Zuschreibung öffentliches Ärgernis. Dass und wie Wissenschaft sich mit solchen Aspekten in Leben und Werk eines Dichters beschäftigte, war weit entfernt davon, als selbstverständlich oder notwendig zu gelten; allenfalls erkannte man darin eine gewisse Tollkühnheit, eher jedoch gewissenlose Schindluderei, die sowohl gegen die Normen guter Philologie als auch gegen die guten Sitten verstieß. Die Skandalisierung der Tagung und ihres Veranstalters

brachte Popp viel Enttäuschung, Ärger und (selbst)kritische Nachdenklichkeit ein, gleichzeitig aber provozierte sie jene ‚öffentliche Aufmerksamkeit‘, die für das bislang marginale Thema ja auch hatte geschaffen werden sollen – nur eben nicht mit diesem negativen Beigeschmack.

Gleichwohl gab das Ereignis dem *Sonderforschungsgebiet Homosexualität und Literatur* einigen Auftrieb, gewissermaßen nach dem trotzigem Motto ‚Jetzt erst recht!‘. Schon zwei Jahre später erschien 1987 das erste Heft der Zeitschrift *Forum Homosexualität und Literatur*, die Wolfgang Popp mit einem interdisziplinären Team gründete, zu dem neben Maria Kalveram und Dietrich Molitor zunächst Marita Keilson-Lauritz, Wolfram Setz und Gerhard Härle, später auch Annette Runte und Dirck Linck mit ihren je spezifischen Sicht- und Arbeitsweisen hinzukamen (vgl. Keilson-Lauritz 1987; Härle, Kalveram, Popp 1992; Linck, Popp, Runte 1999; Setz 2007; Linck 2007). Die Schwerpunkte des Periodikums lagen zum einen bei der Entfaltung von Theorien der schwulen Literatur, bei Fragestellungen der Erkennbarkeit und Wirkungsweise von ‚Homotexten‘ bzw. von ‚Homotextualität‘, bei psychologischen, intertextuellen und motivgeschichtlichen Erkundungen sowie bei der Aufarbeitung diverser Modelle schwuler Ästhetik. Wissenschaftstheoretisch war der Forschungsschwerpunkt vorwiegend einem historisch-hermeneutischen Paradigma verpflichtet, was weniger daran lag, dass andere Forschungsrichtungen abgewiesen worden wären, sondern dass qualifizierte Beiträge daraus rar waren. Die Zeitschrift entwickelte sich über den eigentlichen Kern wissenschaftlicher Aufsätze hinaus zu einem lebendigen *Forum* für Begegnungen mit unbekanntem Autoren und Texten, für Interviews mit Schriftstellern, für Rezensionen und Auswahlbibliographien. Damit verfolgte sie mit den ihren medialen Möglichkeiten analoge Zielsetzungen wie die *Foren* im Waldschlösschen und die Kolloquien an der Hochschule. *Forum Homosexualität und Literatur* konnte genau zwanzig Jahre lang mit insgesamt 50 Ausgaben erscheinen, bis es 2007 eingestellt wurde. Da war die Zeit der großen Irritationen und Verstörungen, aber auch der energischen Emanzipationen, die das Potential der Zeitschrift und des Forschungsschwerpunktes waren, längst von einer (zumindest oberflächlichen) Akzeptanz der Homosexualitätsthematik und ihrer Verlagerung in die weiter gefasste, inzwischen etablierte ‚Genderforschung‘ abgelöst worden.

Als kontinuierliches, mit drei Heften pro Jahr erscheinendes und in vielen Hochschulbibliotheken präsenten Periodikum war *Forum Homosexualität und Literatur* das wichtigste und wirkkräftigste Organ des Forschungsschwerpunktes. Seine Existenz wurde durch Wolfgang Pops Reputation als Ordinarius sowie sein hohes persönliches Engagement gesichert, zumal es ihm gelang, ab 1989 auch die verantwortliche Redaktion mit einer Mitarbeiterstelle zu gewährleisten. Joachim Bartholomae würdigte das Journal 2008 anlässlich seiner Einstellung:

Von allen wissenschaftlichen Zusammenschlüssen, die im Zuge der Neuen deutschen Schwulenbewegung entstanden, haben die Literaturwissenschaftler mit den 50 Ausgaben des *Forums Homosexualität und Literatur* ohne Zweifel die deutlichsten Spuren hinterlassen. [...] In keiner anderen Disziplin ist es gelungen, zumindest zeitweise eine derart fruchtbare schwule ‚Infrastruktur‘ hervorzubringen. (Bartholomae 2008)

Weitere prägnante Aktivitäten des Forschungsschwerpunkts stellten die großen, aufwendig geplanten *Kolloquien Homosexualität und Literatur* dar, die dem Hans-Henny-Jahnn-Kolloquium in regelmäßigen Abständen folgten. Sie standen jeweils unter einem markanten Leitthema und schufen eine konstruktive Atmosphäre des mehrtägigen wissenschaftlichen Austauschs, der auch zahlreiche menschliche Begegnungen ermöglichte. Es gab Plenumsveranstaltungen und parallele kleinere Workshops, das Publikum setzte sich aus Studierenden, interessierten Leser*innen und zumeist jüngeren Wissenschaftler*innen zusammen. Neben ihnen nahmen immer auch schwule Autoren und lesbische Autorinnen teil, wobei hier wie in der Zeitschrift die Männer immer in der Überzahl waren. Die wichtigsten Beiträge von vier der insgesamt zwölf Kolloquien zwischen 1985 und 2001 wurden in eigenen Sammelbänden dokumentiert (vgl. Molitor, Popp 1986; Härle, Kalveram, Popp 1990; Härle, Popp, Runte 1997; Linck, Popp, Runte 1999). Aus anderen Symposien erschienen Aufsätze in mehreren Heften des *Forums*, so beispielsweise bei dem überaus umstrittenen, Popp und seinem Team jedoch äußerst wichtigen Thema *Homosexualität und Krankheit. Literarische Gestaltungen eines prekären Zusammenhangs* von 1993. Mit ihm initiierte der Forschungsbereich eine wissenschaftliche Auseinandersetzung und menschliche Begegnung anlässlich der sogenannten ‚Schwulenseuche AIDS‘ und ermöglichte das Gedenken an kranke und verstorbene Kollegen und Autoren. Die Kolloquien waren international ausgerichtet und wurden von der Hochschule und der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell gefördert, was als Zeichen der wissenschaftlichen Anerkennung zu werten ist. Zudem wirkten die großen und kleineren Kolloquien auch als Förderung des akademischen Nachwuchses und trugen so zur Diversifizierung des Forschungsbereichs bei.

Unter Wolfgang Pops Publikationen kommt der bedeutsamen, bei Metzler erschienenen Monographie *Männerliebe* (1992) die Sonderstellung seines *opus magnum* zu, wie er es selbst einschätzte. Es handelt sich um ein wissenschaftliches Kompendium homosexueller Literatur, das er in dem sehr persönlichen Stil einer narrativen Literaturwissenschaft verfasst und mit dem er das Forschungsgebiet maßgeblich und unverwechselbar bereichert hat. Gleichwohl blieb dem Werk die gebührende Resonanz in der Öffentlichkeit und in der Wissenschaftspublizistik verwehrt, da die Homosexualitätsthematik auch 1992 noch stigmatisiert war, wie

kurz zuvor die Diffamierung von Schwulen im Zuge der AIDS-Debatte zusätzlich erwiesen hatte.

Fragt man nach der Bedeutung und ‚Nachhaltigkeit‘ des wissenschaftlichen Wirkens von Wolfgang Popp, so findet man bei Jost Hermand 1992 einen wichtigen Hinweis. Er zeigt auf, dass Hans Mayer in *Außenseiter* (1981) zwar das Scheitern der Aufklärung angesichts ihres Versagens „gegenüber Minderheiten wie Juden und Schwulen“ konstatiert habe, dass dies jedoch „von Jüngeren wesentlich optimistischer beurteilt und zum Anlaß einer Kampagne gegen weiterbestehende Vorurteilsstrukturen genommen“ worden sei:

Dafür sprechen Germanisten wie Wolfgang Popp, die sich mit dem Thema der Homosexualität in der Literatur zu beschäftigen begannen, oder Germanistinnen wie Renate Möhrmann und Silvia Bovenschen, die [...] die Grundlagen einer feministischen Literaturwissenschaft zu legen versuchten. [...] Während man im Bereich des liberalen bis linksliberalen Lagers in einem übersubjektiv-normativen Sinn von Nation, Gesellschaft oder Klasse gesprochen hatte, wurden jetzt im gleichen Lager eher Begriffe wie Identität, Authentizität oder Selbstfindung als richtungsweisend empfunden. (Hermand 1992, S. 576)

Dieses optimistische Ethos habe in der BRD-Germanistik, so führt Hermand weiter aus, zu einem „neuen Pluralismus oder einer neuen Toleranz“ beigetragen und „zu einer Fülle neuer Diskurse poststrukturalistischer, destrukturierender, systemtheoretischer, psychoanalytischer, feministischer und hermeneutischer Art“ geführt, die ihrerseits die bestehenden Interpretationsverfahren innovativ beeinflusst hätten (ebd., S. 576 f.). Den hier aufgeführten „Diskursen“ entsprachen auch die Arbeitsmethoden des Forschungsschwerpunkts *Homosexualität und Literatur*, die exemplarisch an der Homosexualitätsthematik entfaltet wurden, aber auch in andere Bereiche der Germanistik und der Geschlechterforschung ausstrahlten. Der Einfluss der von Wolfgang Popp initiierten und jahrzehntelang bearbeiteten Forschungsthemen auf die wissenschaftlich und gesellschaftlich inzwischen breit diskutierten Entwicklungen der Diversitäts- und Genderforschung bleibt auch dort wirksam, wo er nicht explizit zutage tritt, aber gewissermaßen untergründig fortwirkt. Dies erwies sich bereits in den interdisziplinären Beiträgen der Festschrift *Grenzüberschreitungen* zu Poppers 60. Geburtstag (vgl. Härle, Hg., 1995) und erneut jüngst wieder beim Symposium *Pionier:innen der Geschlechterforschung. Wolfgang Popp und Helge Pross – und die Aktualität von Geschlecht und Begehren in der Forschung*, das das Institut für Gender Studies der Universität Siegen (Gestu_S) am 6. Mai 2022 durchführte. Die Wiener Genderforscherin Susanne Hochreiter wies auf die vielen ‚nachhaltigen‘ Einflüsse des ‚Forum Homosexualität und Literatur‘ hin, indem sie in ihrem Vortrag *Von Zeichen und Identitäten*.

Homosexualitäten und Queer Theory in der Literaturwissenschaft die Linien von den Siegerner Anfängen bis zu aktuellen Fragen der Gender- und Trans-Forschung auszug. Diese weite Perspektive hebt auch der Nachruf der Universität Siegen (2017) auf Wolfgang Popp hervor:

Lange Zeit bevor die Geschlechterforschung unter dem Label der Gender Studies an deutschen Hochschulen institutionalisiert waren, genau im Jahr 1987, gründete Prof. Dr. Wolfgang Popp an der damaligen Gesamthochschule Siegen den Forschungsbereich für „Homosexualität und Literatur“. [...] es [war] vor allem die literatur- und kulturwissenschaftliche Homosexualitätsforschung, die ihm weit über die Grenzen Siegens hinweg nationales und internationales Renommee einbrachte. Durch Wolfgang Pops Initiative wurde Siegen bereits sehr früh zum Vorreiter in Sachen Geschlechterforschung.

Popp, der in seinem Handeln durchaus selbstbewusst auftrat, hat seine eigene Wirkung nicht über-, sondern eher unterschätzt, wenn er resümiert:

Ich wirkte jedenfalls ein bisschen mit an der Emanzipation der Schwulen, an der Aufhebung des Paragraphen 175, an der wachsenden „Toleranz“ des Staates gegenüber andersartigen geschlechtlichen Orientierungen und speziell gegenüber Schwulen.

Bei diesem über das Wissenschaftliche hinausgehende ‚Mitwirken an der wachsenden Toleranz‘, das weit mehr als nur ‚ein bisschen‘ war, hat Wolfgang Popp immer auch die Maxime vertreten, dass das unaufgebbare Differentielle der homosexuellen Existenz zu bewahren und wertzuschätzen sei, damit es nicht im Zuge einer alles und jedes ‚akzeptierenden‘ Gleichgültigkeit ende. Es könnte sein, dass sich die Wahrnehmung dieses ‚Differenten des Begehrens und der Identität‘ verlagert hat von einer inzwischen gesellschaftlich befriedeten, am Ende sogar eingemeindeten Homosexualität in die offenen Fragestellungen der Trans- und Intersexualität, in denen nicht nur die alten Konflikte zwischen Individuum, Strafrecht und Pathologie wieder aufflammen, sondern auch die Widersprüche konstruktivistischer und essentialistischer Theoreme. Der und das Schwule als *Modell einer Differenz*, die in der Lebensrealität auszuhalten ist, ästhetisch gestaltet, aber nicht aufgehoben werden kann, könnte einer jener aufklärerischen, selbstreflexiven und widerständigen Impulse sein, mit denen Wolfgang Popp über den Forschungsschwerpunkt und über seinen Tod hinaus wirksam bleibt.

Literaturangaben

Vorbemerkung: Die bibliographischen Angaben der Werke, an denen Wolfgang Popp als Co-Autor oder -Herausgeber beteiligt war, werden, um den zeitlichen Zusammenhang darzustellen, hier immer primär unter seinem Namen aufgeführt, auch wenn er auf dem Titelblatt an späterer Stelle genannt wird. In diesen Fällen steht sein Name mit der Jahreszahl *kursiv* vor der vollständigen bibliographischen Angabe.

- Adorno, Theodor W. (2003): *Erziehung nach Auschwitz. Gesammelte Schriften*. Band 10: *Kulturkritik und Gesellschaft 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Assmann, Aleida (2019): Das Zeitzeugengespräch als Quelle und Zugang zur Vergangenheit. In: *heiEDUCATION Journal* 4, S. 29–49.
- Bartholomae, Joachim (2008): Forum Homosexualität und Literatur hört auf. *Domaine „Schwule Literatur“*. <http://www.schwule-literatur.de/2008/03/forum-homosexualitaet-und-literatur-hoert-auf/>
- Fellner, Astrid M. (2019): USA: Geschlechterforschung von Women's to Queer Studies. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Geschlecht und Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer, S. 1447.
- Härle, Gerhard (Hg., 1995): *Grenzüberschreitungen: Friedenspädagogik, Geschlechter-Diskurs, Literatur – Sprache – Didaktik. Festschrift für Wolfgang Popp zum 60. Geburtstag*. Essen: Die Blaue Eule.
- Härle, Gerhard (2017): Im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Aktion. Zur Erinnerung an Prof. Dr. Wolfgang Popp. In: *Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten*. 19. Jg., S. 179–184.
- Hermant, Jost (1992): Neuere Entwicklungen zwischen 1945 und 1980. In: *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Hg. von Helmut Brackert und Jörn Stückrath. Reinbek: Rowohlt, S. 564–578.
- Hochreiter, Susanne (1999): Lesbische Identitäten und Literatur. In: *Forum Homosexualität und Literatur*, H. 35, S. 81–97.
- Keilson-Lauritz, Marita (1987): *Von der Liebe, die Freundschaft heißt. Zur Homoerotik im Werk Stefan Georges*. Berlin: rosa Winkel.
- Kohl, Helmut (1984): Rede vor der Knesset 24.01.1984. In: Köpcke, Monika: Helmut Kohl trifft in Israel ein und spricht von der „Gnade der späten Geburt“. Vor 20 Jahren. Deutschland Radio Berlin. 24.01.2004 <https://web.archive.org/web/20090819082755/http://www.dradio.de/dlr/sendungen/kalender/227514/> [aufgerufen: 03.01.2023].
- Lautmann, Rüdiger (1977): *Seminar Gesellschaft und Homosexualität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Linck, Dirck (2007): Vom Leuchten. Kleine Hommage an Wolfgang Popp & Hubert Fichte. In: *Forum Homosexualität und Literatur*, H. 50, S. 35–44.
- Peters, Wilma (1992): *Bibliographie deutschsprachiger Veröffentlichungen zur weiblichen Homosexualität 1968–1989. Kleine Siegener Bibliographien*. Hg. von Gerhard Härle

- und Wolfgang Popp. Band 2. Siegen: Universität-Gesamthochschule.
- Popp, Wolfgang (1967): *Die Dichtung Wilhelm Müllers. Ein Beitrag zum Problem sekundärer dichterischer Erscheinungen in der Literaturgeschichte*. Konstanz: Hochschulschrift [Diss.].
- Popp, Wolfgang (1978a): *Seminar politische Lyrik*. Siegen: Gesamthochschule, Fachbereich 3.
- Popp, Wolfgang (1978b): *Die Lernfelder des Lernbereichs Sprache in der Primarstufe*. Heidelberg: Winter.
- Popp, Wolfgang (1978c): *Projekt: schulpraktische Studien: Grundlegung und Konzeption*. Kronberg/Ts.: Scriptor.
- Popp, Wolfgang (1978d); Fichtner, Bernd; Lippitz, Wilfried; Popp, Wolfgang (1978): *Handbuch: Schulpraktische Studien*. Kronberg/Ts.: Scriptor.
- Popp, Wolfgang (1981): Hubert Fichtes Roman ‚Versuch über die Pubertät‘ in der gymnasialen Oberstufe. In: *Zeitgenössische Literatur im Deutschunterricht*. Hg. von Juliane Eckhardt. Braunschweig: Westermann, S. 66–80.
- Popp, Wolfgang (1982); Kuhn, Annette; Popp, Wolfgang (1982): *Friedenserziehung im Unterricht*. Essen: Neue deutsche Schule.
- Popp, Wolfgang (Hg., 1984): *Die Suche nach dem rechten Mann. Männerfreundschaft im literarischen Werk Hans Henny Jahnn*s. Berlin: Argument.
- Popp, Wolfgang (1986); Molitor, Dietrich; Popp, Wolfgang (Hg., 1986): *Siegener Hans Henny Jahnn Kolloquium. Homosexualität und Literatur*. Essen: Die Blaue Eule.
- Popp, Wolfgang; Greve, Astrid (1987): *Die Neutralisierung des Ich – oder: Wer spricht? „Weibliches Schreiben“ und „subjektive Authentizität“ im Werk Christa Wolfs*. Essen: Die Blaue Eule.
- Popp, Wolfgang (Hg. 1987–2007): *Forum Homosexualität und Literatur. Ein Periodikum des Forschungsschwerpunkts Homosexualität und Literatur im Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften an der Universität – GH Siegen*. Band 1 bis 50. Hg. von Wolfgang Popp, Gerhard Härle, Marita Keilson-Lauritz, Dirck Linck, Dietrich Molitor und Wolfram Setz.
- Popp, Wolfgang (1991); Kalveram, Maria; Popp, Wolfgang (Hg., 1991): *Homosexualitäten – literarisch. Literaturwissenschaftliche Beiträge zum Internationalen Kongress ‚Homosexuality, which Homosexuality?‘*, Amsterdam 1987. Essen: Die Blaue Eule.
- Popp, Wolfgang (1992a): *Männerliebe. Homosexualität und Literatur*. Stuttgart: Metzler.
- Popp, Wolfgang (1992b); Härle, Gerhard; Kalveram, Maria; Popp, Wolfgang (Hg., 1992): *Erkenntniswunsch und Diskretion. Erotik in biographischer und autobiographischer Literatur*. Berlin: rosa Winkel.
- Popp, Wolfgang (1997) Härle, Gerhard; Popp, Wolfgang; Runte, Annette (Hg., 1997): *Ikonen des Begehrens. Bildsprachen der männlichen und weiblichen Homosexualität in Literatur, Film und Kunst*. Stuttgart: Metzler.
- Popp, Wolfgang (Hg., 1998): *Lesebuch 1: Dreißigjähriger Krieg. Eine Textsammlung aus der Barockliteratur*. Münster: Lit.

- Popp, Wolfgang (Hg., 1999): *Lesebuch 2: Dreißigjähriger Krieg. Literarische Texte von 1791 bis 1998*. Münster: Lit.
- Popp, Wolfgang (1999); Linck, Dirck; Popp, Wolfgang; Runte, Annette (Hg., 1999): *Erinnern und Wiederentdecken. Tabuisierung und Enttabuisierung der männlichen und weiblichen Homosexualität in Wissenschaft und Kritik*. Berlin: rosa Winkel.
- Popp, Wolfgang (2001): Homosexual images of Masculinity in German-Language Literature after 1945. In: *Conceptions of Postwar German Masculinity*. Ed. by Roy Jerome. State University of New York Press, S. 243–262.
- Schrader, Sabine (2001): Die Un-Orte des lesbischen Begehrens in der französischen Literatur. In: *Forum Homosexualität und Literatur*, H. 38, S. 23–33.
- Setz, Wolfram (2007): Fay oder Randall? Oder: Welche Texte lesen wir? Eine ernsthafte Plauderei. In: *Forum Homosexualität und Literatur*, H. 50, S. 67–84.
- Shukrallah, Tarek (2021): Kommunistische Queers oder queere Kommunist*innen? Ob Klassenkampf oder queere Befreiung Vorfahrt haben sollte, wurde schon in den 1970er Jahren debattiert. In: *analyse & kritik. Zeitung für linke Debatte & Praxis*, 675. <https://www.akweb.de/gesellschaft/kommunistische-queers-oder-queere-kommunistinnen/> [aufgerufen: 03.01.2023].
- Universität Siegen (2017a): Nachruf Wolfgang Popp. <https://www.uni-siegen.de/phil/aktuelles/verschiedenes/760661.html> [aufgerufen: 03.01.2023].
- Universität Siegen (2017b): Die Geschichte der Universität Siegen. https://www.uni-siegen.de/start/die_universitaet/ueber_uns/geschichte/ [aufgerufen: 03.01.2023].

„Eine starke Gruppe und wortgewaltige Menschen“. Zur friedenspädagogischen Arbeit von Wolfgang Popp

von *Bernhard Nolz*

Vorbemerkung

Ich möchte die friedenspädagogischen Schwerpunkte und Projekte von Wolfgang Popp präsentieren und in einen gesellschaftspolitischen Rahmen stellen und kommentieren. Dabei werde ich mich um Sachlichkeit und Objektivität gegenüber Wolfgang Pops Wirken bemühen, so weit das für einen langjährigen Lebens- und Kampfgefährten möglich ist.

Friedenspolitik und Friedenspädagogik in gesellschaftlicher Verantwortung

Zur friedenspädagogischen Arbeit von Wolfgang Popp findet man einen guten Zugang, wenn man sich gedanklich zurückversetzt in das Jahr 1972. In diesem Jahr wurde Wolfgang Popp als Professor für deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik an die Siegener Hochschule berufen, die die Bezeichnung Gesamthochschule trug, 1980 umbenannt in Universität-Gesamthochschule, bis die Universität 2003 von dem Zusatz – oft nur als „GH“ abgekürzt – befreit wurde.

1972 wurden die so genannten Ostverträge zwischen der Bundesrepublik Deutschland (BRD) und der Sowjetunion, mit der Volksrepublik Polen und mit der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) vom deutschen Bundestag beschlossen. Die neue Ostpolitik, die letztlich in die deutsche Wiedervereinigung mündete, hatte eine Annäherung und Verständigung mit dem Osten eingeläutet, für die Bundeskanzler Willy Brandt 1971 mit dem Friedensnobelpreis geehrt worden war. Die „Ostverträge“ wurden anfänglich in Politik und Gesellschaft kontrovers diskutiert, wurden jedoch im Laufe der Jahre ein fester Bestandteil bundesdeutscher Innen- und Außenpolitik, die gelegentlichen antikommunistischen Störversuchen ausgesetzt waren.

Wolfgang Pops Start ins professorale Hochschulleben fiel zusammen mit einer Ära friedenspolitischer Bemühungen um Entspannung zwischen den östlichen und westlichen Blocksystemen, die mit dem von den USA erzwungenen

Rücktritt Willy Brandts 1974 zwar nicht beendet war, aber von der westlichen Seite in neue Konfliktfelder gelenkt wurde.

In der Folge der 1968-er Jahre waren die Erkenntnisse der internationalen Friedens- und Konfliktforschung auch an den deutschen Hochschulen verbreitet, waren bis in die Schulen gelangt und drängten in die Lehrerbildung und die Lehrerfortbildung.

Über die 68-er:innen schreibt Angelika Ebbinghaus:

Ihre Rebellion gegen die Verhältnisse war in Theorie und Praxis mit der Emanzipation der eigenen Person verbunden. Individuelle Emanzipation und gesellschaftliche Veränderung sahen sie in einem engen Zusammenhang. [...] Ihre Mentalität und insbesondere ihre antiautoritäre Haltung verbanden die 68erInnen weltweit. Sie hinterfragten Autoritäten, Konventionen und Institutionen.¹

In seinen Erinnerungen schildert Wolfgang Popp, wie er mit diesen unruhigen Zeiten zurechtgekommen ist. Sie haben ihn motiviert, einen persönlich politischen Gestaltungswillen zu entwickeln, der seinen Ursprung in dem Erkenntniswunsch hat, die Verstrickungen seiner Eltern in den Nationalsozialismus zu verstehen und sie für sich und Andere nachvollziehbar machen zu können, um auf diese Weise Entwicklungsarbeit zu leisten für das, was als Erziehung zum Antifaschismus bezeichnet werden kann und eine der Grundlagen der Friedenspädagogik darstellt.

Wolfgang Popp versteht sich 1972 als Hochschullehrer in gesellschaftspolitischer Verantwortung. Er will einen Beitrag zur Entwicklung von Frieden und Demokratie leisten, im Sinne der Parole von Bundeskanzler Willy Brandt: „Mehr Demokratie wagen“.

Dialog, Integration und Solidarität – ein Friedensprogramm

In den ersten Jahren seiner Tätigkeit erkundet Wolfgang Popp mögliche Arbeitsbereiche für Forschung und Lehre. Dabei findet er eine Orientierung im Auftrag der Gesamthochschule Siegen,

theorie- und praxisorientierte Ausbildung enger miteinander zu verknüpfen, mehr Durchlässigkeit und Chancengleichheit im Bildungssystem herzustellen und die Regionalisierung des Studienangebotes und des Forschungspotenzials voranzubringen.²

Ganzheitliche Forschungsansätze, fachübergreifende Zusammenarbeit sowie die Einbeziehung der Studierenden in die inhaltliche und organisatorische Gestal-

tung von Forschung und Lehre werden zu prägenden Elementen seiner Tätigkeit. Seine Forschungsarbeiten beziehen sich zunächst auf den Deutschunterricht,³ wenden sich bald der Friedensforschung zu, die vom Gewaltbegriff Johan Galtungs beeinflusst ist, der zwischen direkter, struktureller und kultureller Gewalt unterscheidet. Gewalt verhindert, was eigentlich möglich wäre. Das Potentielle bleibt hinter dem Tatsächlichen zurück.

Es gilt also, in allen Lebensbereichen Transformationsprozesse in Gang zu setzen, durch die die herrschende Gewalt in friedliche Entwicklung umgewandelt werden kann. Galtung spricht von einer „Friedenstherapie“, z. B. für die „USA, den Westen und die übrige Welt“:

Wir brauchen Versöhnung: Dialog und weltweite Erziehung zum Verständnis davon, wie andere denken, und dazu, andere Kulturen zu achten. [...] Nur Dialog und Friedenserziehung können uns den Weg zur Heilung und zum Abschließen des Konflikts zeigen.⁴

Im bildungspolitischen Diskurs, der auch an der Gesamthochschule Siegen nicht immer gewaltfrei geführt wird, vertritt Popp emanzipatorische Positionen, lässt sich aber von Selbstreflexion und Geduld leiten. Er sucht eher die Rückkopplung mit Fachkolleg:innen und Student:innen und fragt bei Lehrer:innen nach, wie von ihnen Gewaltprozesse wahrgenommen werden, bis er seine Erkenntnisse in friedenspädagogische Worte fasst.

Dieses Vorgehen kommt nicht von ungefähr. Popp verfügt, als er mit 37 Jahren Germanistik-Professor wird, über ein gehöriges Maß an Lebenserfahrung. Er hatte sie gewonnen in seinem ersten Beruf als Organist, Chorleiter und Dozent beim Evangelischen Studienwerk Villigst. Nach dem germanistischen Zweitstudium und der Promotion wird er wissenschaftlicher Assistent an den Pädagogischen Hochschulen Münster und Hannover, er wird Mitglied der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) und des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi).

Im Rahmen der Mitarbeit in den beiden Organisationen trägt er dazu bei, die materielle und arbeitsrechtliche Lage der wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen an den Universitäten zu verbessern und abzusichern. Zusammen führen sie den Kampf gegen die Berufsverbote. Wolfgang Popp verliert die klassenkämpferisch-emanzipatorische Perspektive in seinem weiteren (Berufs-)Leben nicht mehr aus den Augen und setzt sich für diejenigen ein, die unter Gewalt und Ungerechtigkeit leiden.

Die zurückhaltende Beharrlichkeit in der Arbeit für den Frieden ist das, was ich als den Poppschen Pazifismus bezeichne. Er lebt ihn, und ohne sich als Vorbild zu empfinden, ist es die Wirkung seiner Authentizität, die Andere anzieht

und für die Friedensprogrammatisik begeistert, die Peter Kropotkin 1919 folgendermaßen beschreibt:

Ein Instinkt, der [...] Menschen und Tiere gelehrt hat, welche Stärke sie durch die Betätigung gegenseitiger Hilfe gewinnen und welche Freuden sie im sozialen Leben finden können. [...] Es ist das Bewußtsein [...] von der menschlichen Solidarität. Man hat erkennen gelernt, [...] welche Abhängigkeit zwischen dem Glück des einen und dem aller besteht und welche Achtung vor den Rechten anderer sich bei den Individuen in Folge eines Sinnes für Gerechtigkeit oder Gleichheit entwickelt hat.⁵

In den beginnenden 1980er Jahren engagiert sich Wolfgang Popp in der Pädagogen-Friedensbewegung. Von Europa ausgehend, entstehen neue soziale Bewegungen, in denen sich Menschen zusammenschließen, um soziale und politische Veränderungen zu erreichen. Sie zeichnen sich durch Spontanität und politische Kreativität aus und sind wegen dieser Eigenschaften im Vergleich zu den alten Protestakteuren – Parteien, Gewerkschaften, Kirchen – oftmals erfolgreicher bei der Mobilisierung der Menschen.

Der Pädagogen-Friedensbewegung gelingt es von Anfang an, im Rahmen von Bündnissen mit den „alten“ Akteuren zu agieren und die dort vorhandenen organisatorischen Erfahrungen und inhaltlichen Ausarbeitungen gemeinschaftlich zu nutzen. Im Gegensatz zu anderen Gruppen der Friedensbewegung kommt es in der Folgezeit auf Bundesebene bei den Friedenspädagog:innen zu keinen Dominanz- bzw. Übernahmeversuchen von Parteivertreter:innen oder Stiftungsgesandten – und daran haben Wolfgang Popp's Charisma und sein pädagogisches Ethos einen entscheidenden Anteil.

Friedensgebot und Menschenrechte – Pazifismus als Grundhaltung

Das in der Pädagogen-Friedensbewegung herausgebildete Verständnis von Pazifismus bewegt sich pragmatisch zwischen dem Friedensgebot der UN-Charta, der Erklärung der Menschenrechte (vorrangig dem Recht auf Leben) und einer Vision vom Frieden, der es den Menschen ermöglicht, ein gelingendes Leben in der Gemeinschaft mit anderen zu verwirklichen.⁶

Der ‚Ewige Frieden‘ wurde auch schon von Immanuel Kant als Utopie gesehen, doch hat er in seiner Schrift *Zum ewigen Frieden* klar und deutlich die Grundsätze formuliert, die einen dauerhaften Frieden ermöglichen – sie liegen eigentlich der UN-Charta zugrunde, werden aber nicht beachtet.⁷

Wenn der Widerspruch zwischen dem gewaltsamen Regierungshandeln und den allgemeinen Friedensgeboten offensichtlich wird, wird der Pazifismus verteuflert und seine Vertreter:innen müssen als Sündenböcke herhalten. Der CDU-Politiker Heiner Geißler beherrschte diese Polemik nicht nur 1983 aufs Vortrefflichste:

Der Pazifismus der 30er Jahre, der sich in seiner gesinnungsethischen Begründung nur wenig von dem unterscheidet, was wir in der Begründung des heutigen Pazifismus zur Kenntnis zu nehmen haben, dieser Pazifismus der 30er Jahre hat Auschwitz erst möglich gemacht.⁸

Auf diese Missdeutung der Geschichte gab es von Popp und Anderen klare Antworten aus der friedenspädagogischen Praxis. Diese enthielten den Hinweis auf die Arbeit von unzähligen lokalen bzw. regionalen Geschichtswerkstätten, die in den 1970er Jahren entstanden waren und die Kräfte erforschten, die sich für Frieden und Gewaltfreiheit eingesetzt hatten. Gruppen aus der Friedensbewegung und viele Schüler:innen waren auf entdeckende Zeitreise zu historischen Personen und Ereignissen von Krieg und Frieden gegangen.

Als der GRÜNE Außenminister Joschka Fischer im Jugoslawien-Krieg 1999 aus Auschwitz gelernt zu haben vorgab, man müsse Krieg führen und töten, um den Tod anderer Menschen zu verhindern, und Serbien von Deutschland mit seinen Nato-Partnern völkerrechtswidrig bombardiert wurde, schlug Popp vor, die Texte verschiedener Autor:innen in einem Buch zur Erinnerungs- und Gedenkstättenarbeit zu vereinen. Es entstand der Band *Erinnerungsarbeit. Grundlage einer Kultur des Friedens*.⁹

In dem Band der Reihe „Friedenskultur in Europa“ sind zwanzig Autor:innen versammelt, die sich zu folgenden Themenkomplexen äußern: die friedenspädagogische Bedeutung von Erinnerungsarbeit, die Geschichte der Friedenserziehung, Erinnerungsarbeit im Museum und Gedenkstättenarbeit, Erinnerungsarbeit in der Kinder- und Jugendliteratur.

Wolfgang Popp steuert zur Themenvielfalt drei Texte bei: „Überlegungen zu einer Didaktik des Erinnerns“, „Erinnerungsarbeit im Museum. Ernst Friedrich und das Anti-Kriegs-Museum in Berlin“ sowie „Täter und Opfer des NS-Terrors: im Tod vereint? Zur Gedenkstättenpolitik in der Hauptstadt und in der Provinz“. Mit seinen Themen nimmt Popp immer wieder Bezug auf öffentliche Diskurse, in denen er Friedensperspektiven, friedenspädagogische Aspekte und Ansätze der konstruktiven Konfliktbearbeitung vermisst.

Bereits 1993 hatten sich die Pädagog:innen für den Frieden zu einem aktiven Pazifismus bekannt. Angesichts der Auslandseinsätze der Bundeswehr und der sich abzeichnenden Nato-Erweiterungen hielten sie den Aufruf *Gegen den neuen Militarismus – für einen aktiven Pazifismus!* für dringend notwendig:

Als Pädagoginnen und Pädagogen lehnen wir die derzeit sich abzeichnende Entwicklung zu einem neuen deutschen Militarismus ab. Wir wenden uns dagegen, Militäreinsätze der Bundeswehr [...] als unabweisbare humanitäre Maßnahmen zu kaschieren. Wir verurteilen das Großmachtstreben der deutschen Regierungspolitiker und ihr Denken in militärischen Kategorien. Wer so denkt und handelt, der nimmt in Kauf, dass deutsche Soldaten wieder töten und getötet werden.

Demgegenüber bekennen wir uns beharrlich zu einem aktiven Pazifismus. Das entspricht unserer Verantwortung für die Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, mit denen wir in unseren Berufsfeldern zusammenarbeiten. [...] Das Denken in militärischen Kategorien wurde schon immer gelernt; es ist höchste Zeit, dass wir umlernen. Ziviles Denken braucht mehr Mut, Erfindungsgeist und Phantasie als das militärische, aber eine Alternative hierzu gibt es nicht, wenn die Menschen auf der Erde eine Zukunft haben sollen.¹⁰

Sechs Jahre später bezeichnen Popp und ich den Pazifismus aller Gesellschaftsmitglieder als eine erstrebenswerte individuelle Grundhaltung.

Eine pazifistische Grundhaltung, die diese Formen der Gewalt als Mittel zur Konfliktlösung zwischenmenschlicher, innergesellschaftlicher und zwischenstaatlicher Konflikte ablehnt, kann nicht gleichzeitig Gewalt befürworten, auch nicht in besonderen eskalierenden Konfliktsituationen.

Pazifisten werden in solchen eskalierenden Konfliktsituationen häufig ratlos sein, sie wissen nur, wie der Konflikt nicht gelöst werden kann und darf, haben aber möglicherweise keine gewaltfreien Lösungskonzepte anzubieten. Auch hier spielt [...] die Glaubwürdigkeit der Erziehenden eine bedeutende Rolle: wer z. B. militärisches Eingreifen in einem zwischenstaatlichen Konflikt in besonders zugespitzter Konfliktsituation befürwortet, macht sich in den Augen Heranwachsender unglaublich, wenn er zugleich von ihnen verlangt, ihre zwischenmenschlichen und Gruppenkonflikte gewaltfrei zu lösen.¹¹

In der Folgezeit zeigte sich, dass einige Friedensgruppen gewillt waren, von ihrer pazifistischen Grundhaltung abzuweichen, um einen größeren Einfluss auf die Sicherheitspolitik nehmen zu können. Diese Taktik wurde von der Politik letztlich als Schwäche der Friedensbewegung bewertet. Tatsächlich hat sie spalterischen Kräften innerhalb der Friedensbewegung Auftrieb gegeben. In den sozialen Medien wird von geheimer Unterwanderung und verdeckten Zuwendungen gesprochen.

Friedenspolitisches und friedenspädagogisches Engagement – Krefelder Appell, Deutsche Friedensunion und Demokratische Erziehung

Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Popp, der sich mit Friedenserziehung und Friedenspolitik befassen will, findet Mitte der 1970er Jahre Anschluss an eine Gruppe von Menschen, die sich solidarisch und kompetent in die gesellschaftspolitischen Fragen von Krieg und Frieden einmischen.

Popp ist 1980 von Anfang an beim Krefelder Appell dabei. Der Appell wurde von Mitgliedern der Deutschen Friedens-Union (DFU) und der GRÜNEN (z. B. Gerd Bastian und Petra Kelly) gemeinsam initiiert und repräsentierte den Konsens in der Friedensbewegung, die Nachrüstung verhindern zu wollen. Die offizielle militärpolitische Systematik war irrational: Die NATO solle aufrüsten, auch atomar, um dann Stück um Stück in Verhandlungen mit der Sowjetunion wieder abzurüsten. Die Irrationalität der Diskussion in der BRD fand ihren Ausdruck auch darin, dass von den etablierten Parteien versucht wurde, die sachliche Kritik am Nachrüstungsziel als Verrat am Vaterland zu emotionalisieren und die Nachrüstungsgegner als kommunistisch gesteuerte Verräter zu diskreditieren.

Wolfgang Popp kommt in seinen Lebenserinnerungen zu einer anderen Einschätzung:

Ich erkannte, dass wir eine starke Gruppe waren, zum größten Teil wortgewaltige Menschen.

Sie bestärken ihn in seinem friedenspolitischen Engagement. Zusammen mit dem Journalisten Erich Roßmann und der Bonner Historikerin Prof. Dr. Annette Kuhn veröffentlicht er 1981 die von der DFU herausgegebene Broschüre *Friedenserziehung contra Wehrkunde*.¹²

Geschichtswissenschaft und Geschichtsdidaktik hatten für eine Zeit lang die Führungsposition in der Entwicklung der Friedensforschung und der Friedenserziehung. Das hing u. a. damit zusammen, dass es eine fundierte politische Bildung als Schulfach an den allgemeinbildenden Schulen nicht gab, sondern dem Geschichtsunterricht zugeordnet oder mit anderen Lernbereichen, z.B. Wirtschafts- oder Sozialwissenschaften, kombiniert wurde. Der von Annette Kuhn, Wolfgang Popp und Anderen vertretene ganzheitliche, fachübergreifende Ansatz der Friedenserziehung überwand dieses strukturelle Defizit im demokratischen Bildungssystem dadurch, dass nun der gesamte Unterricht (friedens-)politisch akzentuiert werden konnte, was wiederum den Kampf der Kultusminister der CDU-regierten Bundesländer für die Einengung auf die Wehrkunde in den Schulen hervorrief.

Damit aber standen sie auf verlorenem Posten gegen die argumentative Stärke der Friedenswissenschaftler:innen, die die Gesellschaft mit friedenspolitischen

Konzepten überzeugen konnten. Das heißt allerdings nicht, dass der Wehrkunde-Ansatz nicht bei „passender“ Gelegenheit (zuletzt 2022 anlässlich des Ukraine-Krieges) wieder hervorgeholt wird, obwohl er auf unveränderten Feindbildern und unreflektierten Stereotypen aufbaut.¹³

Im Gegensatz dazu steht die wissenschaftlich begründete politische Einstellung von Annette Kuhn und Wolfgang Popp, deren Entwicklungen in den 1980er Jahren Parallelen aufweisen. Beide engagieren sich für den Frieden, in der Hochschule und in der Bewegung, und beide erweitern ihre wissenschaftlichen Betätigungsfelder auf den Bereich der Geschlechterforschung. Die Historikerin hat die erste deutsche Professur für historische Frauenforschung inne und engagiert sich in der Frauenbewegung. Der Germanist gründet das Forschungsgebiet „Homosexualität und Literatur“ und engagiert sich in der Schwulenbewegung.

Schon der Titel der DFU-Broschüre *Friedenserziehung contra Wehrkunde* nimmt eindeutig Partei für die Friedenserziehung in den Schulen. Deswegen musste sich der damalige für Schulen zuständige Kultursenator Hamburgs, Joist Grolle (SPD), mit Vorwürfen der oppositionellen CDU auseinandersetzen, er lasse es zu, dass Materialien von kommunistisch gesteuerten Gruppierungen in der Lehrerfortbildung eingesetzt würden, was sich u. a. auf die oben genannte Broschüre bezog. Kultursenator Grolle wehrte die Vorwürfe als unbegründet mit der Bemerkung ab, dass es sich bei den Verfasser:innen um Gewerkschaftsmitglieder handeln würde. Mehr musste dazu in Hamburg nicht gesagt werden, wo es eine mitgliederstarke „AG Friedenserziehung“ in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) gab, die dann auch den Kern der Pädagog:innen für den Frieden bildete.

Der Erfolg der Friedenserziehungs-Vertreter:innen ergibt sich Anfang der 1980er Jahre auch daraus, dass durch die verändernde Kraft der 68er-Bewegung und durch die Brandtsche Entspannungs- und Friedenspolitik die sozialistischen Utopien, besonders in Deutschland, eine neue Strahlkraft erhalten hatten. Kaum jemand ahnte den 1990 erfolgten Zusammenbruch der Sowjetunion oder konnte sich eine politisch hilflose Linke in Europa ausmalen. Aber im Zusammenhang mit der Schwulen-Emanzipation wies Wolfgang Popp ständig auf die Brüchigkeit des Erreichten hin und auf die Notwendigkeit, in der emanzipatorischen Kraft nicht nachzulassen und den wissenschaftlichen Diskurs aufrechtzuerhalten, um der Thematik neue Impulse zu geben, die das Erreichte zu sichern helfen sollten.

Im Bereich der Friedenserziehung bedeutet das für Popp, dass er in der Folgezeit fachübergreifende Lehrveranstaltungen zu Galtungs Friedenstheorien an der Universität anbietet, die Zeitschrift *Wissenschaft & Frieden* unterstützt, dem Bündnis der Friedenswissenschaftler:innen beiträgt, eine eigene friedenspädagogische Zeitschrift *et cetera ppf* und die Buchreihe „Friedenskultur in Europa“ herausgibt.

Wolfgang Popp stellt 1981 in der Broschüre *Friedenserziehung contra Wehrkunde* sein Konzept einer handlungsorientierten Friedenserziehung vor. Schon in den einleitenden Bemerkungen entlarvt der Autor den Slogan „Dienst in der Bundeswehr ist Friedensdienst“ als reine Regierungspropaganda und plädiert dafür, dass das Thema „Friedenssicherung“ nicht den in die Schulen drängenden Jugendoffizieren der Bundeswehr überlassen werden dürfe. Die verteidigungspolitischen Sprecher von Regierung und Opposition beklagten hingegen einhellig einen zunehmenden „Pazifismus“, dem begegnet werden müsse.

Das pädagogische Konzept der Handlungsorientierung bot Lehrer:innen und Schüler:innen die Möglichkeit, die Felder der Friedensarbeit selbst zu erkunden und als Erziehung zum Frieden in die Schulen zu tragen. Die handlungsorientierte Friedenserziehung mit ihren Prinzipien des vernetzten und kooperativen Lernens und der Prozess- und Produktorientierung schuf die Grundlagen dafür, dass viele junge Menschen das Gelernte in politisches Handeln umsetzen und als politisch aktive Bürger:innen agieren konnten.

Die „Materialien zur Friedenserziehung“, die Popp zur Verfügung stellt, gehen von den wissenschaftlichen Grundlagen der Friedenserziehung aus, präsentieren Dokumente zu den aktuellen friedenspolitischen Auseinandersetzungen, ermuntern zur Beschäftigung mit den historischen Gegebenheiten und eröffnen Perspektiven zur Bewältigung von Aggression und Gewalt. Natürlich werden die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki genauso als Unterrichtsthema aufgenommen wie Statistiken über das Wettrüsten. Den Praxisbezug untermauert Popp mit einer Übersicht über den Lehrplan eines Gymnasiums zu dem Projektthema „Krieg und Frieden“, in dem lehrreiche Vorschläge zum gesamten Fächerkanon der Schule enthalten sind.

Die DFU-Broschüre findet eine überraschend große Verbreitung, wohl auch, weil Einzelseiten einfach kopierbar sind. In der Folgezeit veröffentlicht Wolfgang Popp in der Zeitschrift *Demokratische Erziehung* viele Beispiele, wie die Friedenserziehung in der Schule aussehen kann. Die starke Nachfrage nach Unterrichtsmaterialien führt dazu, dass Popp das Forschungs- und Lehrgebiet Friedenserziehung an der Universität Siegen gründet. Der Schwerpunkt der Tätigkeit liegt zunächst auf Vorschlägen zur Auswahl von Texten und ihrer Vermittlung im Deutschunterricht, wird nach und nach auf andere Lehrgebiete und Themenfelder ausgedehnt.

Von Anfang an lag der Schwerpunkt von Pops Lehrtätigkeit im Bereich der universitären Lehrerbildung, wobei er den Grundschulbereich favorisierte. Auch hier war der Bildungsnetzwerker Popp in seinem Element. Seine Student:innen konnten die im Studium erworbenen Kenntnisse im Bereich Friedenserziehung in den von ihm begleiteten Schulpraktika ausprobieren. Dabei stießen sie auf gleichgesinnte Lehrer:innen, zum großen Teil in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) organisiert. Viele Lehrer:innen waren zudem wie Wolfgang

Popp in regionalen und lokalen Gruppen und Initiativen der Friedensbewegung engagiert, was wiederum auf die Student:innen ausstrahlte. Diese friedenspolitischen Realitäten gehörten zum beruflichen und außerberuflichen Alltag und prägten in den 1970/80er Jahren das Friedensbewusstsein einer Lehrer:innen-Generation, die sich nach der Jahrtausendwende – genauer gesagt nach dem Nato-Krieg gegen Jugoslawien 1999 und den Anschlägen von New York 2001 – nicht mehr aufrufen konnte, den Frieden und die Gewaltfreiheit zu verteidigen. Wolfgang Popp reagierte darauf mit der Gründung des Zentrums für Friedenskultur (ZFK).

Gesellschaftskritik und Friedenserziehung bestimmen den Deutschunterricht

Anfang der 1980er Jahre geht es Wolfgang Popp um die Fortführung der Öffnung des Deutschunterrichts für gesellschaftskritische Inhalte und Ziele. Als 1984 das von Brigitte Reich und Norbert H. Weber herausgegebene Buch *Unterricht im Dienste des Friedens*¹⁴ erscheint, begrüßt Popp darin die bereits in Gang gesetzte „Versöhnung“ der gegensätzlichen Standpunkte in der Deutschdidaktik. Auch in dieser Frage erleben wir Wolfgang Popp als Vertreter einer Wissenschaft, die Frieden stiften will und ihre friedensstiftende Kraft einzusetzen versucht.

Sein Beitrag gilt der Friedenserziehung im Fach Deutsch. Auf 26 Buchseiten stellt er prägnant die NS-behaftete Nachkriegsentwicklung des Faches Deutsch dar, schildert die langsam erfolgte Öffnung für gesellschaftskritische Themen, um dann die Ansätze zur Friedenserziehung im Deutschunterricht anschaulich aufzuzeigen.

Dabei kommt es Popp auf die Darstellung zweier Entwicklungsziele an, die mit der Friedenserziehung im Deutschunterricht angestrebt werden. Zum einen sollen der bestehende Literaturkanon und die methodischen Zugänge zur Literatur sowie die Beschäftigung mit neuen Textsorten die friedenspädagogischen Aspekte des Deutschunterrichts stärker zum Vorschein bringen. Zum anderen können, so Popp, „Argumentations- und Aktions-Formen der friedenspolitischen Auseinandersetzung in den Deutschunterricht einbezogen werden“, womit einer der Gegenstandsbereiche der Friedenserziehung angesprochen ist. Das entsprechende Kapitel in seinem Aufsatz nennt der Deutschdidaktiker Wolfgang Popp „Ansätze zur Friedenserziehung – Möglichkeiten und Beispiele“, sie stammen alle aus dem eigenen Erfahrungsbereich, als Lehrer, als Wissenschaftler, als Friedensbewegter.

Als ich *Unterricht im Dienste des Friedens* fünf Jahre nach dem Erscheinen lese – ich bereite mich auf die Tätigkeit als abgeordnete Lehrkraft am neu gegründeten Friedensforschungsinstitut der Kieler Universität vor –, bleibe ich an Poppers Einleitungssatz zum Kapitel „Ansätze zur Friedenserziehung“ hängen (s. u.) und erkenne darin seine Bedeutung für jeglichen Fachunterricht zur Frie-

denserziehung. Drei Jahre später lerne ich Wolfgang Popp bei einem Treffen der Pädagog:innen für den Frieden persönlich kennen. Dort hätten wir uns über seinen Buchbeitrag austauschen können – stattdessen verliebten wir uns.

Lernprozesse und Inhalte der Friedenserziehung

Friedenserziehung im Unterricht muss sich zunächst auf fachübergreifende allgemeine Prinzipien von Friedenserziehung beziehen. Diese ergeben sich aus den Fragen nach den Gegenstandsbereichen der Friedenserziehung, nach den Lernprozessen der Schüler und nach den Lernergebnissen.¹⁴

Das ist der ganzheitliche Kern von Pops Anregung für die Lehrer:innen. Dieser Satz wurde in den 1980er und 1990er Jahren zu einem Orientierungsmaßstab für die friedenspädagogische Arbeit in den Bildungseinrichtungen. Im Jahr 2022 ist davon nicht viel übrig geblieben. Sollen die Corona-Maßnahmen und der Ukraine-Kriegstaukel der Regierenden der Friedenserziehung in Deutschland ein Ende bereiten?

Dazu muss es nicht kommen, wenn Pops Anregungen zur Friedenserziehung von 1984 in den Schulen erinnert werden: Nicht jede:r Lehrer:in muss die Friedenserziehung für sich und die eigenen Unterrichtsfächer neu erarbeiten. „Tut euch zusammen“, ruft Popp ihnen zu. Solidarische Aktivitäten gehören zur Profession von Pädagog:innen, die zum Frieden erziehen wollen. Friedenserziehung ist Friedensbildung ist Peace Education. Friedenserziehung ist ein internationales Projekt.

Die Grundlagen der Friedenserziehung, Popp nennt sie 1984 „Grundtatsachen“, sind zeitlos und in jedem Jahrzehnt wieder hoch aktuell:

- Militärisch kann ein Land nicht verteidigt werden. (Hinweis auf Gewaltfreiheit und Soziale Verteidigung)
- Sicherheit durch Abschreckung gibt es nicht, Kooperation auf Augenhöhe ist alles.
- Zur atomaren, biologischen, chemischen und konventionellen Abrüstung gibt es keine Alternative.
- Feindbilder stehen im Widerspruch zur Abrüstung und zur Völkerverständigung.

Von „ewiger“ Aktualität ist die Frage nach der Gestaltung der Lernprozesse. Popp ist wichtig, dass Lernprozesse an den Betroffenheiten von Schüler:innen und Lehrer:innen anknüpfen. Damit die Betroffenheit nicht in unkontrollierte Emotionalität abgleitet, müssen die Unterrichtsgegenstände ständig nach ihrem Realitätsgrad und dem Aktualitätsgrad für die Schüler:innen befragt werden.

Wolfgang Popp spricht sich dafür aus, dass sich Lehrer:innen, Schüler:innen und Student:innen für das Friedenslernen ausreichend Zeit nehmen. Außerdem lenkt er die Aufmerksamkeit auf die außerschulischen Lernorte des Friedens und empfiehlt, sich von Lutz van Dicks Buch *Lernen in der Friedensbewegung. Ideen für pädagogische Friedensarbeit*¹⁵ anregen zu lassen.

In seinem Beitrag für van Dicks Buch äußert sich Wolfgang Popp zur gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaftler:innen:

Als Lehrende an demokratischen Hochschulen sind sie verpflichtet und kompetent, die Gegenstände und Theorien ihrer Wissenschaft so zu vermitteln, daß die Studierenden sich nicht nur Fachwissen, sondern die Fähigkeit aneignen können, die gesellschaftliche Relevanz wissenschaftlicher Gegenstände zu reflektieren und daraus Konsequenzen für ihr eigenes gegenwärtiges und zukünftiges Verhalten als wissenschaftlich Arbeitende zu ziehen. [...] Soweit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Kompetenz zum friedenspolitischen Engagement aus ihrer pädagogischen Verantwortung ableiten, eröffnen sich Möglichkeiten zu fach- und wissenschaftsübergreifender Zusammenarbeit. Und zu einer „Selbstverpflichtung“, Probleme des Wettrüstens und der Kriegsgefahr in ihren Lehrveranstaltungen zu behandeln oder zur Diskussion zu stellen.¹⁶

Dass Pops Überlegungen auf praktischen friedenspolitischen Erfahrungen beruhen, macht der Bericht über die Siegener Friedenswochen von 1981 deutlich.

Friedenswissenschaft praktisch – Siegener Friedenswochen 1981

Für die Friedensbewegung in Siegen ist das Jahr 1981 ein besonderes Jahr. Im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft Siegener Friedenswochen (AGSF) haben sich vierzig Gruppen und Organisationen zusammengefunden und führen in der Zeit vom 1. Oktober bis zum 26. Dezember 1981 über vierzig Veranstaltungen durch. Wolfgang Popp gehört zu den Initiatoren.

Eine damalige Studentin berichtet 40 Jahre später, dass das Engagement für den Frieden die gesamte Hochschule erfasst hatte: Professor:innen, wissenschaftliche Mitarbeiter:innen, Verwaltungs- und technische Angestellte und Student:innen, sie alle leisteten Beiträge zum Gelingen der Siegener Friedenswochen und trugen die Idee in die Gesellschaft, was dazu führte, dass weitere Gruppen bei den Friedenswochen mitmachten. Während der Friedenswochen fuhr – so konnte man in der Friedenszeitung lesen – „zwar nicht der Friede selbst, aber ein Friedensauto“ die Dörfer in der Region und städtische Marktplätze an, um sie „mit Materialien und aktiven Gesprächspartnern“ zu versorgen.

In der *Friedenszeitung*¹⁷ wird eine Veranstaltung mit ihm als Referenten im Roten Hörsaal der Gesamthochschule Siegen angekündigt. Veranstalter sind die Fachgruppe Hochschule und Forschung in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) und der Bund demokratischer Wissenschaftler (BdWi). Der BdWi hatte sich – wie die GEW – seit 1968 für eine Wissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung engagiert und die Kampagne gegen die Berufsverbote in den 1970er Jahren maßgeblich unterstützt. Einer der BdWi/GEW-Akteure der Siegener Kampagne ist Wolfgang Popp, der nicht müde wird, für einen Abbau der strukturellen Gewalt im Bildungsbereich zu kämpfen und die Thematik in die Öffentlichkeit zu bringen.

Popps Referat trägt den Titel „Friedenserziehung in der Schule“ und wird folgendermaßen angekündigt:

Möglichkeiten und Schwierigkeiten von Unterrichts-Projekten, Unterrichtseinheiten und Unterrichtsstunden zur Friedenserziehung sollen behandelt werden. Die Diskussion um Ziele und Erfolge der Friedenserziehung hat durch 2 Vorgänge Aktualität gewonnen: Die öffentliche Auseinandersetzung um die Zurücknahme des NATO-Rüstungsbeschlusses sowie die geplante Stationierung neuer US-Atomwaffen in der Bundesrepublik und die von der Kultusminister-Konferenz geplanten „Empfehlungen“ zur Frage der „Friedenssicherung“ als Unterrichtsthema. Der Vortrag mit Diskussion beschäftigt sich anhand von Unterrichts-Beispielen mit der Frage, wie diese Probleme im Unterricht vermittelt werden können.¹⁷

Unsere Kinder brauchen Frieden

Alles, was wir für den Frieden tun, tun wir für uns und vor allem für unsere Kinder, die ihr ganzes Leben noch vor sich haben. Und das muß ein Leben in Frieden sein. Mehr noch: Bei allem, was wir gegen die neuen Atomraketen tun, geht es um das Recht auf Leben überhaupt.

Die Erwachsenen von heute sind die Kinder gewesen, die ohne Väter aufwachsen mußten, die der letzte Krieg getötet hatte. Viele von ihnen überlebten Bombennächte und den Krieg in ihrer Stadt, in ihrem Dorf. Und sie alle beklagen den Tod in ihren Familien. Der Satz: Unseren Kindern soll es mal besser gehen! – dieser Satz ist vor allem gültig, wenn es um das Leben in Frieden geht.

Deshalb werden Unterschriften gesammelt gegen neue US-Atomraketen in unserem Land. Deshalb heißt es landauf – landab: Wir wollen nicht auf einer Abschussrampe für amerikanische Atomraketen leben!

(Unbekannter Verfasser, entnommen der *Friedenszeitung* der Arbeitsgemeinschaft Siegener Friedenswochen 1981)

Die offene Art der Herangehensweise an strittige Themen und Probleme, die von gesellschaftlicher Bedeutung sind, ist typisch für die Friedensbewegten der damaligen Zeit. Die Beteiligten empfinden divergierende Standpunkte und Ansichten als Bereicherung für die Friedensdiskussion. Staatliche Eingriffe in die Meinungs- und Demonstrationsfreiheit wurden zurückgewiesen, weil sie den inneren Frieden stören würden.

Die Siegener Friedenswochen lassen erneut den breiten Vernetzungsrahmen erkennen, in dem sich der Hochschullehrer Wolfgang Popp in Sachen Frieden bewegt. Sie zeigen die Vielfalt der Organisationen und Gruppen der Friedensbewegung, die zu dem einen Ziel zusammengekommen sind, nämlich Frieden und Gerechtigkeit in der ganzen Welt durchzusetzen. Folgerichtig beschäftigen sich mehrere Veranstaltungsangebote mit der Ausbeutung der „Dritten Welt“ und dem Kampf um ihre Befreiung vom Neo-Kolonialismus. Entschieden setzt sich Popp dafür ein, dass zu den Siegener Friedenswochen auswärtige Referent:innen eingeladen werden. Da kommen einige zusammen: Der Autor Max von der Grün liest aus seinen Werken. Prof. Dr. Gollwitzer spricht über Shalom, eine jüdisch-christliche Herausforderung an eine Welt im Rüstungswahn. Andreas Guha von der Frankfurter Rundschau nimmt die „NACH“-RÜSTUNG auseinander. Prof. Dr. Ulrich Albrecht, Freie Universität (FU) Berlin, referiert über Menschenrechte und Waffenexporte.

Ein Vertreter der sowjetischen Botschaft äußert sich zu der Frage: „Wollen die Russen Krieg?“ In der Ankündigung heißt es:

Die Veranstaltung soll die Möglichkeit bieten, mit dem Vertreter der sowj. Botschaft über die sowj. Vorschläge der Friedenssicherung zu diskutieren und dabei als zweitem Diskussionsschwerpunkt die sog. Bedrohung aus dem Osten zum Inhalt haben.

Fackelzug – Friedensdemonstration

Als Höhepunkt und zum Abschluss der diesjährigen Siegener Friedenswochen 1981 und aus Anlass der 37. Wiederkehr der Bombardierung Siegens im II. Weltkrieg, am 16.12.1944, soll der Fackelzug mit der Losung: NIE WIEDER KRIEG! KEINE ATOMRAKETEN IN EUROPA – STOPPT DIE NEUTRONENBOMBE!!! am späten Nachmittag dieses Tages durchgeführt werden.

Einige Redner:innen der Kundgebung vom 16.12. bezogen sich auf den „Aufruf zu den Siegener Friedenswochen '81“, an dessen Formulierung Wolfgang Popp mitgearbeitet hatte. Ein Auszug aus dem Aufruf veranschaulicht die Sichtweise der Siegener Friedensaktivist:innen:

Die jährlichen Weltausgaben für Rüstungszwecke betragen schon jetzt über eine Billionen DM (1.000.000.000.000,00 DM).

Dieses Geld fehlt insbesondere in der „Dritten Welt“ zur Verwirklichung der elementaren Menschenrechte auf Nahrung, Wohnung, Gesundheit und Arbeit. Denn schon jetzt sind mindestens 500 Millionen Menschen unterernährt und sterben 20 bis 25 Millionen Kinder unter 5 Jahren jährlich in der „Dritten Welt“.

Bei uns selbst gehen die ständig steigenden Rüstungsausgaben zu Lasten dringend erforderlicher Ausgaben für Bildung, Soziales, Umweltschutz u. a. Wir dürfen das entscheidende Problem der Menschheit nicht einigen Politikern oder Militärs überlassen.

Wir sind vielmehr aufgerufen, unsere Verantwortung für den Frieden zu erkennen und ihr durch entsprechendes Handeln gerecht zu werden. Dazu gehört auch, sich Gedanken zu machen, wie Menschen ohne Gewalt und Unterdrückung zusammen leben können. Angesichts der Gefahr eines drohenden Atomkrieges müssen wir uns noch stärker für Abrüstung und Völkerverständigung einsetzen. Als Bürger eines Landes, das die Welt vor zweiundvierzig Jahren in den schlimmsten aller bisherigen Kriege stürzte, haben wir in diesem Bemühen eine besondere Verpflichtung.¹⁷

Die Friedensdemonstration am 16.12.1981 wurde zu einem Riesenerfolg. Sie fand von da an jährlich statt, wobei Wolfgang Popp stets zum Organisationsteam gehörte. Im Laufe der Jahre ließ das Interesse an den Friedensdemonstrationen – wie überall – auch in Siegen nach, und auch die Mitarbeit in der AG Siegerländer Friedensbewegung (AGSF) bröckelte, was Wolfgang Popp aber nicht daran hinderte, mit einer Handvoll Unterstützer:innen die Friedensarbeit fortzuführen und die AGSF bis 2011 am Leben zu halten.

Die breite Zustimmung zum Krefelder Appell hatte auf Bundesebene zu der Entscheidung geführt, zu einer Großdemonstration am 10. Oktober 1981 nach Bonn aufzurufen. Über 300.000 Menschen folgten dem Aufruf und bekundeten auf diese Weise ihren Willen zur friedlichen Gestaltung Europas und den Wunsch nach demokratischer Mitsprache. Die AG Siegener Friedenswochen organisierte mehrere Busse für die Fahrt zur Großdemonstration.

Aufruf zur Demonstration in Bonn (Auszug)

Gegen die atomare Bedrohung gemeinsam vorgehen!

Die 80er Jahre werden mehr und mehr zum gefährlichsten Jahrzehnt in der Geschichte der Menschheit. Ein 3. Weltkrieg wird aufgrund der weltweiten Aufrüstung immer wahrscheinlicher. Seit mehr als 30 Jahren haben die Militärblöcke der NATO und des Warschauer Paktes so viele Waffen angehäuft, daß jedes Leben auf der Erde mehrfach vernichtet werden kann. Wir in Europa

sind durch die Stationierung neuer Atomwaffen in besonderer Weise bedroht. Wir alle sind aufgerufen, uns mit Mut, Kraft, Phantasie und langem Atem gegen einen drohenden Atomkrieg zu wehren und Alternativen zur gegenwärtigen Militärpolitik zu entwickeln.¹⁷

Die Kraft der Friedensbewegung lag darin, dass die beteiligten Gruppen weiterhin in der Bevölkerung für ihren friedlichen Weg warben, so dass vier Millionen Unterschriften unter dem Krefelder Appell zusammenkamen und Friedensveranstaltungen in Hunderten deutscher Kommunen durchgeführt wurden.

Eine ganze und eine halbe Dekade: Internationale Pädagogen-Friedenskongresse

Die Initiative Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden (PPF) wurde Anfang der 1980er Jahre gegründet und Wolfgang Popp war einer ihrer Sprecher. In dieser Zeit entstanden weitere berufsbezogene Friedensinitiativen, die auch gemeinsame Fachtagungen veranstalteten. Die Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden richteten seit 1981 im Zwei-Jahres-Rhythmus bundesweite Pädagogen-Friedenskongresse mit jeweils über tausend Teilnehmer:innen aus. Von PPF kam auch der Anstoß, internationale Pädagogen-Friedenskongresse zu organisieren, für die die UNESCO als Unterstützerorganisation gewonnen werden konnte. Für die PPF-Vertreter:innen war es wichtig, dass zu den Friedenskongressen Pädagog:innen aus aller Welt, vor allem auch aus dem so genannten Ostblock, teilnehmen konnten. Für Fahrtkostenzuschüsse gab es eine Solidarkasse und es wurden kostenlose Familienunterkünfte angeboten.

Der I. Internationale Pädagogen-Friedenskongress fand 1986 in Kopenhagen statt. Wolfgang Popp gehört zur Koordinierungsgruppe des II. Internationalen Pädagogen-Friedenskongresses 1988 in Bonn, mit dem Motto: „Global denken und lehren – lokal handeln.“ In einer Vorbemerkung zum Kongressthema fragt Popp nach der Solidarität:

Bleibt uns als Pädagogen überhaupt ein anderer Weg als uns zu Anwälten dieser Generation, dieser Kinder und Jugendlichen zu machen? Bleibt uns ein anderer Weg, als die Gewalt in aller Welt anzuprangern, die ihnen angetan wird? Den Funken Hoffnung, der in ihnen glimmt, zu entfachen und uns mit ihnen zu solidarisieren für eine andere Welt, eine andere Zukunft, eine friedliche und menschliche Zukunft? Bleibt uns ein anderer Weg, als global zu denken und zu lehren, lokal zu handeln?¹⁸

Ganz praxisorientiert gibt Popp den Kongress-Teilnehmer:innen das dreisprachige *Wörterbuch Frieden International*¹⁹ an die Hand, von dem er hofft, dass so

die Vielsprachigkeit des Kongress-Geschehens leichter zu bewältigen sei. Fortan sorgt Wolfgang Popp für die Veröffentlichung der Erfahrungsberichte und Ergebnisse von den Pädagogen-Friedenskongressen in verschiedenerelei Medien. Auf den Kongressen sucht er vor allen Dingen den Erfahrungsaustausch mit den Kolleg:innen aus aller Welt, um sie mit der Friedensarbeit der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden zu vernetzen.

Aus diesen Kontakten entstand auf Initiative österreichischer Friedenspädagog:innen die von der EU geförderte internationale Arbeitsgruppe, die 2001/2002 ein Programm und ein Curriculum zur „Friedenserziehung in Europa“ (EURED) entwickelte, das auf Englisch in Buchform vorliegt.²⁰ Als Vertreter der deutschen Friedenspädagogen war ich Mitglied der Arbeitsgruppe. Von 2004–2006 wurden die einzelnen Module des Programms im Rahmen eines internationalen Universitätslehrgangs in fünf Ländern (Spanien, Deutschland, Ungarn, Italien und Österreich) erprobt. Nicht gelungen ist es, EURED in Europa dauerhaft zu institutionalisieren. Dem standen u. a. die Militarisierungsbestrebungen der EU entgegen und das mangelnde Interesse an der Friedenserziehung bei den Regierungen der einzelnen EU-Mitgliedsstaaten.

Wolfgang Popp schmunzelte, als 2012 die Verleihung des Friedensnobelpreises an die Europäische Union bekannt gegeben wurde. Sie ist ohne Impulse für die europäische Friedenserziehung geblieben, was kein Wunder sei, wie Friedensnobelpreisträger Bischof Desmond Tutu aus Südafrika feststellte:

Die EU und ihre Mitgliedsländer gründen kollektive Sicherheit weit mehr auf militärischen Zwang und die Durchführung von Kriegen als auf die Notwendigkeit eines alternativen Herangehens.²¹

Wolfgang Popp hat die Hemmnisse für die Etablierung der Friedenserziehung in Europa vorhergesehen und eigene Projekte für eine Kultur des Friedens in Europa angestoßen.

Mit der Wissenschaft – für die Bewegung – die friedenspädagogische Zeitschrift „et cetera ppf“

1992 gründet Popp die friedenspädagogische Zeitschrift **et cetera ppf**, die von Anfang an mehr sein sollte als ein Rundbrief an die Mitgliedschaft, aber auch nicht als kommerzielles Projekt mit großer Verbreitung konzipiert war. Der Charakter der Zeitschrift lässt sich an Popp's „doppelter“ Herausgeberschaft erkennen: als Leiter des Forschungs- und Lehrgebietes Friedenserziehung der Universität Siegen (Friedenswissenschaft) und als Sprecher der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden (Friedensbewegung). Die Herausgabe der Zeitschrift durch die beiden Einrichtungen/Initiativen weist auf den Hauptadressatenkreis:

Pädagog:innen in allen Bildungseinrichtungen. Die Verteilung der Hefte wird von der Basis her geregelt. PPF-Mitglieder verteilen sie im Kollegen- und Freundeskreis. Außerdem sorgt die Zeitschriftenstelle der Universität dafür, dass *et cetera ppf* in die Bibliotheken aller deutschen Universitäten gelangt.

Wolfgang Popp gibt der Zeitschrift ein besonderes Profil. Sie erscheint viermal im Jahr und ist demgemäß weniger auf Aktualität als auf die Frage gerichtet, was für Lehrer:innen von Interesse für ihre friedenspädagogische Arbeit sein könnte. Popp durchforstet die Fachliteratur, Tages- und Wochenzeitungen, Magazine und Veröffentlichungen von Organisationen aus dem Friedens-, Umwelt-, Menschenrechts- und Eine-Welt-Bereich unter dem Aspekt der Relevanz für die Friedenserziehung bzw. für die Fortbildung von Pädagog:innen. Geeignete Beiträge werden anfangs von seiner Sekretärin abgeschrieben, später können Scan-Programme genutzt werden.

Zur Klärung der Abdruckgenehmigung nimmt Popp persönlich Kontakt zu den betreffenden Verlagen, Organisationen oder Autor:innen auf. Es ist kein Fall bekannt, dass eine Genehmigung verweigert wurde, im Gegenteil, die Herausgeber:innen sind meist erfreut darüber, dass ihre Beiträge einem erweiterten Publikumskreis zugänglich gemacht werden. Poppes Vorgehensweise trägt außerdem dazu bei, dass der Bekanntheitsgrad der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden vergrößert und der eine oder andere Austausch von Publikationen vereinbart wird. Auf diese Weise bildet sich ein kleines Netzwerk, das zur Erweiterung des inhaltlichen Spektrums der Friedensarbeit beiträgt.

Die meisten Beiträger:innen für *et cetera ppf* findet Popp in der PPF-Mitgliedschaft. Die Kolleg:innen berichten von ihren Erfahrungen und Erlebnissen bei der Friedensarbeit, stellen lokale Projekte und Ereignisse vor oder präsentieren Unterrichtsmaterialien. Hinzu kommen studentische Beiträge, die in Poppes Seminaren geschrieben worden sind. Die Hefte lesen sich wie ein „roter Faden der Friedenserziehung“, für dessen Linie der Herausgeber Wolfgang Popp sorgt.

et cetera ppf ist die einzige friedenspädagogische Zeitschrift im deutschsprachigen Raum geblieben.²² Popp hat *et cetera ppf* von Anfang an als kostengünstiges Projekt geplant. Die Mitarbeit ist ehrenamtlich, lediglich für das Layout wird manchmal ein kleines Honorar gezahlt. Bis zu Poppes Emeritierung wird die Zeitschrift von der Universität gedruckt, danach schafft der Verein ein eigenes Druckgerät an, das die Zeitschrift, deren Auflage die 500 selten überschreitet, geheftet auswirft. Die Poppesche Publikationsform findet auch Anwendung bei den beiden Zeitschriften-Projekten *Siegener Friedensbote*, der zu besonderen Anlässen erscheint, und *Panorama – interkulturelle Zeitschrift*, die zusammen mit Migrant:innen erstellt wird.

Seit Wolfgang Poppes Tod erscheint *et cetera ppf* nur noch sporadisch. Z. B. „Gegen unsichtbare Kriege und Drohnen“ (Dez. 21), „20 Jahre Aachener Friedenspreisträger – Bernhard Nolz, 20 Jahre Arbeit für den Frieden, 20 Jahre NEIN

ZUM KRIEG“ (Sept. 22), „Gegen den Atomkrieg! Für den Frieden! Heute und vor 40 Jahren. Siegener Friedenswochen 1982“ (Nov. 22).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Wolfgang Popp mit *et cetera ppf* ein kleines Friedensmedium aufgebaut hat, das im Zusammenwirken mit seiner Tätigkeit im Forschungs- und Lehrgebiet Friedenserziehung und den Aktivitäten der Friedensinitiative Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden (PPF) 25 Jahre lang Beachtung gefunden hat. Das beruht zum größten Teil auf der Beständigkeit des Sprachwissenschaftlers Wolfgang Popp, in seiner Kompetenz als Friedenswissenschaftler und seinen Führungsqualitäten bei der Leitung und Begleitung von Aktivitäten in Organisationen der Friedensbewegung.

Vom Weltfriedensjahr zum Westfälischen Frieden – Texte des Friedensautors Wolfgang Popp

Im vorigen Kapitel ist unerwähnt geblieben, dass Wolfgang Popp nicht nur als Herausgeber und Lektor von *et cetera ppf* tätig gewesen ist, sondern viele Aufgaben auch als Autor bereichert hat. Die Anzahl seiner sonstigen friedenswissenschaftlichen Veröffentlichungen ist überschaubar, doch gibt Popp mit seinen Texten Impulse für Friedenspädagogik und Gesellschaft.

Im Jahr 1985 erscheint – in der Herausgabe durch die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft NRW – die von Popp verfasste 80seitige Broschüre *Das Weltfriedensjahr 1986 der Vereinten Nationen im Unterricht*.²³ In der Einleitung skizziert Popp die Bedeutung des Themas für die Friedenserziehung:

1. Die Vereinten Nationen (UN) stellen ein Weltforum zur Friedenssicherung auf der Grundlage der Charta der Vereinten Nationen dar. Ihre Beschlüsse werden von der BRD zu wenig beachtet. Die Bevölkerungen müssen die Umsetzung einfordern.
2. Im Bildungsbereich muss Wissen über die Vereinten Nationen und ihre Beschlüsse vermittelt und Aufklärungsarbeit betrieben werden.
3. Initiativen der UN müssen im Unterricht zeitnah aufgegriffen werden.

Die Broschüre enthält eine Fülle von Informationen, Dokumenten und Materialien sowie methodisch-didaktische Hinweise und Anregungen und Vorschläge für Handlungsmöglichkeiten für Schüler:innen u. a. sich für den Friedensdienst beim Service Civil International (SCI) zu interessieren. Die Themenschwerpunkte der Broschüre sind: das Internationale Jahr des Friedens 1986, die Abrüstungsinitiative der Vereinten Nationen, die Grundsätze der UNESCO-Abrüstungserziehung, die UN Experten-Studien zur Abrüstung und die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE).

Die genannten Themen haben bis heute eine hohe friedenspolitische Relevanz, u. a. deshalb, weil die deutsche Außenpolitik in den letzten Jahren der Praxis der USA nacheifert, die UN-Charta zu missachten und sie durch die US-eigene regelbasierte Ordnung zu ersetzen, die man auch das Recht des Stärkeren oder Vorherrschaft von Gewalt und Krieg nennen könnte.

15 Jahre nach Herausgabe der Broschüre entsteht unter der Schirmherrschaft von Prof. Dr. Wolfgang Popp und unter zeitweiliger Trägerschaft der Gesellschaft für Friedenserziehung e. V. das *Schüler-Planspiel United Nations (SPUN)*.²⁴ Dort wird eine UN-Sitzungswoche simuliert und man lernt auf spielerische Art, wie Konflikte durch Verhandeln und Diskutieren gelöst werden können, und arbeitet mit an der Gestaltung einer friedlichen Welt. Das Projekt wird selbstbestimmt von Schüler:innen vorbereitet und durchgeführt und findet in Bonn statt, viele Jahre im Bonner Bundeshaus. Betreuer des Projekts ist Dragan Jovanovic. Eingeladen sind die Oberstufenschüler:innen aller deutschen Schulen im In- und Ausland. Die SPUN-Gemeinde wächst und kennt sich aus im Völkerrecht. Viele ehemalige SPUN-Teilnehmer:innen berichten von ihrem gesellschaftspolitischen Engagement in Vereinen, Organisationen oder Parteien.

1989 erscheint in Siegen der Band *Momentaufnahme. Literatur und Kunst in Siegen heute: Ein Lesebuch*. Darin Wolfgang Pops *Sowjetisches Tagebuch 1985 (Auszüge)*.²⁵ In dem Jahr bereist er mit seinem damaligen Partner die Sowjetunion. In dem Text schildert er seine Eindrücke aus Moskau, Chiwa und Samarkand. Lernzielorientiert könnte man Pops Text dem Bereich Völkerverständigung und Versöhnung zuordnen, er weist auch auf ein bisher unerwähnt gebliebenes Spektrum der Friedensarbeit hin, dem Frieden mit sich selbst. Mit einfachen Worten fängt der Autor die Stimmung auf dem Roten Platz in Moskau ein:

Am schönsten freilich ist dieser platz, wenn er leer ist. / Und am leersten ist er, wenn ein, zwei menschen / mit schwarzen schatten über ihn laufen. Dann / atmet er ruhe, frieden und kontemplation.

Pops Reiseempfehlung von 1985 hat bis heute eine friedenspolitische Bewandnis, auch wenn viele Politiker:innen davon nichts wissen wollen.

In dem Sammelband *Gegen die soziale Lüge. Armut und Verelendung im reichen Deutschland*²⁶ beschäftigt sich Wolfgang Popp mit dem Menschenrecht auf Bildung. Popp geht davon aus, dass Menschenrechtserziehung und Friedenserziehung sich gegenseitig ergänzen. Er erläutert, dass so genannte Reformen im Sozial- oder Bildungsbereich sich in den meisten Fällen als strukturelle Gewaltmaßnahmen erweisen, die das System schwächen und individuelle Entwicklungsprozesse einschränken. Dem hält Popp ein friedenspädagogisches Programm der aktiven Teilhabe entgegen.

Sein Beitrag trägt den Titel *Vom Recht auf Bildung. Wie das vereinte Deutschland an Schulen und Hochschulen spart*. Er enthält auf einer Doppelseite eine tabellenartige Übersicht, die wie gemacht ist für eine schulische Bearbeitung des Rechts auf Bildung. Sie liefert Stichwörter zu drei Fragen: Wie konkretisiert sich das Recht auf Bildung für die Individuen? Die Entwicklung welcher humanen/demokratischen Fähigkeit ermöglicht das Recht auf Bildung? Welche Maßnahmen des Abbaus hindern die Entwicklung dieser Fähigkeiten?

Manchmal will man nicht wahrhaben, dass Integration und Inklusion im Bildungsbereich unerreicht geblieben sind. Und auch die Eingliederung der DDR ist – darauf weist Popp in seinem Beitrag hin – von schwerwiegenden Gewalterscheinungen begleitet gewesen, die noch befriedet werden müssen.²⁶

Ab Ende der 1990er Jahre konzentrieren sich Wolfgang Popp's Veröffentlichungen auf die Entwicklung einer **Friedenskultur in Europa**, wozu die Herausgabe der gleichnamigen Buchreihe, zusammen mit Bernhard Nolz, gehört. Der Internationalismus bildet eine wichtige Grundlage für die Friedenserziehung. Die Erklärung über eine Kultur des Friedens der Generalversammlung der Vereinten Nationen von September 1999 und das Aktionsprogramm für eine Kultur des Friedens sind ergiebige Quellen für die Friedensarbeit in den Bildungseinrichtungen.²⁷

1997 greift Popp in einem Vortrag auf dem Kasseler Friedensratschlag²⁸ ein brisantes Thema auf: die *Sprache der Kriegsvorbereitung – heute*. Als Text erscheint sein Vortrag 1998 in der Dokumentation des Ratschlags *Friedenspolitik im Zeitalter der Globalisierung. Europa zivil gestalten*.²⁹ Die Sprache der Kriegsvorbereitung dient, so Popp, der „Aufrüstung in den Köpfen“. Ihre sprachlichen Mittel erzeugen oder festigen kollektive Feindbilder. Solche Sprachmittel sind: Beschwörung des Wir, verharmlosende Bezeichnungen und Metaphern für Kriegsgerät und kriegerische Aktivitäten, neutralisierende Fachbegriffe und Kürzel, Bedrohtheitsvokabular, Betroffenheitsvokabular, Individualisierung des Feindbildes und Kollektivierung des Feindes. Die Propaganda zum Nato-Krieg gegen Serbien sowie zu den folgenden im Rahmen des „Krieges gegen den Terror“ liefert anschauliche Belege für die Sprache der Kriegsvorbereitung.

In dem Beitrag enthalten sind die Darstellung von Ansätzen für eine Friedensberichterstattung sowie der Vorschlag, die Methoden der Gewaltfreien Kommunikation in das Schulleben und in den gesellschaftlichen Alltag zu integrieren. In der dem Vortrag folgenden Diskussion bekundeten viele Teilnehmer:innen die Absicht, mit Popp's Thesenpapier in Friedensgruppen, Bildungseinrichtungen oder Freundeskreise zu gehen.

1998 wird die Buchreihe *Friedenskultur in Europa. Materialien zur Friedenserziehung* eröffnet. In alleiniger Herausgeberschaft von Wolfgang Popp erscheinen 1998 und 1999 *Lesebuch I: Dreißigjähriger Krieg. Eine Textsammlung aus der Barockliteratur* und *Lesebuch II: Dreißigjähriger Krieg. Literarische Texte*

von 1791 bis 1998.³⁰ Die beiden Bände sind Ergebnis eines Literaturprojektes, das Popp mit Studierenden der Germanistik und der Geschichte durchgeführt hat. Drei von ihnen sind als Buchautoren beteiligt und Popp gewinnt mehrere Lehrer:innen und Hochschulkolleg:innen zur Mitarbeit. Der Anlass ist die 350. Wiederkehr des Westfälischen Friedens, mit dem der Dreißigjährige Krieg beendet wurde.

Die beiden Bände bieten auf knapp 350 Seiten einen kompakten Überblick über Literatur aus dem 30-jährigen Krieg bzw. Literatur über den Krieg. Popp stellt in den Lesebüchern die unterschiedlichen Sichtweisen der Autoren:innen auf den Krieg und die vielen Facetten des Krieges vor. Schon dadurch erfüllen die Bände den Anspruch, Materialien zur Friedenserziehung zu sein. Hinzu kommt, dass jeder Text mit einem didaktischen Kommentar versehen ist. In Poppers Uni-Seminar ergeben sich erkenntnisreiche Diskussionen aus dem Vergleich der literarischen Texte mit den Dokumentationen zum Westfälischen Frieden, die zwei Historiker:innen mitgebracht hatten und die in Buchform¹¹ vorliegen.

Wegen der lokalen Bezüge hat Popp besonderes Interesse an der Bearbeitung des Kapitels „Wider den Hexenwahn“ und des Textes „Cautio Criminalis“ von Friedrich Spee in lateinischer Sprache von 1632. Mit der Übersetzung der Kritik an den Hexenverfolgungen ins Deutsche hatte Fürst Johann Moritz von Siegen-Nassau seinen Sekretär Hermann Schmidt aus Siegen beauftragt. Und da es keine für das Lesebuch geschaffene neudeutsche Fassung des Textes gab, hat Popp sie geschaffen. Darüber hinaus sensibilisiert er die Leser:innen für Fragestellungen der Geschlechterforschung, in Band II kommt die Anregung hinzu, sich mit Fragen der Jugendliteratur und der Kindheitsforschung zu beschäftigen.

An den Anfang des *Lesebuchs I: Dreißigjähriger Krieg* stellt Popp die Friedensutopie von Johann Valentin Andreae, *Christianopolis* von 1619:

Im Vordergrund der Darstellung der Inselstadt „Christiansburg“ stehen deshalb Prinzipien des sozialen Zusammenlebens der Bewohner, „ein wohlgeordnetes Wirtschaftsleben“ mit rationellen Landwirtschafts- und Handwerksbetrieben, ein differenziertes Bildungs- und Wissenschaftsleben, an dem alle Bürger [...] teilnehmen, ein kulturelles Leben, das praktisch ausgerichtet ist. [...] Die Bewohner der „Christiansburg“ kennen keinen Privatbesitz an Grund und Boden oder an Häusern, [...] orientieren ihr Leben an natürlichen Bedürfnissen, die Kinder werden koedukativ und nach einheitlichen Prinzipien erzogen: Insgesamt also ein utopisch-ideales Gemeinwesen, das überraschend fortschrittliche, bis ins Sozialistische gehende Züge trägt.³⁰

In allen Zeiten haben die Menschen Utopien oder Visionen vom Frieden entwickelt. Ohne eine Utopie, also ohne dass man weiß, wohin man hin will, verliert man sich im Alltagskampf. Aus den Utopien ergeben sich die Einzelziele,

die gemeinschaftlich und gewaltfrei erreicht werden und zur Wirklichkeit werden sollen. Den größten Bildungserfolg für die Schüler:innen sieht Popp dann erreicht, wenn Lernsituationen geschaffen werden können, in denen die Entwicklung der Erinnerungsfähigkeit zusammenfindet mit der Fähigkeit zur Utopie. Deshalb kann es für Popp gar nicht genug historische Lernorte geben, über die er in *et cetera ppf* berichten kann. Er vertraut der Kompetenz des pädagogischen Personals, die Kombination von Vergangenheit, Gegenwart und einer Zukunft in Frieden als Bildungsthema lehren zu können.

Auch nach 400 Jahren erscheint *Christianopolis* hochaktuell. Heutige Schüler:innen müssen in der Schule lernen, wonach sie im unübersichtlichen Internet suchen sollen, wenn sie sich mit dem Frieden beschäftigen wollen.³¹ Sie brauchen Unterstützung, die Orte zu schaffen, an denen sie ihre Pläne selbstbestimmt ausprobieren und umsetzen können.

Miteinander leben – voneinander lernen.

Perspektiven für die Entwicklung einer Kultur des Friedens in Europa

Als Eröffnungsband der Reihe „Friedenskultur in Europa“³² versucht dieses Buch einen groben Überblick zu geben über Politik- und Lebensbereiche, in denen sich eine Friedenskultur in Europa entwickeln kann und muss. Es sind Bereiche der Auseinandersetzung mit der gerade in der Gegenwart wieder virulent gewordenen Krieg-Friedens-Problematik, Bereiche der innergesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Konfliktbearbeitung, Bereiche der ökonomischen und ökologischen Verantwortung für die Zukunft.³²

Der von Bernhard Nolz und Wolfgang Popp herausgegebene Band erscheint 1999. In ihm wird das UNESCO-Projekt „Wege zu einer Kultur des Friedens“ erläutert, werden friedenspädagogische Grundlagen erörtert sowie Projekte und Modelle der friedenspädagogischen Praxis vorgestellt. Hinzu kommt der Dokumententeil des Buches, der u. a. die UN-Resolutionen zur „Erklärung des Jahres 2000 zum Internationalen Jahr für eine Kultur des Friedens“ und zur „Internationalen Dekade für eine Kultur des Friedens und der Gewaltlosigkeit zugunsten der Kinder der Welt“ (200–2010) enthält.

Für Wolfgang Popp war klar, dass mit diesen beiden Resolutionen und dem Aktionsprogramm eine neue Ära der Friedenserziehung beginnen konnte. Zufällig fiel sie zusammen mit seiner Emeritierung im Jahr 2000. Das Aktionsprogramm für eine Kultur des Friedens propagiert für die ganze Welt den ganzheitlichen, fachübergreifenden und integrativen Ansatz zur Friedenserziehung, den er seit dreißig Jahren vertreten hatte. In einem Workshop zur Gründung des Siegener Zentrums für Friedenskultur (ZFK) erläutert er das Aktionsprogramm und hebt die Aspekte hervor, die für die Friedensarbeit im ZFK Bedeutung erlangen

könnten. Einige der Passagen aus dem Aktionsprogramm, die Popp als Grundlage zukünftiger Friedensarbeit ansieht, werden hier zitiert:

Aktionsprogramm für eine Kultur des Friedens

- Maßnahmen zur Gewährleistung dessen, daß Kinder schon von klein auf eine Unterweisung in den Wertvorstellungen, Einstellungen, Verhaltens- und Lebensweisen erhalten, die es ihnen gestatten, jeden Streit auf friedlichem Weg und in einem Geist der Achtung der Menschenwürde, der Toleranz und der Nichtdiskriminierung beizulegen;
- Unterstützung und Verstärkung der Anstrengungen, [...] um die einer Kultur des Friedens förderlichen Wertvorstellungen und Fähigkeiten zu entwickeln, einschließlich Bildung und Ausbildung zur Förderung des Dialogs und der Konsensbildung;
- Verbreitung und Förderung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte auf allen Ebenen;
- Förderung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern bei der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entscheidungsfindung;
- besondere Betonung demokratischer Grundsätze und Praktiken auf allen Ebenen der formellen und der informellen Bildung;
- weitere Untersuchung örtlicher oder autochthoner Praktiken und Traditionen zur Beilegung von Streitigkeiten und zur Förderung von Toleranz;
- Unterstützung von Maßnahmen, die die Verständigung, die Toleranz und die Solidarität fördern, insbesondere im Hinblick auf schwächere Gesellschaftsgruppen;
- Unterstützung von Maßnahmen, die die Verständigung, die Toleranz, die Solidarität [...] und die Zusammenarbeit zwischen den Völkern und innerhalb der Nationen sowie zwischen diesen fördern;
- Unterlassung jeglichen militärischen, politischen, wirtschaftlichen oder sonstigen Zwangs, der nicht im Einklang mit dem Völkerrecht und der Charta steht;
- Unterlassung von Maßnahmen, die [...] [die] Entwicklung der Bevölkerung, insbesondere der Frauen und Kinder, in den betroffenen Ländern verhindern, ihr Wohlergehen einschränken und Hindernisse für den vollen Genuß ihrer Menschenrechte aufwerfen, einschließlich des Rechts eines jeden Menschen auf einen für seine Gesundheit und sein Wohlergehen angemessenen Lebensstandard sowie seines Rechts auf Nahrung, medizinische Versorgung und die notwendigen sozialen Dienste, unter gleichzeitiger Bekräftigung dessen, daß Nahrungsmittel und Medikamente nicht als Instrument zur Ausübung politischen Drucks eingesetzt werden dürfen.³²

Den letzten Satz bezog Popp vor allem auf den Umgang mit Aids, der mehrere friedenspädagogische Komponenten hat: z. B. die strukturelle Gewalt bei der Aids-Prävention und beim Zugang zu Medikamenten. Wie kann es gelingen, nach den ungeheuerlichen Zwängen des Corona-Regimes Gesundheitsschutz gewaltfrei zu gestalten und wie kann der Frieden in der Gesellschaft wiederhergestellt werden?

Zentrum für Friedenskultur (ZFK)

Der bedeutsamste Ort, an dem Wolfgang Popp und seine Mitstreiter:innen die Ziele einer Kultur des Friedens umsetzen konnten, wurde das Siegener Zentrum für Friedenskultur (ZFK). Die Vorstellung, einen Ort zu schaffen, an dem theoretische und praktische Friedensarbeit zusammenfinden und in der Öffentlichkeit präsent sind, hatte Wolfgang Popp schon länger beschäftigt. Der Anstoß zur Realisierung kam von der UN-Resolution zur Kultur des Friedens, wobei ihm klar war, dass zur Umsetzung zivilgesellschaftliches Engagement vonnöten sein würde. Dementsprechend erreichte er, dass die Trägerschaft des ZFK von der Gesellschaft für Friedenserziehung e. V. übernommen wurde, deren Vorsitzender er war und die er durch regelmäßige Spenden in die Lage versetzte, den Betrieb ab August 2000 in einem angemieteten Ladenlokal aufzunehmen.

Wolfgang Popp und ich kauften 2001 das Haus, in dem wir eine Mietwohnung hatten. Wir bauten das Erdgeschoss und das 1. Obergeschoss so um, dass die Gesellschaft für Friedenserziehung e. V. dort das Zentrum für Friedenskultur einrichten konnte. Es entstanden ein großer Konferenzraum, ein Seminarraum, drei Büroräume, ein Bibliotheksraum, ein Ausstellungsraum sowie ein Kantinenraum. Neben den eigenen Veranstaltungen wurde das ZFK auch Treffpunkt für viele Gruppen aus dem Kultur-, Jugend- und Sozialbereich, aus dem Umwelt- und Naturschutz, aus Menschenrechts- und Migrationsarbeit sowie aus der parteipolitischen Arbeit. In einem Zeitraum von 10 Jahren vergrößerte sich die Projektarbeit des ZFK erheblich, hinzu kam der Raumbedarf für das Dunkelcafé – Lernort für Inklusion³³ – was dazu führte, dass wir uns von den befreundeten Gruppen verabschieden mussten.

In *Panorama. Interkulturelle Zeitschrift für das Siegerland*, Nr. 11 von Dezember 2008,³⁴ blickt Popp auf „8 Jahre ZFK“ zurück:

Achtjähriges Bestehen des Zentrums für Friedenskultur – ein Rückblick

Das Zentrum für Friedenskultur wurde im UN-Jahr für eine Kultur des Friedens 2000 eingerichtet. Ende des Jahres 2001 zog es dann in die Kölner Straße, wo es zunehmend zum Begegnungsort für immer mehr Bürgerinnen und Bürger wurde. Es geht im ZFK um die Schaffung und Festigung einer kommunalen und regionalen Friedenskultur, die geprägt ist von Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit, Mitmenschlichkeit und Nachhaltigkeit. Es wurden nach und

nach verschiedene Schwerpunkte der Arbeit entwickelt, die heute das Gesicht des ZFK prägen.

An erster Stelle steht natürlich der Schwerpunkt Friedensarbeit auf kommunaler Ebene. Hier standen vor allem Tagungen und Workshops zu Themen wie Politische Bildung im Zeichen von Gerechtigkeit für alle (2001), ein Friedenspädagogisches Symposium (2004), Konfliktbearbeitung und Mobbing, Integration und interkultureller Dialog u. ä. (häufig).

Einen weiteren Schwerpunkt bildete die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen: Ausstellungen zu Kinder und Krieg (2002) oder zu Kinderarbeit (2004), zwei internationale Tagungen zu Kinderrechten, Kinderarbeit, Kinderarmut (2005) und zur Integration von Kindern und Jugendlichen aus Einwandererfamilien (2008).

Das internationale „projeto fantastico“, in dem Siegener und brasilianische Kinder über artistische Spiele zusammenfanden, war ein Höhepunkt des Jahres 2002. Und vor allem das Projekt: Jugend interkulturell, das seit drei Jahren vom Integrationsministerium NRW gefördert wird und in dem vor allem das Zusammenleben von Jugendlichen unterschiedlicher ethnischer, kultureller Herkunft und Religion in der Stadt Siegen in sinnvollen Aktionen verwirklicht wird.

Der Schwerpunkt Frauen wurde vor allem durch Ausstellungen und dazu gehörende Veranstaltungen umgesetzt: Die Friedensnobelpreisträgerinnen (2005), Afrikanische Frauen für Frieden und Gerechtigkeit (2006), Afghanische Frauen für Frieden und Gerechtigkeit (2006). Am 16.12.2007, dem Gedenktag an die Zerstörung Siegens 1944, las die afghanische Dichterin Khaleda Niazi aus ihren Werken und berichtete über die Frauenfriedensbewegung in ihrem Land.

Auch im Schwerpunkt Umwelt gab es Ausstellungen zum internationalen Blumenhandel (2003), zur Welternährung (2004), zum Kaffeehandel (2005) in und mit Ländern der „Dritten Welt“. Hier spielten die von ZFK ausgearbeiteten didaktischen Materialien und die Führungen für Schulklassen eine bedeutende Rolle.

Im Schwerpunkt NS-Faschismus und Neonazis ging es durch alle Jahre hindurch einmal um die Aufarbeitung der jüngeren Geschichte Deutschlands mit Ausstellungen und Veranstaltungen zu den Verbrechen der Wehrmacht in den osteuropäischen Ländern (2002), zum Widerstand (2003) und zu Jugend-Konzentrationslagern (2004). Zum andern beteiligte sich das ZFK an Aktionen gegen das Aufkommen von rechtsradikalen und neonazistischen Entwicklungen in unserer Stadt.

Der Schwerpunkt Krieg und Frieden schließlich war vor allem durch konkrete Aktionen geprägt: Mahnwachen, Demonstrationen, Informationsveranstaltungen, Infotische u. ä. zum Jugoslawien-, Afghanistan- und Irakkrieg, zum

Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern. Wir führten Palästinensische Wochen mit einer ganzen Reihe von Vorträgen u. ä. durch (2003) und veranschaulichten die Höhe von 8 m der Mauer, die Israel zur Abgrenzung seiner Territorien errichtete und noch errichtet, mit einem Tuch von entsprechender Höhe vor der Fassade des ZFK – eine Aktion, die zu heftigen Kontroversen führte (2006).

Seit 2006 führen wir, z. T. zusammen mit der Evangelischen Studierendengemeinde, Afrika-Tage durch, bei denen in Vorträgen und je einer internationalen Tagung Probleme der Geschichte und Gegenwart einzelner afrikanischer Staaten im Mittelpunkt stehen. Auch diese Afrikatagungen waren begleitet von entsprechenden Ausstellungen, die von vielen Bürgern und Bürgerinnen sowie von Schulklassen und anderen Gruppen besucht werden. Nicht unerwähnt bleiben soll auch der erste internationale Kongress 2002 im ZFK, in dem sich Vertreter der indigenen Volksgruppe der Mapuche, die im europäischen Exil leben, trafen, um Strategien des Kampfes zur Erhaltung ihrer Siedlungsgebiete in Chile zu diskutieren.

Im Vordergrund der Publikationstätigkeit des ZFK steht die seit 2004 erscheinende interkulturelle Zeitschrift für das Siegerland PANORAMA: sie enthält eine bunte und informative Vielfalt von Beiträgen zu Problemen der Siegerer Integrationspolitik, stellt fremde Länder vor und porträtiert einzelne Siegerer MigrantInnen in ihrem alltäglichen Leben. Und das alles in mehreren Sprachen – einmalig in der Bundesrepublik.

Eine weitere Publikation ist der Siegerer Friedensbote, der in unregelmäßigen zeitlichen Abständen je aktuelle Fragen der Stadt- und Regionalpolitik aufgreift oder Informationen zu bestimmten weltpolitisch aktuellen Vorgängen zusammenstellt.³⁴

Zu einer kontinuierlichen Dokumentation der Arbeit des ZFK und zu einer eigenen Website ist es nicht gekommen, aber in *et cetera ppf* und im Internet³¹ hat es aktuelle ZFK-Berichte gegeben. Darüber hinaus haben Wolfgang Popp und ich das ZFK-Konzept in Vorträgen und Buchbeiträgen vorgestellt.³⁵

In welchem solidarischen Umfeld das Zentrum für Friedenskultur und seine Akteure sich befunden haben, wird erkennbar, als Bernhard Nolz nach einer Friedensrede am 18. September 2001 von staatlichen Stellen verleumdet wird. Mit seinem Buch trägt Edgar Weiß zur Aufklärung bei: *Der ‚Fall Nolz‘ oder: Die aktuelle Gestalt des verordneten Antipazifismus. Dokumentation der Kampagne gegen einen Lehrer und eine Einrichtung zur Friedensförderung*.³⁶ Die Ehrung (2002) mit dem Aachener Friedenspreis und dem Preis für Zivilcourage der Solbach-Freise-Stiftung für Bernhard Nolz galt den anderen Friedensaktivist:innen des ZFK gleichermaßen.

Das Dunkelcafé – außerschulischer Lernort für Inklusion

Die Idee, ein Dunkelcafé als Erlebnis- und Lernort³³ in die Arbeit des Zentrums für Friedenskultur zu integrieren, stammt von Jan Meyer-Krügel (*1982), der im Alter von 20 Jahren durch einen Unfall erblindete. Jan Meyer-Krügel, Bernhard Nolz und Wolfgang Popp erarbeiten das friedenspädagogische Konzept für einen neuartigen Lernort, der den Besucher:innen jeglichen Alters ermöglicht, in die Welt der Blinden einzutauchen, kulinarische Genüsse im Dunkeln zu erleben und in Bildungs- und Lernerfahrungen der Inklusion einbezogen zu werden. Die Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung wird von der UN-Generalversammlung³⁷ im selben Jahr (2006) beschlossen, in dem das Dunkelcafé in seine erste Saison startet.

Den friedenswissenschaftlichen Rahmen für das Dunkelcafé-Projekt entwickelt Wolfgang Popp und nennt sein Konzept „Dunkelpädagogik“.

In deren Mittelpunkt steht die Erkenntnis, dass das zeitlich begrenzte Blindsein im Dunkelcafé als Bereicherung für den Einzelnen und für seinen Gemeinschaftssinn empfunden wird. Dabei kommt ein pädagogisches Set aus Informationen und Sinneserlebnissen zur Wirkung, das die Inklusion als Prinzip des gesellschaftlichen Zusammenlebens erfahrbar macht.

Das Dunkelcafé fungiert als Ort der Bewusstseinsbildung für Integration und Inklusion von Menschen mit Behinderung im kommunalen Zusammenhang und als Erlebnisraum Inklusion („Im Dunkeln sind alle gleich!“).

„Inklusion“ meint, alle Menschen nicht als Angehörige einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe anzusehen, sondern als Teil der Gesamtgesellschaft. Als Individuen haben sie das Recht, mit ihren Schwächen und Stärken anerkannt zu werden und an der Gestaltung der Gesellschaft mitzuwirken.³⁸

Die wichtigsten Elemente der Dunkelpädagogik sind: Vertrauen aufbauen, die Stärke der Blinden erleben, „Alle sind gleich“, Kommunikation ist alles, Sprech- und Hörfähigkeiten entwickeln. Im Dunkeln geraten die Besucher:innen in einen Zustand der Entspannung. Die Beteiligten können zu individuellen Gefühlszuständen und Zukunftsvisionen angeregt werden, über die sie sich unmittelbar oder im Nachhinein austauschen können.

Popp sieht sich in der Tradition der Pädagogik des brasilianischen Pädagogen Paulo Freire (1921–1997), der mit seinem Buch *Pädagogik der Unterdrückten* ein Konzept von Friedenspädagogik vorgelegt hat, das bis heute von hoher Brisanz ist. Einer seiner Kernsätze lautet:

In der problemformulierenden Bildung entwickeln die Menschen die Kraft, kritisch die Weise zu begreifen, in der sie in der Welt existieren, mit der und in

der sie sich selbst vorfinden. Sie lernen die Welt nicht als statische Wirklichkeit, sondern als eine Wirklichkeit im Prozess zu sehen, in der Umwandlung.³⁸

Im Dunkelcafé verwirklicht sich ein Dialog auf gleicher Ebene. Damit wird das übliche hierarchische Verhältnis zwischen erwachsenen Erziehenden und lernenden Jugendlichen zurückgelassen. Ein weiteres Lernziel ist „Bewusstseinsmachung“, worunter Freire einen Prozess versteht, in dem die Teilnehmenden angeregt werden, ihre eigene Situation zu analysieren, um dann ihr Leben und ihre eigene Lebenssituation selbstbewusster gestalten zu können. Jugendliche erfahren sich heute mehr als früher als Marginalisierte, Vereinzelte, denen der Kontakt zur Gesellschaft verloren gegangen ist. Eines der wesentlichen Ziele des Projekts liegt deshalb darin, Wege und Möglichkeiten auszuprobieren, wie aus dieser Vereinzelung herauszukommen ist und wie das Leben zusammen mit Anderen gestaltet werden kann.

Für Popp ist das Inklusionsprojekt Dunkelcafé ein Friedensprojekt, weil die Besucher:innen Friedenskompetenzen entwickeln können. Die Achtung vor der Würde jedes Menschen führt zu einem vorurteilsfreien Umgang von behinderten und nichtbehinderten Menschen. Auf einem Workshop-Flyer führt Popp dazu aus:

Dann geht es darum, wie alle Individuen der Gesellschaft in ihrer Bildung, in ihrem Alltag und ihrer Arbeit nach ihren persönlichen Voraussetzungen an der Durchsetzung von Humanität, Gerechtigkeit und Demokratie aktiv teilhaben können. Daraus folgt, dass Inklusion als Grundprinzip des gesellschaftlichen Lebens verstanden und zur Geltung gebracht werden soll.³⁹

Das Dunkelcafé – 2020 durch das erste 3D-Ohrkino der Welt⁴⁰ ergänzt – befindet sich in der Trägerschaft der Gesellschaft für Friedenserziehung e. V., die als Träger der freien Jugendhilfe anerkannt ist. Seit 2006 ist es uns gelungen, finanzielle Zuwendungen für die Durchführung von Projekten von Ministerien, Stiftungen und anderen Geldgebern einzuwerben. Das Konzept des Siegener „Bildungs-Erlebnis-Restaurants“ im Dunkeln hat sich in seiner Einmaligkeit durchgesetzt, z. T. kommen die Besucher:innen von weit her.

Mit Sorge erfüllt mich, dass sich in den Jahren nach Popp's Tod bei fast allen Landesregierungen eine Abkehr von der Inklusion in der Schule abgezeichnet hat. Von einer gesellschaftlichen Inklusion, die alle Lebensbereiche umfasst, hat uns die Ausgrenzungspraxis von Politik und Medien in den Corona- und Kriegszeiten weit entfernt.

Leben im Zeichen von Verfolgung und Hoffnung. Jüdische Autorinnen und Autoren in der neueren deutschen Literatur

Der 5. Band in der Reihe „Friedenskultur in Europa“⁴¹ erscheint 2013 und stellt 18 jüdische Autor:innen vor, wobei die Texte zu 14 der Autor:innen von Wolfgang Popp verfasst wurden. Er empfindet das Buch wie ein Vermächtnis seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit dem Judentum und mit der „jüdischen Frage“ und geht darauf in seinen Lebenserinnerungen ausführlich ein.

Band 5 ist – wie Popp vermutet hat – der letzte Band der Reihe „Friedenskultur in Europa“. Er ist vom Prinzip Hoffnung geprägt, was sich auch in der Zahl von 18 Autor:innen symbolisiert. Die Zahl 18 bedeutet im Hebräischen „Leben“. Die jüdischen Autor:innen sind durch ihre Werke zu ewigen Zeitzeugen geworden. Ihre Botschaften des Friedens können nachgelesen werden. Wolfgang Popp hat in all den Jahren seines Wirkens den Glauben an die friedensfördernde Wirkung von Literatur nie verloren. Aus seiner Liebe zu den Menschen hat er eine Veranstaltungsreihe geschaffen, in der sie vom Frieden erzählen.

Friedensweise für Wolfgang Popp

„Friedensweise“ war der Titel einer Veranstaltungsreihe, die von Wolfgang Popp entwickelt und im Zentrum für Friedenskultur durchgeführt wurde. Die Idee zeigt die Kreativität des Germanisten, Musik- und Friedenswissenschaftlers Wolfgang Popp.

Friedensweise sind ältere Menschen, die Erfahrungen gesammelt und Vorstellungen entwickelt haben, was Friedenskultur bedeuten könnte.

Friedensweise ist eine Musik, die Entspannung und Genuss und eine friedliche Stimmung hervor bringt – ein Stück Friedenskultur.

Friedensweise sind ältere Siegener Bürgerinnen und Bürger, die über ihre Erfahrungen zur Friedenskultur in unserer Stadt und in der Welt sprechen.

Friedensweisen spielen junge Musiker und Musikerinnen der Musikschule Siegen und umrahmen die Gespräche. Alt und Jung ist eingeladen mitzureden.⁴²

Es ist geplant, „Friedensweise“ wieder aufleben zu lassen. Die Auftaktveranstaltung wird Wolfgang Popp gewidmet sein.

Anmerkungen und Literaturhinweise

- 1 Angelika Ebbinghaus: *Soziale Bewegungen und Geschichtsschreibung. Texte 1969–2009*, Berlin/Hamburg 2010.
- 2 https://www.uni-siegen.de/start/die_universitaet/ueber_uns/geschichte/.
- 3 Joachim S. Hohmann (Hrsg.): *Deutschunterricht zwischen Bildungsnot und Bildungskrise. Rückblicke auf die Zeit 1945/46 bis 1968*, Frankfurt am Main 1992. Darin Wolfgang Popp: „Die Ausgangssituation für die Neubildung des Faches Deutsch 1945–1969“ (mit Verweisen auf frühere Arbeiten).
- 4 Johan Galtung et al.: *Neue Wege zum Frieden. Konflikte aus 45 Jahren: Diagnose, Prognose, Therapie*, Minden 2003. Der Text „Die USA, der Westen und die übrige Welt: Eine TRANSCEND-Perspektive“ enthält keine Angabe zum Entstehungsjahr, er ist zeitlos. Johan Galtung: *Anders verteidigen. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung 2*, Reinbek bei Hamburg 1982.
- 5 Peter Kropotkin: *Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt*, Grafenau 1993.
- 6 Jörg Calließ/Reinhard E. Lob: *Handbuch Praxis der Umwelt- und Friedenserziehung*, Bd. 3: *Friedenserziehung*, Berlin 1988. Über ein Schulprojekt zum „gelingenden Leben“ berichtet Bernhard Nolz: „Arbeit für den Frieden – die muß aber irgendwie Spaß machen! Friedenserziehung als Handlungsorientierung für Jugendliche, dargestellt am Beispiel eines Schulprojekts zum Menschenrecht auf Arbeit“, in: Klaus-Peter Hufer, Birgit Wellie (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche und bildungstheoretische Reflexionen: fachliche und didaktische Perspektiven zur politisch-gesellschaftlichen Aufklärung*, Glienicke/Berlin 1998.
- 7 <https://apolut.net/kooperative-neutralita%cc%88t-die-schweiz-auf-abwegen-von-wolfgang-effenberger/>.
- 8 <https://www.ardaudiothek.de/episode/swr2-archivradio/heiner-geissler-pazifismus-hat-auschwitz-erst-moeglich-gemacht/swr2/10377931/>.
- 9 Bernhard Nolz, Wolfgang Popp (Hrsg.): *Erinnerungsarbeit. Grundlage einer Kultur des Friedens*, Münster 2000; Wolfgang Popp, Bernhard Nolz: „Schulbücher umschreiben?“ In: *Ossietzky. Zweiwochenschrift für Politik/Kultur/Wirtschaft: Erinnerungspolitik*, Themenheft 17, August 2014.
- 10 *et cetera* ppf 2/93.
- 11 Klaus Hampel, Ulrike Hörster-Philipps, Berthold Paschert: *Grundlagen einer dauerhaften europäischen Friedensordnung*, Münster 1999. Darin: Bernhard Nolz, Wolfgang Popp: „Eine Kultur des Friedens entwickeln. Aufgaben der Friedenserziehung“. Klaus Hampel, Ulrike Hörster-Philipps (Hrsg.): *Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede. Materialien, Bausteine, Hinweise und Anregungen für den Unterricht*, Münster 1997.
- 12 Deutsche Friedens-Union, Landesverband Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): *Friedenserziehung contra Wehrkunde*, Essen 1981, darin Wolfgang Popp: „Materialien zur Friedenserziehung“.

- 13 Dieter S. Lutz (Hrsg.): *Weder Wehrkunde noch Friedenserziehung? Der Streit der Kultusministerkonferenz 1980/83 – Arbeitsmaterialien zum Thema Frieden in Unterricht und Politischer Bildung*, Baden-Baden 1984.
- 14 Brigitte Reich, Norbert H. Weber (Hrsg.): *Unterricht im Dienste des Friedens*, Düsseldorf 1984. Darin: Wolfgang Popp: „Deutsch“.
- 15 Lutz van Dick [Dijk](Hrsg.): *Lernen in der Friedensbewegung. Ideen für pädagogische Friedensarbeit*, Weinheim und Basel 1984.
- 16 Wolfgang Popp: „Besondere Kompetenz in der Pädagogen-Friedensbewegung?“ In: Lutz van Dick [Dijk]: *Lernen in der Friedensbewegung*.
- 17 *Friedenszeitung der Arbeitsgemeinschaft Siegener Friedenswochen 1981*, Faksimile, Zentrum für Friedenskultur 2022.
- 18 Koordinierungsgruppe des Kongresses: *Erinnerungsbuch. Global denken und lehren – lokal handeln*, Köln 1989.
- 19 Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden: *Wörterbuch Frieden International*, zusammengestellt von Wolfgang Popp, Siegen 1988.
- 20 Werner Wintersteiner, Vedrana Spajic-Vrkas, Rüdiger Teutsch (eds.): *Peace Education in Europe. Visions and experiences*, Münster 2003. Meinen Beitrag habe ich in Zusammenarbeit mit Wolfgang Popp verfasst. Er hat das Konzept für den deutschen Lehrgang erarbeitet, der an der Universität Magdeburg durchgeführt wurde.
- 21 <https://www.n-tv.de/ticker/Tutu-protestiert-gegen-Friedensnobelpreis-fuer-die-EUarticle9652701.html>. Bischof Tutu war über das Aids-Projekt „Home for Kids in South-Africa“, das Lutz van Dijk leitet, den deutschen Friedenspädagog:innen freundschaftlich verbunden.
- 22 Das hervorragende „Schulheft“ der österreichischen Lehrer für den Frieden gehört in die Kategorie Buch. *W&F – Wissenschaft und Frieden* ist die einzige friedenswissenschaftliche Zeitschrift in Europa. <https://wissenschaft-und-frieden.de/>.
- 23 Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Landesverband Nordrhein-Westfalen: *Das Weltfriedensjahr 1986 der Vereinten Nationen im Unterricht*. Zusammengestellt und kommentiert von Wolfgang Popp, Essen 1985.
- 24 <https://spun.de>.
- 25 Arbeitsgruppe „Literarisches Leben“ (Hrsg.): *Momentaufnahme. Literatur und Kunst in Siegen heute*, Siegen 1989. Darin: Wolfgang Popp: „Sowjetisches Tagebuch 1985“ (Auszüge).
- 26 Rainer Butenschön, Kurt Dockhorn, Friedrich Heckmann, Eckart Spoo (Hrsg.): *Gegen die soziale Lüge. Armut und Verelendung im reichen Deutschland*, Braunschweig 1993. Darin: Wolfgang Popp: „Vom Recht auf Bildung. Wie das vereinte Deutschland an Schulen und Hochschulen spart“. Bernhard Nolz: „Zur Aktualität der Friedenspädagogik nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten“, in: Bernhard Claußen, Birgit Wellie (Hrsg.): *Bewältigungen. Politik und Politische Bildung im vereinigten Deutschland*, Hamburg 1995.

- 27 [https://www.unesco.de/sites/default/files/2018-04/Erklärung über eine Kultur des Friedens und Aktionsprogramm für eine Kultur des Friedens.pdf](https://www.unesco.de/sites/default/files/2018-04/Erklärung_über_eine_Kultur_des_Friedens_und_Aktionsprogramm_für_eine_Kultur_des_Friedens.pdf). Horst-Eberhard Richter, Frank Uhe (Hrsg.): *Aufstehen für die Menschlichkeit. Beiträge zum Kongress Kultur des Friedens 2003*, Gießen 2003. Darin: Bernhard Nolz, Wolfgang Popp: „Friedenserziehung nach dem 11. September“.
- 28 Der seit 1994 jährlich stattfindende „Friedenspolitische Ratschlag“ an der Universität Kassel ist das wichtigste deutsche Diskussionsforum an der Schnittstelle von Politik, Friedensbewegung und Friedenswissenschaft.
- 29 Peter Strutynski (Hrsg.): *Friedenspolitik im Zeitalter der Globalisierung. Europa zivil gestalten*, Kassel 1998. Darin: Wolfgang Popp: „Sprache der Kriegsvorbereitung – heute“.
- 30 Wolfgang Popp (Hrsg.): *Lesebuch I: Dreißigjähriger Krieg. Eine Textsammlung aus der Barockliteratur*, Münster 1998. Wolfgang Popp (Hrsg.): *Lesebuch II: Dreißigjähriger Krieg. Literarische Texte von 1791 bis 1998*, Münster 1999.
- 31 Z. B. der Blog www.friedenspaedagogen.de.
- 32 Bernhard Nolz, Wolfgang Popp (Hrsg.): *Miteinander leben – voneinander lernen. Perspektiven für eine Entwicklung einer Kultur des Friedens in Europa*, Münster 1999.
- 33 www.dunkelcafe-siegen.de.
- 34 Zentrum für Friedenskultur (Hrsg.): *PANORAMA. Interkulturelle Zeitschrift für das Siegerland*, für einige Jahre Sprachrohr für Migrant:innen und Medium für eine Kultur der Vielfalt. Berichte über die Afrikatagungen wurden in *PANORAMA* und *et cetera ppf* veröffentlicht, z. B. *et cetera ppf* 2/07: „Afrika in Geschichte und Gegenwart“.
- 35 Bernhard Nolz, Wolfgang Popp: „Lokale Zentren für Friedenskultur schaffen!“ In: Ralph-M. Luedtke, Peter Strutynski (Hrsg.): *Dem Krieg widerstehen. Beiträge zur Zivilisierung der Politik, Kassel 2001*. Wolfgang Popp, Bernhard Nolz: „Kommunale Friedenskultur – ein neuer Aspekt der Friedenserziehung“. In: Bernhard Claußen, Susann Zschieschang (Hrsg.): *Politik – Bildung – Gesellschaft. Studien zur exemplarischen Verhältnisbestimmung in sozialgeschichtlicher und zeitdiagnostischer Perspektive*, Glienicke/Berlin 2002.
- 36 Edgar Weiß (Hrsg.): *Der „Fall Nolz“ oder: Die aktuelle Gestalt des verordneten Antipazifismus. Dokumentation einer Kampagne gegen einen Lehrer und eine Einrichtung zur Friedensförderung*, Kiel/Köln 2002.
- 37 <https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/das-institut/monitoring-stelle-un-brk/dieun-brk>.
- 38 Wolfgang Popp: „Dunkelpädagogik“ (unveröffentlichtes Manuskript), Auszüge in: *et cetera ppf* 1/2016. Möglicherweise scheut die Dunkelpädagogik das Licht der Öffentlichkeit, weil sie sich im Dunkeln abspielt und nicht mit der „schwarzen“ Pädagogik verwechselt werden möchte.
- 39 Flyer zum Workshop „Inklusion. Ein neuer Ansatz in der Integrationsarbeit“, Zentrum für Friedenskultur (15.10.2011).
- 40 www.3d-ohrkino.de.

- 41 Bernhard Nolz, Wolfgang Popp (Hrsg.): *Leben im Zeichen von Verfolgung und Hoffnung. Jüdische Autorinnen und Autoren in der neueren deutschen Literatur*, Münster/Berlin 2013.
- 42 Flyer zur 1. Veranstaltung „Friedensweise“ vom 01.02.2001, Zentrum für Friedenskultur.

WOLFGANG POPP

Mein Leben

I Kindheit und Jugend

Meine Familie

Ich bin im Jahr des Unheils 1935 im mittelfränkischen Altenmuh, heute Muhr am See, geboren. In diesem Jahr wurden von der Naziregierung die sogenannten Nürnberger Gesetze verabschiedet, die die Juden zu Bürgern zweiter Klasse machten und damit die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden einleiteten. Hitler begann mit massiver Unterstützung der Rüstungsindustrie entgegen den Versailler Auflagen zur Beschränkung der deutschen Reichswehr eine riesige Wehrmacht aufzubauen, mit der er wenig später den Weltkrieg anzettelte. Keine guten Auspizien für mein Leben, sie werden mein ganzes Leben mehr oder weniger intensiv prägen. Allerdings war es auch das Jahr, in dem der im NS-Konzentrationslager sitzende Friedenskämpfer und Antifaschist Carl von Ossietzky den Friedensnobelpreis verliehen bekam, den er nie entgegennehmen durfte. Auch das wird mich nachhaltig prägen.

Mein Vater war der Sohn eines Briefträgers und einer Hebamme in dem mittelfränkischen mittelalterlichen Landstädtchen Leutershausen, der sich aus diesen eher ländlichen Verhältnissen durch den Besuch des Lehrerseminars zum Volksschullehrer hocharbeitete. Meine Mutter stammte aus dem gutbürgerlichen Doktorhaus aus dem gleichen Städtchen, besuchte eine kirchliche Schule für höhere Töchter, die sie ohne Abschluss verließ, und blieb seitdem eine Art Magd im eigenem Elternhaus und nach der Heirat Hausfrau und Mutter. Gegenüber der mütterlichen Großfamilie hatte der Vater von Beginn an eher einen schweren Stand, denn die bestand fast ausschließlich aus mehr oder weniger höher gebildeten Intellektuellen.

Meine Eltern erkannten die Folgen der Nürnberger Gesetze und der Aufrüstung jedenfalls im Jahr 1935 nicht. Der Vater fühlte sich – wie viele seiner Kollegen – in seinem Beruf und gesellschaftlichen Ansehen durch das neue Regime aufgewertet. Er wurde bald Hauptschullehrer, trat der NSDAP bei, wurde Ortsgruppenleiter der Partei und Kreisredner, dann auch Bürgermeister unseres Dorfes. Er veranlasste wohl die wenigen ansässigen wohlhabenden Juden „rechtzeitig“ dazu, das Dorf zu verlassen und zu emigrieren, und scheint als einer der ersten im Landkreis an höherer Stelle stolz vermeldet zu haben, dass Altenmuh judenfrei sei. Bei einer Streiterei seiner Parteigenossen mit einem verbliebenen

Metzger, der in einer „Mischehe“ lebte, griff er ein und erhielt einen Messerstich in die Leber. Es blieb unaufgedeckt, von wem der Stich kam, da der Vater, um den Metzger zu schützen, nicht zum Arzt ging und so die Sache nicht öffentlich machte. Er litt sein Leben lang an dieser Verletzung, die sicher auch zu seinem Tod beitrug. Am Beginn des 2. Weltkrieges wurde er sehr früh eingezogen und blieb bis zu dessen Ende an verschiedenen Kriegsschauplätzen, war aber offenbar immer in der Etappe, als Unteroffizier mit der Versorgung der Truppe betraut. An direkten Kriegshandlungen hat er wahrscheinlich nicht teilgenommen. Jedenfalls hat er nie davon erzählt.

Die Mutter war unterdessen mit den Kindern allein. Auch sie war Anhängerin der NS-Partei, NS-Frauenführerin der Ortsgruppe, beschränkte diese Tätigkeit aber wohl weitgehend darauf, regelmäßig die Abzeichen und Plakate des Winterhilfswerkes zu verteilen und entsprechende Spenden einzusammeln. Ich habe nur wenig Dokumente über die ideologischen Einstellungen der beiden, aber die Mutter führte über jedes der Kinder ein eigenes Album, in dem sie relativ häufig die Entwicklung der einzelnen dokumentierte und mit Fotos ihrer Lebensphasen ergänzte. Leider habe ich das Album, das sie für mich schrieb, nicht mehr. Aber dasjenige über meine große Schwester ist noch vorhanden und gibt einige Einblicke an das, was die Mutter damals dachte. Am 13. Januar 1933 notiert sie noch ganz gut bürgerlich und fromm:

Renate ist unser Sonnenscheinchen und unser großes Glück und wir danken dem lieben Gott, daß er uns etwas so Herziges beschert hat. Sein Segen ruhe auf ihm, daß es ein braves, gesundes, tüchtiges und gottesfürchtiges Menschenkind wird trotz dieser bösen u. schweren Zeit, in die es hineingeboren wurde!

Am 18. März 1933 notiert sie dann:

Morgen wollen wir zu ersten Mal unsere Hakenkreuzfahne aufziehen. Das ist auch für Renate ein bedeutsamer Tag, da die Zukunft unseres Volkes vor allem aber der Jugend, die Zukunft unserer Kinder unter diesem Zeichen steht.

Und am 21. März schreibt sie:

Heute ist Frühlingsanfang und zugleich Deutschlands großer Tag, die Eröffnung des Reichstages. Dein Vaterland, mein liebes Kind, soll ein freies Deutschland werden. Und wenn Du später einmal als Selbstverständliches die Früchte dieses Tages genießt, dann denke daran, daß Dein Vater und Deine Mutter diesen langersehnten Tag mit heiliger Begeisterung und voll Hoffnung und voll Vertrauen miterlebten.

Am 29. März 1936 trägt sie schließlich ein:

Heute an Deutschlands großem Tag, wo wir der Welt beweisen, daß das ganze Volk hinter seinem Führer steht, ist der innigste Wunsch Deiner Mutter, daß Du ein deutsches Mädcl u. eine deutsche Frau u. Mutter wirst im Sinne unseres Führers.

Von dem Wunsch, dass ihre Tochter ein „gottesfürchtiges Menschenkind“ werden möge, wenn auch „in schwerer Zeit“ bis zu den „großen Tagen Deutschlands“, den großen Hoffnungen, die die Eltern an diese Tage knüpfen, und dem „innigsten“ Wunsch, sie möchte jetzt „ein deutsches Mädcl und eine deutsche Frau und Mutter“ werden, sind nur drei Jahre vergangen, und dennoch ein gewaltiger Sinneswandel. Ich wage nicht zu entscheiden, was daran wirklich innere Überzeugung war und was die Liebesbeziehung zu diesem eher als Außenseiter der Mayerschen Großfamilie wahrgenommenen und geduldeten Mann. Immerhin hatte sie die Großmutter Popp, die Mutter des Vaters, vor ihrer Eheschließung scherzhaft gewarnt: „Dassd mer net kummscht und klägscht!“

Sie war jedenfalls nach der Einberufung des Vaters vollauf damit beschäftigt, ihre fünf Kinder großzuziehen, die alle recht eigenwillige Köpfe hatten. Unvergesslich ist mir ihr wiederkehrender Ausruf: „Warum muss ausgerechnet ich solche Kinder haben, die dauernd streiten!“ Wenn der Vater auf Urlaub nachhause kam, sprach er bald resigniert davon, dass der Krieg verloren werde. Die Mutter schrie ihn an, er sei ein Defätist. Sie glaubte wohl bis zuletzt verzweifelt an den Endsieg.

Zwischen den Familien beider Elternteile bestand trotz der unterschiedlichen standesmäßigen Herkunft doch ein gewisser Zusammenhalt, zwischen dem Arzt und der Hebamme schon rein beruflich, aber wohl auch sonst in den persönlichen Verbindungen und vor allem durch die heranwachsenden Kinder. Als der Großvater Mayer mit 65 Jahren seine Arztpraxis in Leutershausen aufgeben musste, weil er einen jungen nazistischen Konkurrenten bekommen hatte, eröffnete er in Meeder bei Coburg eine neue Praxis in einer großen Villa, in der nun die Familien-Feste stattfanden und wir Kinder die schönsten Ferien verbrachten. Außer meinen Eltern gab es in der weiteren Doktors-Familie kein Mitglied der Nazi-Partei, was sicher einige Spannungen unter den Erwachsenen zur Folge hatte. Aber alle blieben den Eltern gegenüber erstaunlich loyal, schlossen sie nach wie vor in den großen Familienclan ein, man sprach einfach nicht über Politik. Onkel Helmuth Meerwein in Karlsruhe stand dem neuen Regime zwar kritisch gegenüber, aber er war, seit ich denken konnte, als Pfarrer nicht im Gemeindedienst tätig, sondern in der Pressestelle der evangelischen Kirche. Ob er und wie offen Widerstand in der bekennenden Kirche leistete, weiß ich nicht, als Pressechef hätte er dazu immerhin einiges tun können. Entschiedener war sicher Onkel

Heinz Gürsching gegen das Regime, er hat es in seinen Gedichten im Familienkreis zum Ausdruck gebracht, aber wohl auch nicht öffentlich. Die Schwestern und die Großeltern schienen absolut unpolitisch, mit Ausnahme der Mutter, die aber wohl auch mit ihnen nicht über Politik sprach.

Der Vater

Er lebte während meiner ganzen Kindheit in einer merkwürdig fernen Welt von Männern. Es gibt eine Unmenge von Fotografien, auf denen nur Männer zu sehen sind, mit dem Vater und ohne ihn, zu zweit, zu dritt, zu mehreren, in großen Gruppen, in Zivil, in SA-Uniformen, in SS-Uniformen, in Soldaten-Uniformen. Auf keinem der Fotos eine Frau. Ich habe kaum Fotos von ihm aus dieser Zeit, die ihn in seinem Privatleben zeigen. Allerdings eines, das ihn offensichtlich in der Zeit vor dem Krieg als eleganten Herrn mit breitkrämpigem Hut zeigt, wie er sich offensichtlich liebevoll auf mich und meinen Bruder Eber als Drei-, Vierjährige herunter beugt und unsere Hände hält.

Er war, wie gesagt, von Beginn an im Krieg. Es gibt einige Briefe von Parteigenossen aus Altenmuhre an ihn, die freilich eher die Situation an der „Heimatfront“ beleuchten als die im Krieg. Einer von ihnen lautet:

Gunzenhausen, 1. September [1939]

Mein lieber Popp! Vielen Dank für die Feldpostkarte. Ich habe mich herzlich gefreut, von meinem Schulungsleiter zu hören. Nun zählen Sie also zu denen, die an der Lösung der O s t f r a g e nicht nur theoretisch sondern praktisch mitgewirkt haben ... sehr praktisch, nicht wahr? Die Karte hat lang gebraucht, bis sie ankam. Ich denke, dass nun die Feldpost aber schon in Fluss ist. Hoffentlich geht es Ihnen gut? Dass Ihnen der Humor nicht gleich abzukaufen ist, das weiß ich. Die Ordensjunker waren hier. Nun haben sie die Anweisung erhalten, sich sogleich beim nächsten Wehrkreiskommando zu melden. Das ist doch selbstverständlich. [...]

Zwar höre ich, dass die Warschauer nun bis zur Stunde doch noch keinen Parlamentär geschickt haben. Originell die Funkmeldung, dass die Auseinandersetzung mit Polen dem Ende entgegengeht. Und da waren Sie dabei, mein lieber Popp. Wir waren nach dem Weltkrieg stolz, unsere Pflicht erfüllt zu haben, Sie können es sein, wenn Sie heil aus dem Felde zurückkommen, was ich Ihnen von Herzen wünsche.

Morgen ist Rednertag – dringend, wie mitgeteilt – in Nürnberg – offenbar soll eine Versammlungswelle beginnen. Da fehlen Sie! Soweit in der Heimat, sollen die Redner in Feldgrau sprechen. Für heute nun herzliche Grüße!

Heil Hitler!

[Unterschrift unlesbar]

Es ist schon verwunderlich, was zwischen den Zeilen über den Vater zu erkennen ist: Er war offensichtlich stolz, Unteroffizier geworden zu sein, und er teilt dies umgehend seinen Genossen in der Heimat mit. Er hat als Schulungsleiter von Parteirednern offensichtlich theoretisch über die „Ostfrage“ gelehrt, das heißt, darüber, was die Partei über den Osten, über Polen und Russland dachte und wie sie mit dem Osten verfahren wollte. In der Wiederholung „sehr praktisch, nicht wahr?“ liegt ein gerüttelt Maß an Verachtung und Herrenmenschentum verborgen, das der Schreiber offensichtlich wie selbstverständlich mit dem Vater zu teilen meint. Der war offensichtlich für seinen Humor bekannt, den er auch in gefährlichen Situationen sich nicht so schnell „abkaufen“ lässt. Der Schreiber setzt stillschweigend voraus, dass der Vater weiß, was es mit den „Ordensjunkern“ auf sich hat, und dass er die Parteigenossen bestens kennt. Und der Vater fehlt, wenn es um die Schulung von Parteirednern für eine „Versammlungswelle“ geht, das heißt, um die massenhafte Kriegspropaganda, für die in der Heimat gebliebenen Redner möglichst in „Feldgrau“, das heißt: in Soldatenuniform erscheinen sollten. Kein sehr günstiges Licht, das auf diesen Vater fällt!

Ein anderer Brief vom 21.10.39 stammt von einem Pfarrer aus Gunzenhausen, offenbar Pfarrer der „Deutschen Christen“, die im streng „Lutherischen“ Altmühl keinen eigenen Ableger halten konnten:

Lieber Kamerad Popp!

[...] Ihre Frau Gemahlin hat mich gebeten am kommenden Mittwoch ihre Gisela zu taufen. Es ist mir eine Freude das für Sie und Ihre Familie tun zu können, und ich fühle mich durch die besonderen Umstände, unter denen diese Feier stattfinden soll, wohl Ihnen als auch Ihrer Frau gegenüber besonders verpflichtet. Ich glaube es ist ein Erlebnis besonderer Art für ein Volk unter den Waffen zu stehen und zu wissen, dass zuhause die Frau einem Kind das Leben schenkt. Eines wird einem da besonders deutlich werden: wie sehr wir vom ersten Tag an unser Volk gebunden sind, wie sehr des Volkes Schicksal unser Schicksal ist. Wir haben eben in unserem Leben keine andere Aufgabe als Deutsche zu sein. Und im Dienst dieser Aufgabe hat alles zu stehen. Das ist keine Erkenntnis, das ist unser Glaube. Wir haben nur dafür zu sorgen, daß dieser Glaube an Kraft nichts verliert, sondern immer mächtiger wird. Dieser wehrhafte, tapfere und sieghafte Glaube, der alle Kräfte der Seele mobilisiert, ist für uns Deutsche gerade genug. Wir glauben ihn zu finden in Krist. Deshalb glaube ich auch in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich bei der Taufe ihrer Gisela nicht alte, für uns oft nicht mehr verstehbare Formeln spreche, sondern wenn ich sie taufe mit den Worten, die aus dem Erleben unserer Zeit geboren sind: „Deutschland sei deine Aufgabe! Kristus sei deine Kraft, Gott sei dein Ziel!“ Das wollte ich Ihnen gern schreiben. [...]

Heil und Sieg! Heil Hitler!

Meine jüngste Schwester Gisela ist also als „Deutsche Kristin“ getauft, ich bin gewiss, ihrem christlichen Glauben hat weder das, noch der germanisierte „Krist“ in ihrem späteren Leben Schaden getan. Aber der schein-christliche Schwulst, der sich so wenig unterscheidet von heutigen christlichen Erbauungsreden kann einen ebenso zum Erbrechen bringen wie die penetrante Beschwörung des Deutschen und des Volkes, die heute wieder unselige Auferstehung feiert. Und der Vater stimmt dem zu, vielleicht durchschaut er den Schwulst, aber er lässt ihn zumindest gewähren. Und die Mutter verlässt ihren in ihrer Familie tief verwurzelten Glauben, um ihre Tochter den „Deutschen Christen“ anzuvertrauen!

Auch der „lutherische“ Dorfpfarrer, der den Vater in seinem Entnazifizierungs-Prozess wohl einigermaßen schadenfroh belastet hat, gratuliert ihm 1939 zur Geburt der Tochter. Er bewundert den deutschen „Sieg“ über Polen, an dem der Vater beteiligt gewesen sei, und beruft sich ausdrücklich auf Hitler selbst: *„Der Führer hat ja heute wieder gesagt, wir wollen den Frieden und Gott gebe, daß es uns gelingt, Frieden zu schaffen.“*

Andererseits: Ich selbst bekam als Kind vom Vater eine handgeschriebene Feldpostkarte, in der er mir 1940 zum 5. Geburtstag gratuliert. Er schreibt:

Mein lieber Wolff!

Fast hätte ich deinen Geburtstag vergessen, du mein Schnizel. Aber weißt Du, wenn man in [unlesbar] ist, dann kann das schon passieren. Wie mir Mutterle schrieb, hat es Dir in Meeder nicht gut gefallen. Jetzt bleibst Du aber in Altmuhr bis ich heim komme. Sag dem Mutterle, daß ich ihren Brief vom 31.5. erhalten habe u. mit allem einverstanden bin u. daß ich Ihr morgen einen Brief schreibe. Nun wünsche ich Dir zu Deinem Geburtstag, daß Du immer gesund bleibst und [unlesbar] ein fester Hitlerbub wirst. Gib allen einen festen Kuß, Dich selbst aber, mein Herzbursch, grüße ich vielmal und bin
Dein tr. Vater.

Das sind Zeilen, die durchaus etwas von väterlicher Liebe, Zuneigung und Fürsorge erkennen lassen. Leider habe ich keine weitere Botschaft von Vater finden können. Aber ich bin sicher, dass es mehr gegeben haben muss, denn das „Dein tr. Vater“ haftet so sicher in meinem Gedächtnis wie ein Gruß aus alter, altertümlicher Zeit. Ist das „tr.“ eine beliebige Floskel oder ist es ein Signal von Selbstverständlichkeit, die nicht ausgeschrieben zu werden braucht? Ich weiß: Er hat sich immer Sorgen um mich gemacht, um meine Entwicklung, um meine verkorkste Schullaufbahn, um mein Studium und bis ins Erwachsenen- und Berufsleben hinein.

Ein Hitlerjunge wollte ich damals wirklich werden, aber dass er das so selbstverständlich schreibt, zeigt, wie sehr er in der nazistischen Ideologie verfangen war. Er blieb mir fremd. Auch nachdem er nach dem Krieg wieder zuhause war.

Ich wollte wissen, was der Vater eigentlich im Krieg erlebt hatte. Außer einigen Andeutungen aus der gefahrenärmeren Etappe in Polen, Frankreich, Griechenland oder an der Ostfront nichts: Nichts von Kämpfen, toten Gegnern und Kameraden, nichts von den Gräueln an Zivilisten oder Partisanen auf allen Kriegsschauplätzen, an denen er gewesen war. Als ich älter wurde und immer mehr über die Nazizeit in Erfahrung brachte, begriff ich auch, dass beide Elternteile mehr oder weniger betroffene und belastete Nazis gewesen waren. Von der Mutter, mit der ich ja täglich zusammen war, konnte ich mir das gar nicht vorstellen, vom stets fernen und mir fremden Vater wusste ich nichts. Aber beide schwiegen hartnäckig über diese Vergangenheit.

Es gab heftige Szenen, vor allem mit dem Vater, in denen die Mutter stets dazwischen fuhr, unter Tränen bat: „Hört doch endlich auf mit den alten Geschichten!“ Irgendwann gab ich es auf, ihn weiter zu befragen – viel zu früh. Als ich schon mit Katharina verlobt war und auch sie verständlicher Weise nachfragte, wurden die beiden geradezu aggressiv und verboten sich jegliches Eindringen in ihre „Privatsphäre“, was ja wohl ein wenig übertrieben war. Und viele Jahre später sprach ich einmal im Verwandtenkreis von der Schuld meiner Eltern und dass ich ihr Schweigen darüber zwar verstehen, aber nicht akzeptieren könne. Darauf empörten sich alle Tanten und Mutters Bruder, der eigentlich unser Lieblingsonkel war: ich beschmutze die Ehre unserer Eltern und der ganzen Sippe.

Kindheit

Ich selbst hatte als Kind und Heranwachsender starke Tendenzen, in Streitigkeiten jähzornig um mich zu schlagen oder mich ganz zurückzuziehen. Im Streit mit meinem älteren Bruder Eber, auf den ich hemmungslos einschlug, rief ihm die ältere Schwester Renate oft zu: „Wehr dich doch!“ Aber er wehrt sich nicht und antwortet: „Wenn ich zurückschlage, erschlag ich ihn!“ Allerdings hatte er auch eine Art, mich bis zur Weißglut zu reizen. Als ich ihn einmal mit Müh und Not aus dem Wohnzimmer gedrängt hatte, wo ich ungestört Klavier üben wollte, und die Tür abspernte, scheute er sich nicht, unter Lebensgefahr aus dem Fenster zu steigen und durch das Wohnzimmerfenster wieder hereinzuklettern, nur um mich weiter zu ärgern. Ich suchte, solchen Reizsituationen auszuweichen, obwohl ich in meinem Jähzorn unheimliche Kräfte entwickeln konnte.

Ich floh dann also lieber an die nahe gelegene Altmühl oder in die ebenfalls nahen Wälder. Die Mutter war gegenüber solchen Ausflügen erstaunlich tolerant. Zwar durften wir allein erst an die Altmühl, nachdem wir noch vor Schuleintritt schwimmen konnten. Aber die Mutter lehrte uns auch, wenn wir im Winter auf der Altmühl im Eis einbrachen, sofort nachhause zu kommen und frische Kleider anzuziehen: Ein sicheres Mittel zur Verhinderung von Erkältungen und Schlimmerem. Und ein absolutes Privileg, das wir gegenüber den anderen Dorfkindern

hatten, die bei solchem Vorkommnis mütterliche Bestrafung und mindestens Hausarrest erwartete! Und die Mutter lehrte mich, wenn ich mich im Wald verirrte, immer geradeaus zu gehen, bis ich irgendwann auf ein Dorf treffen würde, von dem aus ich dann wieder auf einer Straße nachhause fände.

Das Leben im Dorf war idyllisch. Wir wohnten in einem großen Lehrerhaus, das früher das Schulhaus war und entsprechend geräumige Zimmer hatte. Das Treppenhaus hatte einen so großen Flur, dass man bei schlechtem Wetter darin mit dem Roller oder Fahrrad kleine Rennen fahren konnte. Zum Haus gehörte ein großer Hof, in dem eine Wasserpumpe mit altmodischem Schwengel stand, und eine riesigen Scheune mit eingebautem Hühnerstall und ein ausgedehnter Garten. Also Raum genug, um zu spielen oder auch sich zurückzuziehen. Ich bevorzugte meist das Letztere, wobei die Mutter mir schon früh im Garten ein Stück Erde zur eigenen Bewirtschaftung abgrenzte und mir zeigte, wie man Pflanzen sät und pflegt. Ich baute Karotten und Radieschen, vor allem aber Blumen an. Auch die Straße vor dem Haus, eine ruhige Straße, die am nahe gelegenen Schloss endete, war für uns Kinder ein gern genutzter Spielplatz. Wir spielten in ihrem Staub eingezeichnete Hüpfspiele. Wir kletterten auf die Schlossmauer und liefen auf ihr herum oder saßen einfach in der Sonne und spielten mit Puppen oder anderem Spielzeug.

Dort trafen wir auch häufig die etwas geistesgestörte Beppi, ein älteres Mädchen aus der Nachbarschaft, das wir mit derben Sprüchen jedes Mal derart reizten, dass sie uns wutschnaubend verfolgte. Die anderen Kinder liefen dann lachend davon, nur ich mit meinen „links herum eingehängten“ Beinen, wie der Vater sie nannte, war nicht schnell genug. Ich blieb einfach stehen und sah ihr in die Augen. Beppi war davon so überrascht, dass sie mich nur an ihre Brust drückte und schmatzend abküsste. Das fand ich zwar eklig, aber es war eine wichtige Erfahrung, eine Strategie der Überraschung, die ich später öfter in vergleichbaren Situationen mit Erfolg anwandte.

Während meine Brüder enge Freundschaft mit verschiedenen Dorfjungen pflegten und auf diese Weise auch in die anderen Dorfhäuser, Bauernhäuser, eine große Schreinerei oder eine verrauchte Schmiede kamen, habe ich als Kind und auch später kaum ein anderes Haus im Dorf betreten. Ich beneidete mit gemischten Gefühlen Ebers Freund Hussi, der aus einer kinderreichen Häuslersfamilie stammte und mit seinem Hund in der Hütte schlafen konnte, ohne dass ihm das jemand verbot. Er roch allerdings entsprechend und vermachte auch bald Eber ein Paar Hundeflöhe, die der an uns weitergab. Aber es war eine Freiheit, die ich auch gern gehabt hätte. Meine von der Mutter großzügig gewährten, aber kontrollierten Freiheiten waren nicht so wild. Aber ich war selbst nicht so draufgängerisch wie die meisten Dorffreunde meiner Brüder. Jedenfalls nicht, wenn man mich nicht reizte.

Schulzeit

Als ich zur Schule kam, die im unmittelbar benachbarten neuen Schulhaus stattfand, kam ich zuerst zu Fräulein K. Sie war eine gutmütige und gewissenhafte Lehrerin, die mir mit großer Geduld das Schreiben mit der rechten Hand beibrachte, obwohl ich Linkshänder bin. Ich hab es überstanden und war ihr noch als Student dankbar, denn ich konnte natürlich, wenn auch sehr krakelig, automatisch mit der Linken schreiben. Im Studium nun bewährte sich das, da ich beim Abschreiben von Zitaten aus Büchern je nach Seitenlage sowohl die rechte als auch die linke Hand einsetzen konnte. Fräulein K. ging in unserem Haus ein und aus und war mit beiden Eltern gut befreundet. Ich habe sie noch einmal nach Jahrzehnten als pensionierte Lehrerin in Nürnberg aufgesucht, um sie im Rahmen eines Forschungsprojekts nach ihren Erfahrungen und ihrem Verhalten im NS-Faschismus zu befragen: Sie war so unschuldig wie sie mir als Schüler erschien, wollte nichts mitgekriegt haben, obwohl sie mit den Eltern nicht nur beruflich verbunden war. Ich glaubte ihr kein Wort. Aber die gleiche Erfahrung machten wir bei den meisten anderen alten Lehrern, die wir damals befragten.

Nach Fräulein K. kam ein strammer Nationalsozialist als Lehrer über mich, der mir vergeblich das Strammstehen beibringen wollte. Er hatte einen gelähmten linken Arm und ging nur noch hinkend, war demnach als „kriegsuntauglich“ auf uns Kinder losgelassen worden. Wir nannten ihn „Hinkebein“, duckten uns im Unterricht nach Möglichkeit unter ihm weg und gingen ihm in der Dorföffentlichkeit aus dem Weg. Seitdem entstand mein angespanntes Verhältnis zur Schule, das ich wohl erst überwand, als ich selbst Lehrer ausbildete. Den Vater habe ich nicht als Lehrer gehabt. Aber ich erinnere mich an die Gelassenheit, mit der er die Kinder und Jugendlichen in den Pausen auf der Dorfstraße im Zaum hielt. Wahrscheinlich war er damals als Lehrer vor allem aufgrund seiner Persönlichkeit anerkannt und weniger wegen seines Erziehungsstils.

Zwangsarbeiter

Während der letzten Kriegsjahre wurde im Dorf ein Lager mit russischen Zwangsarbeitern (vielleicht auch Kriegsgefangenen) errichtet, an dem auch nur vorbeizugehen streng verboten war. Wer dies Verbot allerdings überwachte, war nicht klar, die Dorfbevölkerung wird es wohl auch ohne Überwachung meistens eingehalten haben. Wir konnten die dort Inhaftierten aber manchmal sehen, wenn sie zur Arbeit auf die Felder geführt wurden: ziemlich heruntergekommene, erbärmliche Gestalten, die wir durchaus als „Feinde“ wahrnahmen. Ob die Russin Vera aus diesem Lager oder irgendwo anders her kam, weiß ich nicht: Jedenfalls war sie bei uns als Haushaltshilfe, eine Zwangsarbeiterin, das wussten wir, die der Mutter zugewiesen worden war. Ich habe nie erfahren, ob und von wem und wie sie für

ihre Dienstleistungen bezahlt wurde. Sie hatte in unserem großen Haushalt, in dem ja außer unserer Familie immer noch etliche Tanten und Cousins und Cousinen lebten, von früh morgens bis in die Nacht hinein zu tun. Sie musste vor allem die Kinder hüten, das ganze Haus sauber halten, die viele anfallende schmutzige Wäsche waschen und, wenn nötig, flicken usw. Zu uns Kindern war sie sehr lieb und wir liebten sie auch, sie sang uns schwermütige russische Lieder vor, badete uns, nahm uns vor der Mutter in Schutz, wenn wir etwas ausgefressen hatten, ja sie nahm die Schuld dann eher auf sich selbst. Sie war uns irgendwie ans Herz gewachsen und fühlte sich, glaube ich, in unserem Haus auch einigermaßen wohl, obwohl sie große Sehnsucht nach ihrer Heimat hatte, uns oft davon erzählte und darüber häufig in bittere Tränen ausbrach.

Kurz nach Kriegsende wurde von den Amerikanern das Russenlager geöffnet, die befreiten Zwangsarbeiter fielen ins Dorf ein, plünderten und waren meistens betrunken. Einer von ihnen kam auch in unser Haus und fuchtelte vor der Mutter mit einer Waffe herum. Er entdeckte auf Vaters Schreibtisch ein Glas, in dem eine in Spiritus einbalsamierte Kreuzotter als Anschauungsmaterial für den Schulunterricht war. Als der Russe die Schutzhülle des Glases abbriss und es austrinken wollte, schlug Mutter es ihm aus der Hand und rief: Das ist Gift! Er ließ davon ab, riss ihr wütend das Armband vom Arm und floh damit aus dem Haus. Eine halbe Stunde später kam ein amerikanische Soldat, um den Vorfall zu untersuchen. Das Glas war zerbrochen, die Kreuzotter lag auf dem Boden, er nahm das Tier und Reste der Flüssigkeit mit, damit schien die Sache erledigt zu sein.

Vera aber zwangen die Amerikaner in das geöffnete Russenlager zurück zu kehren, obwohl sie verzweifelt darum bat, bei uns bleiben zu können, bis sie nach Russland zurück käme. Es half ihr nichts. Wir nahmen tränenreich Abschied von ihr und sahen sie nie wieder. Sie war, einem Gerücht zufolge, von ihren eigenen Landsleuten im Lager erschlagen worden. Niemand klärte offenbar den Fall auf. Mutter sprach nicht mehr darüber, wir fragten wohl auch nicht nach. So stumpf waren wir offensichtlich gegenüber der ganzen Kriegssituation und Feind-Propaganda geworden. Was aber wusste Mutter über die Zwangsarbeit? Was über das Russenlager und wie es dort zuging? Nahm sie das Verhalten der Russen im Dorf und ihr gegenüber als (verständliche) Rache wahr? Woher hatte sie Vera als Hilfe und unter welchen Umständen? Was wusste Vater darüber? Fragen über Fragen und keine Antwort zu keiner Zeit. Freilich: Ich habe auch später nicht intensiv genug nachgefragt.

Spätestens in Siegen begegnete ich der Erinnerung an die Zwangsarbeiter wieder: Auf dem Hermelsbacher Friedhof gibt es ein großes Gräberfeld mit Grabkreuzen von sowjetischen (ukrainischen) Zwangsarbeitern, darunter viele Kinder und Frauen. Wolfgang, mein erster Lebenspartner, und ich besuchten sie regelmäßig und legten dort Blumen nieder, vor allem für Wolfgang waren sie von großer Bedeutung. Ich dachte an Vera, der es bei uns sicher besser gegangen war als den

dort Begrabenen, aber auch sie eine junge aus ihrer Heimat Weggerissene, zum Sklavendasein Verurteilte, in fremdem Land Erschlagene: Welch ein Schicksal! Ich las das Buch von Ulrich Opfermann: „Heimat, Fremde“. Opfermann war ein kämpferischer GEW-Kollege, Aktivist im VVN/BdA und im aktiven Museum. Er schildert erschütternd und außerordentlich penibel, was Zwangsarbeit im Siegerland in der Zeit zwischen 1939 und 1945 bedeutete. Bis heute hält der VVN/BdA Siegerland die Erinnerung an die Zwangsarbeiter aufrecht durch den jährlichen Gedenkmarsch am Tag der Befreiung, dem 8. Mai, hin zu den Hermelsbacher Gräbern, aber auch durch Fahrten zu auswärtigen Gedenkstätten und Museen. Ich denke, so gut und vielfältig der NS-Fachismus erforscht und analysiert ist, so wenig wissen wir über die Schrecken der Zwangsarbeit in Deutschland und in den von den Nazis besetzten europäischen Nachbarländern.

Krieg

Der Krieg schien im Dorfleben weit entfernt. Ich begegnete ihm erstmals bei einem Besuch bei meinem Patenonkel in Karlsruhe: Während eines Fliegerangriffs führte er mich und seine Söhne vor die Kellertür und zeigte uns die brennenden und einstürzenden Häuser. Er sagte: „Seht euch das genau an, das ist Krieg!“ Ich glaube, von da an datiert meine Überzeugung, dass so etwas auf keinem Fall sein darf.

Auf dem Dorf machte sich der Krieg erst bemerkbar, als sein Ende schon abzu-sehen war: Im Schulhaus, das direkt neben unserem Haus lag, machte sich eine Gruppe SS-Soldaten breit, so dass ab da der Unterricht vollkommen ausfiel. Was sie dort für Aufgaben hatten, wusste, glaube ich, keiner. Man sah sie nur immer wieder vor der Haustür den Himmel mit riesigen Fernrohren absuchen, wahrscheinlich, um zu beobachten wohin die amerikanischen Bombergeschwader flogen, die mit hörbarem Gebrumm übers Dorf hinweg zogen. Aber die SS-Leute unternahmen nichts weiter als ihre Erkenntnisse telefonisch an höhere Stellen weiterzugeben. Zu uns Kindern waren sie sogar meistens recht freundlich, ließen uns gelegentlich durch ihre Fernrohre gucken, was natürlich spannend war.

Später sah ich die ersten Kriegsleichen meines Lebens: In Gunzenhausen, der Kreisstadt, hatten sich viele Menschen vor einem Fliegerangriff in einen Felsenkeller geflüchtet, vor dessen Eingang eine Bombe niederging. Die Menschen im Keller wurden wahrscheinlich durch den Luftdruck im Innern erstickt. Ihre Leichen wurden herausgetragen, mit vor Entsetzen entstellten blauen Gesichtern. Ich weiß nicht mehr, wie ich dahin gekommen bin, aber es war ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

Dann befahlen die SS-Soldaten der Bevölkerung, da, wo Keller unter den Häusern vorhanden waren, diese mit möglichst dicken Holzstempeln einsturz-sicher zu machen, die Fenster entsprechend abzudichten, kurz, sich auf Luftan-

griffe vorzubereiten. Wir hatten in unserem Haus nur einen kleinen etwas niedriger liegenden Kartoffelkeller, den die Mutter sicher übertrieben gewissenhaft abstützen ließ. Die Kartoffeln wurden herausgeräumt und durch provisorische, aber gepolsterte Sitzbretter für ca. 10 Personen ersetzt. Die Mutter schaffte für jedes der Kinder einen Rucksack an, in dem die notwendigsten Kleidungsstücke, Papiere und einige Lebensmittelkonserven ordentlich verpackt waren. Es muss also zu einer Zeit gewesen sein, wo sie schon irgendwelche Nachrichten von der Flucht aus dem Osten kannte und mit der Möglichkeit unserer eigenen Flucht vor dem Feind rechnete. Für uns Kinder freilich weckte das eher ein gewisse Abenteuerlust, schwankend zwischen Neugierde auf Wanderschaft und leichtem Grauen vor der Ungewissheit der Zukunft. Wir mussten freilich nie in den „gemütlichen“ und dunklen Keller und von Flucht war keine Spur. Das Dorf überstand den Krieg ohne eine einzige Bombe.

Ein anderes Erlebnis allerdings prägte sich mir nachhaltig ein. Als die amerikanische Befreiungsarmee immer näher kam, nutzte sie das weite und flache Altmühltal, um mit Tieffliegern allerhand fliehende deutsche Truppenteile zu beschießen. Es war ausgesprochen gefährlich, sich in dieser Zeit an der Altmühl und in den Wiesen aufzuhalten. Trotzdem beschlossen mein Bruder Eber und ich, die Mutter zu überraschen. Sie hatte im Nachbardorf in der Schreinerei eine Eckbank machen lassen, auf der endlich alle Kinder am Tisch sitzen konnten. Die wollten wir holen. Heimlich zogen wir mit dem Handkarren los, kamen auch ohne Störung durch die Wiesen und luden die Bank auf unseren Karren. Auf dem Rückweg dann geschah es: Plötzlich, aus heiterem Himmel stob ein Tiefflieger heran, wir, geistesgegenwärtig, sprangen in den Straßengraben, und er feuerte aus einem MG einen Stoß Munition auf uns ab und war binnen Sekunden wieder verschwunden. Er hat uns zum Glück nicht getroffen, aber das Erdreich um uns spritzte auf und bedeckte unseren ganzen Körper. Wir blieben liegen und warteten darauf, dass er nochmal wiederkäme. Aber er kam nicht mehr. Vielleicht hatte er doch bemerkt, dass er nur harmlose Kinder beschossen hatte oder vielleicht hatte er uns auch nur erschrecken wollen. Mir jedenfalls genügte das in Zukunft, um jedes Mal zusammen zu schrecken und wütend zu werden, wenn irgendwer auch nur im Spiel mit dem Finger oder einem Stück Holz auf mich zielte, als wolle er mich erschießen. Mein Leben lang verbat ich mir eine solche Geste.

Aber auch die Absurdität des End-Krieges lernte ich als Kind kennen: Als die Amerikaner schon unmittelbar vor unserem Dorf standen, befahlen die SS-Soldaten die ganze Dorf-Bevölkerung an die damalige Reichsstraße, um dort Bäume zu fällen und eine Panzersperre zu errichten. Wir Kinder zogen mit. Zwei Tage später – die SS war unter Sprengung der Altmühlbrücke abgezogen – kam der erste amerikanische Jeep durchs Dorf. Er hatte die „Panzersperre“ ohne Schwierigkeiten umfahren und forderte die Bevölkerung auf, diese wieder abzubauen, – was alle mit dem Gleichmut, mit dem sie sie errichtet hatten, taten. Nicht ohne

sich die herrenlosen Baumstämme unter den Nagel zu reißen, womit im Dorf die Nachkriegszeit begann und der Schwarzhandel.

Der Nachbarort Merkendorf wurde von einem fanatischen SS-Mann zur „Festung“ ausgerufen, wahrscheinlich weil er noch einen geschlossenen mittelalterlichen Stadtmauer-Ring hatte. Die Amerikaner ließen ihn einfach liegen, während sie das ganze Umland bereits besetzt hatten, schossen nur den Kirchturm kaputt und verlangten die Auslieferung des fanatischen SS-Verteidigers. Erst als die Bürger seine Leiche am Stadttor aufhängten, ergab sich diese „Festung“.

So erlebten wir das Kriegsende. Die Amerikaner fuhren im offenen Jeep durchs Dorf und verkündeten, dass alle Waffen, die in den Häusern waren, abgeliefert werden müssten. Der Vater hatte, ich glaube vom Großvater geerbt, eine Sammlung antiker Schusswaffen, alte Vorderlader und Pistolen, die bei uns dekorativ im Treppenhaus hingen. Die packte jetzt Mutter auf unsere Schubkarre und Eber und ich mussten sie zur Sammelstelle bringen. Die Amerikaner lachten sich krumm über diese altmodischen Waffen, und sie lachten noch mehr, als wir, trotzig und rot vor Scham, mit erhobener Rechten „Heil Hitler“ brüllten. Sie schlugen ihr Lager direkt gegenüber dem Lehrerhaus, in dem wir wohnten, auf. Wir fühlten uns, die wir ja für die Hitlerjugend noch zu jung waren, als so etwas wie „Wehrwölfe“: Wir nahmen zwar ihre Schokolade dankend an, aber wir stahlen bei ihnen MG-Munition wie die Raben, für den unerschütterlich erhofften „Endsieg“. Als sie dann drohten, in jedem Haus, in dem sie Munition finden würden, den Haushaltsvorstand sofort zu erschießen, mussten wir der Mutter unsere Munitions-Sammlung offenbaren, die wir in der Nacht gemeinsam in der Jauchegrube versenkten.

Während des Krieges war unser Haus stets voll mit Kindern der Schwestern der Mutter, denen wichtiger war, dass wir auf dem von Luftangriffen relativ geschützten Land lebten, als welcher Politik die Mutter anhing. Sie vertrauten ihr ihre Kinder an, so dass wir immer eine große Kinderschar waren, die der Mutter sicher auch einige Sorgen bereiteten. Aber auch Erwachsene kamen gern zu uns aufs Land, sei es, um sich auch selbst zu schützen, sei es, um sich durchfüttern zu lassen und allerhand „Schnäppchen“ zu machen. So hatte eine Tante an der Plünderung eines stehengelassenen Güterwagens im Muhrer Bahnhof teilgenommen und als gut umsetzbares Schwarzmarktprodukt eine Menge an Büstenhaltern und Korsetts mitgenommen. Als nach Kriegsende die Amerikaner bei einer Kontrolle diese Kostbarkeiten in unserer Wohnung entdeckten, warfen sie sie lachend aus dem Fenster, wo sie noch tagelang in den Ästen eines dort stehenden Pflaumenbaums hingen, zum Gelächter des ganzen Dorfes.

Die Mutter

Die Mutter war nach Kriegsende die erste, die merkte, dass irgendetwas an der NS-Ideologie, der sie angehangen hatte, nicht stimmte. Als NS-Frauenführerin hatte sie zugestimmt, dass die Partei allerhand SA-Uniformen auf unserem großen Dachboden deponierte. Jetzt warf sie all diese Klamotten kurz entschlossen in unsere Jauchegrube, um sie aus Angst vor den einrückenden Amerikanern zu beseitigen. Aus den großen Hakenkreuzfahnen, die so lange jeden Morgen vor unserem Haus feierlich aufgezogen worden waren, nähte sie gnadenlos rote Röcke für die Mädchen. Und aus den aufgenähten weißen Feldern mit dem schwarzen Hakenkreuz schneiderte sie genauso gnadenlos Unterhosen für uns Buben. Die wurden dann im Sommer beim Baden in der Altmühl zum Anlass grenzenloser Erheiterung der größeren Dorfjungen, wenn sie auf der Wiese auf unseren Kleiderhäufchen sichtbar wurden, was uns der Lächerlichkeit aussetzte.

Ebenso veranstaltete die Mutter in unserem Hühnerhof ein großes Autodafé, in dem wir sämtliche ideologieverdächtigen Bücher aus Vaters reichhaltiger Bibliothek verbrannten. Diese Bücherverbrennung war die erste und einzige, die ich als fast Zehnjähriger selbst erlebt habe. Sie war nicht, wie die nazistische im Jahr 1933, öffentlich und hasserfüllt, sondern sehr privat, heimlich und angstbesetzt. Das hat mich offenbar sehr beeindruckt, noch 1983 beschäftigte es mich stark, ich schrieb damals u. a.:

Verbrannt wurden die faschistischen Bücher und Lebenszeugnisse meines Vaters. Der Vater selbst war noch im Krieg oder in Kriegsgefangenschaft. Ich erinnere mich noch, dass ich mit der Mutter um den Erhalt einzelner Bücher gerungen habe: mein Gesichtspunkt als Zehnjähriger war damals die äußere Schönheit der Bücher, der Gesichtspunkt der Mutter: ihre ideologische Gefährlichkeit. So konnte ich z.B. retten: die mehrbändigen Memoiren Bismarcks, die Geschichte des 19. Jahrhunderts von Houston Chamberlain, ein antisemitisches Grundlagenwerk, eine reich bebilderte Darstellung des 1. Weltkriegs, mehrere Bände des Volkslesebuchs „Deutschland erwache!“ und einige andere Bücher. Ich weiß nicht mehr, waren es diese Bücher oder war es der niederdrückende Eindruck dieser Bücherverbrennung aus dem von mir bewunderten Bücherschrank des Vaters – jedenfalls begann damals bereits meine Leidenschaft für das Sammeln von Büchern und meine Achtung vor Büchern. [...] Den kindlichen Schrecken über diese so wenig aggressive, eher konspirative Vernichtung eines Bestandteils meiner Lebenswelt, der mir vielleicht erst durch die Vernichtung bewusst wurde, habe ich irgendwie verarbeitet. Vergessen hab ich ihn nicht.

Die Mutter verabschiedete sich mit ihrem Autodafé an Vaters Bücherschrank demonstrativ von ihrer Nazi-Vergangenheit. Es kam die große Hungerzeit und die Mutter verdingte sich bei der Schlossherrin als einfache Landarbeiterin, um ihre Familie notdürftig zu ernähren.

So kam sie relativ bald mit den amerikanischen Besatzungssoldaten in Kontakt, die im Schlosspark kampierten. Vielleicht war es der bloße Umstand, dass die Amerikaner von gegenüber plötzlich allmorgendlich mit Lautsprechern das Trompetenkonzert von Haydn zu uns herübertönten, das die Mutter vorher vom „Schatzkästlein“ aus dem NS-Volksempfänger schon gehört hatte. Jedenfalls schaffte sie sich in der neu angebrochenen Zeit als erstes ein Radio an, an dem wir dann täglich hingen, um klassische Musik zu hören. Meine erste Begegnung mit dieser Musik: desto intensiver, je schlechter der Empfang war. Die Mutter half mir dabei, auf die entscheidenden Stellen z. B. in Bach-Kantaten zu achten, die der einzige Anlass für sie waren, sich zu setzen, die Hände im Schoß ruhen zu lassen und die Augen zu schließen. Ich habe noch ihr „Hör zu, jetzt, diese Stelle!“ im Ohr: etwa bei der schmerzlichen Tenor-Arie: „Ach schlage doch, ersehnte Todesstunde“ mit dem Pizzicato des Stundenschlags in den Streichern, oder bei dem leichtfüßigen Duett „Wir eilen mit schwachen doch emsigen Schritten“ mit dem eiligen Trippeln im Basso continuo, oder bei dem dreimal mit großen Pausen zögernd anhebenden „Komm“ bis zur Erlösung „Komm, Jesu komm“ in der gleichnamigen Motette. Und ihr anschließendes: „Hast du es gehört? Das ist Musik!“ Es war mein erster Zugang zur Bachschen Musik, gehört mit den Ohren der Mutter. Bei Bachscher Musik war ich der Mutter am nächsten. Ihre sonst eher harten, verhärmtten Gesichtszüge wurden weich, vielleicht nahm sie mich dabei sogar einmal in den Arm – oder ich wünsche mir das nur. Bach hat mich in meinem Musiker- und Organistenleben begleitet und ist heute so stark wie damals.

Und die Mutter schickte uns bald in die Bibliothek im „Amerika-Haus“, um „readers digest“, aber auch (deutschsprachige) Bücher auszuleihen, die in der NS-Zeit verboten waren. Auch unsere erwachende Faszination für amerikanische Kultur und Kleidung unterstützte sie: Ringelsocken, Kreppschuhe, Jeans. Sie nähte mir anstandslos farbenprächtige „Hawai-Hemden“ und nahm meine „Schmachtlocken“-Frisur achselzuckend hin. Nur amerikanische Musik duldet sie nicht, sie blieb in ihren Ohren „Negermusik“. Und genauso streng war ihr Verbot, deutsche Schlager in ihrer Gegenwart zu hören, worunter sie alles Volkstümliche bis hin zu den Politsongs rechnete.

Als der Vater aus kurzer Kriegsgefangenschaft nachhause kam, wurde er sofort von der Spruchkammerbehörde wieder im Gunzenhäuser Gefängnis eingelocht und verbrachte mehrere Jahre in einem Internierungslager, wo er u. a. in der Maxhütte, einem Stahlwerk in der Oberpfalz, Schwerstarbeit leisten musste.

Für die wieder vaterlose Familie begann eine Zeit großer Not und voller Entbehrungen. Wir Kinder zogen durch den Altmühlgrund, um bei Bauern einzelne Stücke Brot oder ein Ei zu erbetteln. Oder wir mussten stundenlang im Schlachthof anstehen, um irgendein Stück halb vergammeltes Fleisch zu ergattern. Ich erinnere mich genau, dass ich in Gunzenhausen einmal im Winter einen halben Laib Brot gestohlen hatte, den ich schon auf dem kilometerlangen Heimweg bei Eiseskälte anbiss. Als die Mutter das sah, brach sie in bittere Tränen aus – und nahm mich unbeholfen in den Arm. Kein Wort, keine Schuldzuweisung, keine Klage, erst recht keinen Kuss, nur bittere Tränen. Ich muss als 10-Jähriger ziemlich erbärmlich ausgesehen haben, aber es verhalf mir paradoxer Weise bei den Bäuerinnen und Geschäftsfrauen zu besonderen Erfolgen. Während andere Kinder vom Hof gejagt wurden, wenn sie zu häufig dort aufkreuzten, war ich immer willkommen, musste mich an den Tisch setzen und bekam etwas Besonderes vorgesetzt. Meine Lieblingstante nannte mich wohl wegen meiner Kümmerlichkeit gern „den Wüschten“, auf Deutsch den Hässlichen, was ich ihr aber nicht einmal übel nahm.

Ich kam in Kur nach Berneck im Fichtelgebirge in ein Kurheim, das von zwei entfernt verwandten Tanten betrieben wurde. Für meine Hochpöppelung war Tante Holde zuständig. Sie gab mir Unmengen an Obst und Beeren zu essen, fütterte mich mit Fleisch und Kartoffeln, kam früh morgens um 6 Uhr an mein Bett und wickelte mich in nasse kalte Tücher, in denen ich unter der warmen Decke selig weiterschlafen konnte. Später, als ich schon erwachsen und politisch engagiert war, war meine Tante Holde befreundet mit der antifaschistischen Professorin Renate Riemeck, Mitgründerin der DFU und Symbolfigur der frühen „Außerparlamentarischen Opposition“ (APO), die ich sehr verehrte. Diese zog Ulrike Meinhof als Pflegekind groß, die spätere langjährig gefeierte Konkret-Journalistin, die danach als Terroristin der linksextremistischen „Baader-Meinhof-Gruppe“ in der Isolationshaft auf bis heute ungeklärte Weise zu Tode gekommen war. Eine Entwicklung von einem christlich gesinnten kritischen und wortgewandten Geist, von einer moralischen Autorität, hin zu einer verblendeten, die furchtbare Realität der BRD als einziges politisches und geistiges Gefängnis wahrnehmenden, verzweifelten Frau. Diese Entwicklung einer Frau, die mir politisch wertvolle, aktivierende Wege hätte weisen können, hat mich von Anfang an fasziniert, hin- und hergerissen zwischen Zustimmung zu ihrer Weltsicht und Traurigkeit über ihren unaufgeklärten Tod im Hochsicherheitstrakt Stammheim.

Zurück zur Kindheit und zur Mutter. Ich erinnere mich an sie eigentlich als immer nur in Aktion. Mit Hilfe des Doktor-Großvaters schaffte sie eine Kuh und ein Schwein an, die nun morgens und abends versorgt werden mussten, auch von uns Kindern. Morgens um 6 Uhr stand sie auf und ging in den Stall, um auszumisten und die Kuh zu melken. Wenn eins der Kinder schon wach war, durfte es unter die Kuh schlüpfen und bekam direkt aus dem Euter frische Milch in

den Mund gespritzt. Für mich war das nicht nur ein Hochgenuss, sondern auch immer eine besondere Gelegenheit, die Nähe und Liebe der Mutter zu spüren. Danach ging es, meist noch vor dem Frühstück, hinaus in die Altmühlwiesen, wo sie auf einem kleinen Stück gepachteter Sauerwiese Gras für Kuhfutter für den Tag mähte und ächzend einfuhr. Das Frühstück war kärglich, aufs Brot gab es nur fad schmeckenden Sirup und manchmal etwas Margarine, nie Butter und selten etwas Marmelade. Oft aber fehlte auch das, dann machte die Mutter aus dünner Brühe und trockenen Brotbrocken eine Brotsuppe, die vor allem den Bauch wärmte, aber kaum sättigte. Während die Kinder in der Schule waren, räumte die Mutter das ganze große Haus auf, reparierte allerhand Schäden an den diversen Haushaltsgeräten und erledigte Bürokratie. Nachmittags mussten wir oft mit ihr aufs Feld. Das ganze Jahr über gab es dort viel zu tun: Kartoffeln pflügen von der Zubereitung des Bodens fürs Pflanzen über das Stecken der Keimlinge, später das Anhäufeln der Beete, das Aushacken der reifen Kartoffeln im Herbst, wobei möglichst keine verletzt werden durfte und keine in der Erde bleiben durften. Die Mutter hackte nach, und wehe, wenn sie noch welche fand! Sie konnte sehr streng werden. Ähnliche Schritte das Jahr hindurch gab es vom Säen bis zur Mahd und dem Dreschen des Getreides, das wir im Winter in die entfernte Mühle fahren mussten, um das wenige Mehl, das die Körner ergaben, mit nachhause zu nehmen. So lernte ich jedenfalls von Kindheit an die Landwirtschaft kennen, immer von der Mutter streng angewiesen. Am schlimmsten war die Rübenernte im Spätherbst: Man musste die einzelnen Rüben am Kraut aus dem oft schon gefrorenen Boden ziehen, was oft misslang. Dann hatte man das überflüssige Kraut in der Hand und musste die Rübe mühsam aus dem Boden buddeln. Dabei riss ich mir regelmäßig die Finger auf, so dass die Ernte ausgesprochen blutig ausfiel.

Auch zuhause blieben Katastrophen in dieser Zeit des Hungerns nicht aus: Wir hatten als Kinder auch in Schichtfolge die zwei Schweine, Kasimir und Euphrosine, in ihrem Stall zu versorgen. Eines Tages lag am Morgen eines von ihnen tot im Stall, ein wahnsinniger Verlust! Aber Mutter ließ es nachts heimlich schwarzschlachten und wässerte die einzelnen Fleischteile in großen Bottichen, die unter unseren Betten verborgen wurden. Eine Tante wohnte damals in unserem Haus und arbeitete in Ansbach bei den Amerikanern. Sie schlug vor, ein Stück Fleisch dort zu verkaufen und abzuwarten, was geschieht. Das Fleisch war genießbar und es geschah nichts. Da eröffnete sie einen blühenden Schwarzhandel, der uns auch half, nicht zu verhungern.

Schule im Schlosspark

Die Schule war im letzten Kriegsjahr fast ganz ausgefallen, ich war inzwischen 10 Jahre alt und damit eigentlich „reif“ fürs Gymnasium. Das aber lag im 25 km entfernten Ansbach und war noch nicht wieder eröffnet, von den mangelhaften

Zugverbindungen ganz zu schweigen. Da ergab es sich, dass auch im Muhrer Schloss mehrere Kinder schulpflichtig waren und dort inzwischen eine Menge adelige Ostvertriebene untergeschlüpft waren, die mit uns nun eine Privatschule aufmachten: Im Kavaliershäuschen im an der Altmühl gelegenen ausgedehnten Schlosspark erhielten wir zusammen mit den Schlosskindern Unterricht, um uns auf den späteren Besuch des Ansbacher Gymnasiums vorzubereiten. Es war idyllisch: in den ausgiebigen Pausen spielten wir in der Altmühl und im Park, aber lernten wenig. Die „Lehrer“ waren zwar adelig, aber keine Pädagogen. Später wurden wir ins Gymnasium aufgenommen. Ich war ein schlechter Schüler, aber die Mutter hatte Verständnis für meine außerschulischen Interessen. Sie schimpfte nie, wenn ich fragwürdige bis schlechte Noten nachhause brachte, auch als ich das erste Mal am Gymnasium das Klassenziel nicht erreichte, stöhnte sie nur über die viele Arbeit, die sie ihren Kindern zumuten musste, und schwor, dass sich das künftig ändern würde.

Als ich dort das zweite Mal sitzen blieb, erwartete sie mich am Ansbacher Bahnhof mit einem gepackten Koffer und schickte mich ohne ein Wort der Schelte in Ferien nach Karlsruhe: ich sollte den Schulstress erstmal hinter mir lassen! Es war typisch Mutter: Sie erkannte mit scharfen Verstand, was mich hinderte, ein guter Schüler zu sein. Ohne voll Sentimentalität in mich zu dringen, mich doch zu bessern, tat sie das Praktische, das nahe lag. Für diesen Pragmatismus liebte ich sie: ich konnte mich auf sie verlassen, sie tat das Richtige!

Als der Vater aus dem Internierungslager zurück kam, bot ihm ein alter Parteigenosse an, in seinem inzwischen blühenden Geschäft als Bizerba-Waagen-Verkäufer unterzukommen. Auf einem mit Mühe abgestotterten Motorrad fuhr er nun jeden Tag über Land und verkaufte Waagen. Obwohl er dabei durchaus erfolgreich war, war er immer unzufrieden. Und oft war ein vergeblich vor den Ohren der Kinder verheimlichter Streit zwischen den Eltern nicht zu überhören. Worüber sie stritten, wussten wir nicht, konnten es höchstens ahnen. Wahrscheinlich ging es nicht nur um Vater-Probleme, sondern auch um die verschwiegene Vergangenheit der beiden. In die Erziehung der Kinder durch die Mutter mischte er sich nicht ein. Er haderte mit seinem Schicksal, fühlte sich zu Unrecht hart bestraft und litt darunter, dass er seinen Lehrerberuf nicht ausüben konnte.

Anderssein

Ich hatte eigentlich in meiner ganzen Kindheit keinen Freund. Mit meinen zwei Brüdern lag ich ständig im Streit, beide waren in der Kindergesellschaft fest verankert und sprachen den Dorfdialekt, ich hatte höchstens flüchtige Kontakte zu anderen und sprach das fränkisch eingefärbte Hochdeutsch der Mutter. Sie ließ mir viel Freiheit, vielleicht mehr als meinen Brüdern, aber sie zeigte mir selten etwas wie Zärtlichkeit. Früh schon hatte ich den unbegründeten Verdacht, von

den Eltern nur adoptiert zu sein und weniger geliebt zu werden als die Geschwister. Ein Gefühl, das – wie ich viel später erfuhr – allerdings auch meine Brüder hatten. Zu den dörflichen Freundschaften meiner Brüder hatte ich stets ein gespaltenes Verhältnis: Einerseits beneidete ich sie um die Intimität, die sie mit ihnen pflegten, andererseits hatte ich Angst vor allzu engen intimen Beziehungen.

Dagegen erinnere ich mich an ein merkwürdiges Spiel mit einigen dieser Dorfjungen, bei dem ich mich auf dem Rücken ins Gras legen musste und durch ein Rohr gucken sollte, um etwas Interessantes zu sehen. Ich sah zwar nichts, merkte aber nach einiger Zeit, dass das Ganze nur dazu diente, dass die Jungen unter Gelächter in die Hosenbeine meiner Lederhose spähen konnten. Was sie dort Interessantes zu sehen hofften, ahnte ich und fühlte mich angeführt und abgestoßen, ich wollte mit ihnen nichts mehr zu tun haben. Es war eine der frühesten Erfahrungen von so etwas wie „Sexualität“ und „Verbotenem“, Geheimem. Sie waren nicht gerade geeignet, natürlich und unbefangen damit umzugehen.

Statt also mich in der Kindergesellschaft des Dorfes heimisch zu machen und zu fühlen, zog ich mich mehr und mehr in die Einsamkeit der umgebenden Wälder zurück, wofür die tolerante Mutter erstaunlich viel Verständnis aufbrachte. Ich baute mir dort in einem dichten Dornengestrüpp eine Idylle mit einem kleinen Stück selbst gesättem Rasen, einer Sitzbank aus Moos in einem Felsgewölbe, in dem sogar ein kleines Rinnsal sein Wasser in ein selbstgehauenes Steinbecken ergoss. Dort saß ich dann Nachmittage lang, las Bücher und phantasierte mir ideale, schöne und feinfühligere Frauengestalten, mit denen ich mich unterhalten konnte: Über das, was ich in den Büchern las, meistens ideale Zweierbeziehungen, fernab von allem Bösen, gar von Sexuellem, weiß ich nichts mehr. Doch ich konnte davon nicht genug kriegen.

Mein älterer Bruder Eber las andere Bücher als ich. Vor allem Karl May. Er konnte abends und nachts im Kinderzimmer, in dem neben uns Geschwistern immer noch andere Cousins schliefen, stundenlang phantasievoll von den Abenteuern Old Shatterhands und Winnetous erzählen. Ich war einer seiner begeisterten Zuhörer. Aber wenn ich von meinen Büchern mit den keuschen Zweierbeziehungen erzählte, schliefen die anderen sehr schnell ein. Also ließ ich das wieder. Ich beneidete Eber, empfand ihn als einen Konkurrenten, weil er – im Gegensatz zu mir – bei allen beliebt war, immer heiter und gesprächig, körperlich attraktiv und sportlich, während ich wohl immer dazu neigte, an allem herumzunörgeln, ein griesgrämiges Gesicht zog und mit meinen „linksherum eingehängten“ Beinen eher watschelte als ging oder lief. Und ich beneidete ihn, weil er besser Klavier spielen konnte als ich.

Klavierunterricht hatten wir bei einer absolut unfähigen Lehrerin. Ich gab diesen Unterricht bald auf. Aber Eber hatte ein angeborenes Talent: er spielte alle Melodien und Stücke, Lieder oder ganze Symphonien, die er hörte, auf Anhieb nach und konnte sie paraphrasieren und variieren, wie er wollte. Zwar mit viel

Pfusch und Misstönen, aber immer erkennbar und virtuos. Und genau das reizte mich derart, dass ich nun selbst spielen wollte. Fernab der langweiligen Klavierschule begann ich als Autodidakt gleich mit Beethovens Appassionata, woran ich natürlich kläglich scheiterte. Aber immerhin kam ich soweit, dass ich schließlich bei einem Pianisten in Ansbach wieder den Unterricht aufnahm.

Ich machte unter seiner Anleitung schnell Fortschritte. Aber ich erlebte auch zum ersten Mal in meinem Leben einen Homosexuellen. Er hatte eine sehr vor-sichtige, aber recht unzweideutige Art, meine Hände beim Spielen anzufassen und zu streicheln. Er unterwies mich auch durch kräftigeres Anfassen am ganzen Körper, richtig am Klavier zu sitzen. Allerdings fasste er nie zwischen die Beine. Und er bewunderte mich, meinen Körper, meine Körperhaltung relativ offen. Er hatte in jeder Stunde Gebäck und Tee bereit, um sich ausgiebig mit mir zu unterhalten – und mich dabei zweideutig anzulächeln. Als er mich einlud, doch einmal bei ihm zu übernachten, bekam ich Angst und brach den Unterricht ziemlich bald darauf ab.

Sexualität

Ich hatte damals keine Ahnung von Sexualität, geschweige denn von Homosexualität. Die Mutter hatte mich wohl einmal, als ich noch sehr klein war, dabei erwischt, wie ich auf dem Gartentisch liegend an meinem Glied spielte. Entsetzt rief sie aus dem Schlafzimmerfenster: „Was machst du da? Wenn das die Nachbarn sehen!“ Das war's. Kein Wort darüber, was die Nachbarn nicht sehen durften, kein Wort der Aufklärung. In dieser Hinsicht war die Mutter völlig in bürgerlichem Denken verhaftet und hilflos. Ich habe auch weder sie noch den Vater je nackt gesehen. Und darüber sprechen konnten sie beide nicht. Ich erinnere mich sehr genau, dass ich später einmal im Wald eine verlassene Feuerstelle der Amerikaner fand, auf der merkwürdige kleine Gummischläuche herumlagen, die man zu kleinen ovalen Luftballons aufblasen konnte. Als ich einen solchen mit nachhause brachte, schrie die Mutter nur entsetzt auf, entriss mir das – vermutlich benutzte – Kondom und schmiss es weg. Kein Wort darüber, was es bedeutet, wozu es dient. Kein Wort der Aufklärung. Als ich etwas älter wurde, hatte ich ständig ein schmerzhaftes Jucken und fand in der Unterhose merkwürdige gelbe Flecken. Die Mutter hatte mir nie gezeigt, dass man beim Waschen die Vorhaut zurückziehen muss, um Entzündungen zu vermeiden. Auch hier: kein Wort der Aufklärung. Die erhielt ich erst durch den Dorfpfarrer, der mir entsprechende Broschüren gab, die allerdings auch nichts über Homosexualität wussten.

Das Jucken an meinem Glied hatte allerdings auch zur Folge, dass ich relativ früh eine ambivalente Angstlust verspürte, an dem verbotenen Körperteil zu spielen und zu manipulieren. Als ich in die Pubertät kam, fing ich an, mich nach jedem Onanierversuch in einer Art Selbstbestrafung zu ritzen, allerdings nur an

Körperstellen, die normaler Weise unter der Kleidung verborgen waren, und so, dass die Verletzungen schnell wieder verheilten. Ich begann, in einem Kalender jeden Tag zu markieren, an dem ich mich „versündigte“ und Regeln festzulegen, wie oft in der Woche ich es mir genehmigte und wann das Maß überschritten war. Was natürlich gar nichts half. Es entsprach wohl der Scheinheiligkeit, von der mein Christ-Sein schon damals geprägt war. Aber es hat mich doch auch umgetrieben und in mir eine gewisse Ambivalenz gegenüber Sexualität erzeugt: einerseits ein unheimlicher Drang zu onanieren, mich selbst zu „beschmutzen“, andererseits ein gewisser Ekel davor.

Ich träumte damals oft, ich käme in die Schule oder befände mich sonstwo in der Öffentlichkeit und hätte „vergessen“ Hose und Unterhose anzuziehen, wäre also unterhalb völlig nackt. Ich versuchte, das als normal zu kaschieren, während die Öffentlichkeit mich auslachte. Oftmals träumte ich auch, völlig nackt in einer gröhrenden Menge vorgeführt zu werden, oftmals als ihr Gefangener gefesselt oder an einer Leine, die an meinem Schwanz befestigt war. Aus solchen Träumen erwachte ich regelmäßig mit einem ambivalenten Gefühl des Schreckens und masochistischen Genusses. Besonders das Gefesseltwerden bedeutete für mich so etwas wie verstoßen, ausgesondert zu sein. Beim Erwachen aus einem solchen Traum versuchte ich regelmäßig, wieder in den Traum zurück zu kehren, was natürlich nicht gelang und ein schales Gefühl gegenüber der Wirklichkeit in mir hinterließ.

Als Schüler auf dem Gymnasium wurde ich bald zum Außenseiter. Ich hatte an einen Klassenkameraden ein Briefchen geschrieben, wie es durchaus üblich war, in dem ich mein Unverständnis dafür bekundete, dass engere Beziehungen immer nur zwischen Jungen und Mädchen geschlossen werden können und nicht auch zwischen zwei Jungen. Natürlich kein Gedanke dabei an irgendetwas Sexuelles. Aber der Klassenkamerad hatte nichts Wichtigeres zu tun, als den Brief in der Klasse unter Hohngelächter zu verlesen. Seitdem wusste ich, dass solche Beziehungen etwas Verbotenes, Unzulässiges sind. Ich wurde gemieden und hatte selbst die Lust verloren, noch mit irgendjemandem Kontakt aufzunehmen. Ich konzentrierte mich mehr und mehr auf meine außerschulischen Aktivitäten. Aber das Gymnasium war mir vergällt.

Medaillon für Roland Klein

Der Dorfpfarrer Klein hatte es nach Kriegsende wohl ziemlich schwer mit seinem widerspenstigen, von Nazi-Ideologie verseuchten Kirchenvolk. In mir sah er eine Art unschuldiges Lamm mit der „Gnade der späten Geburt“ und wollte mich auf rechte Bahnen geleiten. Als wir Kinder einmal aus dem Pfarrgarten, der an unseren Garten grenzte, Äpfel geklaut hatten, bestimmte, ja verurteilte die Mutter mich, die Äpfel zurück zu bringen und mich zu entschuldigen. Ein Gang nach Canossa. Aber statt der erwarteten Strafpredigt nahm Pfarrer Klein mich in den Arm und belehrte mich, was christliche Reue und Vergebung sei. Er lud mich ein, jeder Zeit zu ihm zu kommen. Mit ihm führte ich ab da lange Gespräche über Gott und die Welt, er machte mich zu einem nachdenklichen Menschen. Und er ermunterte mich zu sozialem Verhalten: Ich gründete mit ca. 14 Jahren eine kirchliche Jungengruppe, mit der ich Bibelstunden und gemütliche Abende, aber auch kleinere Fahrten mit Zelten, Waldspielen und Lagerfeuer durchführte. Ich sah in den Jungen absolut reine, asexuelle Wesen, auch wenn ich manchmal durchaus beobachtete, dass sie allerhand heimliche Spielereien miteinander machten. Mich schlossen sie von diesen Spielen konsequent aus. Ich wäre auch außerstande gewesen mitzumachen. Ich hatte die Moral der Mutter verinnerlicht. Pfarrer Klein gab mir die besagten Sex-Aufklärungsbroschüren, in denen ich nun die ausführlichsten Darstellungen der männlichen und weiblichen Genitalien in allen möglichen Zuständen und in ihren naturgegebenen Funktionen studierte, aber auch in ihnen nichts über Homosexualität erfuhr. Auch Pfarrer Klein sprach nicht mit mir darüber, weil „man“ darüber nicht spricht.

Erste Schreibversuche

Aber Pfarrer Klein hatte eine Schreibmaschine und erlaubte mir, darauf meine ersten literarischen Ergüsse zu tippen. So saß ich oft in seinem altmodisch eingerichteten Amtszimmer und schrieb wahrscheinlich reichlich schwülstige und tiefschürfende Geschichten und fromme Gedichte. Ein Produkt aus dieser Zeit habe ich noch erhalten. Es hat den Titel: „Der brennende Dom“ und trägt eine handschriftliche gereimte Widmung: „Meinen Eltern!“

Kennen auch die schweren Stunden
 Nicht das Maß, mit dem wir ihre Tränen messen,
 Finden dennoch sie in tiefen Gründen
 Irgendwo ein Bleiben und Nichtmehr-Vergessen.
 Scheiden Jahre, sie verbleichen im Entschwinden,
 Ihre Frucht reicht doch zu uns herüber aus der Zeit
 Also hoffen wir, den Wendepunkt zu finden,
 Der das Schwere wandelt in gesegnete Vergangenheit!

Es war offenbar der Versuch, sich den Eltern mit einem eigenen Werk vertraut zu machen, vielleicht zu offenbaren. Mit den „schweren Stunden“ sind wohl die Kriegserfahrungen der Eltern gemeint, die ein „Nicht-Vergessen“ finden (sollen). Und unverkennbar ist der Wunsch, den „Wendepunkt“ zu finden, in dem das Vergangene aufgearbeitet, verständlich gemacht werden kann. Ob es freilich eine „gesegnete Vergangenheit“ sein wird, bleibt ein frommer Wunsch des allzu christlich angehauchten, überzeugten Schreibers. Eine Reaktion der Eltern ist mir nicht erinnerlich. Ich halte es eher für wahrscheinlich, dass ich ihnen das Gedicht nie zu Gesicht habe kommen lassen. Der Widmung an die Eltern folgt nun in Maschinenschrift mit vielen Tippfehlern „Der brennende Dom“:

Jahrhunderte hatte der Dom friedlich gestanden inmitten des Meeres mittelalterlicher Fachgiebel und jetzt brannte er. Die Menschen stürzten davon, jeder dachte nur an sein eigenes Haus, das jeden Augenblick in Flammen aufgehen konnte, und aus dem Dunkel der Nacht glitten brennende Teppiche nieder auf die ohnmächtig daliegende Stadt. Die Luft war erfüllt von gellendem Sirenengeheul und monotonem Motorengebrumm. Der Dom stand in Flammen, die zogen beharrlich züngelnd durch seine verlassen Räume und niemand war da, der sie hätte wehren können. Schwaden heißer Luft schoben sich vor den Flammen her und zerstörten die fromme Kühle unter den hohen Bögen. Pater Angelus spürte die Schwaden, wie sie in seinen dünnen Haaren zerrten, wollte aber sich nicht durch sie aus seiner Andacht reißen lassen. Er wollte

beten, nicht nur um dadurch den Dom zu retten, aber um der Stadt zu helfen, er wollte an seinem Altar helfen, und dass er das konnte, war seine Gewissheit. Er wollte nicht die Häuser retten, er wollte die Menschen retten, Gott sollte auf die aufgeregte Stadt niederkommen mit seinem friedbringenden heiligen Geist, er sollte die Straßen erfüllen, das wollte Pater Angelus beten.

Aber die heißen Schwaden zerrten beharrlich an seinen Haaren. Und sie zerrten an seinen Gedanken. Beharrlich und stetig strichen sie um seinen Kopf und als er ihn wandte um nach den Flammen zu sehen, war es um ihn geschehen.

Den Altar hatte er im Rücken und das Gebet war mit den Schwaden gegangen und seine Augen starrten in die Schlangenzungen, die durch das Gestühl zischten und über den schweren Teppich leckten.

Er presste die Hände an sein Herz, aber er konnte sich nicht bewegen. Er war zur Salzsäule geworden und starrte auf Gomorrha.

Ach, Pater, Pater, hast du vergessen, was dich dein Glauben lehrte? Hängst du am Irdischen, dass du deine Seligkeit darüber vergisst? Trauerst du um den Besitz deiner Kirche, trauerst du um den Niedergang deiner Wirkungsstätte? Pater, warum hast du den Zweifel in dein Herz gelassen, warum hast du dein Gebet auf den Altar gelegt und vor die Flammen geworfen, warum hast du es nicht hinauf über deinen brennenden Dom geschleudert mit deiner segnenden priesterlichen Hand?

Und so weiter, über ganze 10 Seiten, während der Pater mit dem Heiligen Sebastian, mit dem Teufel, mit Christus am Kreuz und mit dem Auferstandenen spricht und der Dom allmählich in sich zusammenstürzt, findet er am Schluss, dem Inferno zwar entronnen, den trivialen Tod durch eine vor dem Dom explodierende Bombe. Hinter allem frömmelnden Geschehen, das sicher meiner damaligen Gefühlslage entsprach, entpuppt sich das ganze dramatische Wortgerausche als ein Abbild meiner damaligen Auseinandersetzung mit dem Krieg, den ich selbst in seinen furchtbarsten Auswirkungen nicht erfahren musste. Der Dom brennt wie alle Häuser der Stadt infolge eines Bombenangriffs, wie ich ihn selbst in Karlsruhe erlebt habe, und wie er mir in Bildern der zerstörten Städte hinreichend bekannt war. Und der Priester stirbt wie tausende andere Menschen den trivialen Tod durch eine explodierende Bombe. Ich gebe ihm Schuld an diesem Tod, weil er seinem Glauben abtrünnig geworden ist, ihn der Untergang des Domes mehr beschäftigt als sein Glaube, das heißt doch: die Eingebundenheit der Kirche in die materielle (faschistische) Wirklichkeit und damit ihre Mitschuld am Krieg ist ihm wichtiger als der Glaube an das Überirdische, den sie predigt. Ein früher Zweifel an Rechtfertigungen für den Krieg? Nicht zuletzt durch die Kirche? Ich weiß es nicht. Aber dass mein gespanntes Verhältnis zu dem mir fremden und beharrlich schweigenden Vater mit diesem Text zu tun hat, scheint mir heute sicher.

Ich weiß heute nicht mehr, ob mich die Beschäftigung mit dem Krieg und dem Verhalten des Vaters noch zu weiteren Texten veranlasst hat. Ich habe noch viele Hefte voll, z. T. handgeschrieben, z. T. maschinenschriftlich abgefassten Texten von vergleichbarer Qualität, Versuche, meine Auseinandersetzung mit der Gesellschaft zu formulieren. Ich muss damals wie ein Wilder geschrieben haben.

So war ich außerschulisch vollauf beschäftigt: Mit meinen Waldgeheimnissen, mit dem Lesen von Büchern und dem Schreiben von schwülstigen Geschichten, mit Klavierspielen und später auch Klavierstunden-Geben, mit der Jungengruppe. Die Eltern beäugten meine Aktivitäten mit gemischten Gefühlen. Aber noch heute, wenn ich wieder einmal im Dorf meiner Herkunft bin, sprechen mich alte Menschen an und erinnern mich und sich an die offenbar schöne Zeit in der Jungengruppe, die in ihrer Erinnerung übrigens eine durchaus gemischtgeschlechtliche Gruppe gewesen sein musste. An Mädchen erinnere ich mich bezeichnender Weise nicht.

Vaterannäherung

Der Vater war mir bis in die Jugend hinein, wie gesagt, fremd geblieben. Aber als er gegen 1948 aus dem Internierungslager zurückkam, gewöhnte er sich allmählich wieder in unsere Familie ein. Ich stritt mit ihm über das Verschweigen seiner Vergangenheit. Er versuchte, in irgendeine „Normalität“ zurückzukehren. Er hatte eine schöne, weiche Tenorstimme, die er als junger Mann ausbilden ließ. Vor dem Krieg hatte er sogar ein paar Mal in Nürnberg in öffentlichen Konzerten gesungen. Während ich mich am Klavier vervollkommnete, saß der Vater manchmal am Klavier und sang Schubertlieder. Nun bot ich mich an, ihn am Klavier zu begleiten, was auch einige Zeit gut ging. Ich konnte es damals am Klavier schon besser als er. Es war der Versuch einer Versöhnung mit diesem mir fremden Vater. Aber er misslang. Ich fing an, seine Stimmgestaltung beckmesserisch zu kritisieren und wir begannen zu streiten. Ich fürchte, ich habe ihm die Lust am Gesang vergraut, er sang seitdem nicht mehr oft. Ihn quälte offensichtlich, dass er nicht mehr seinen Lehrerberuf ausüben durfte. Erst als er Ende 1951 als Angestellter wieder in den Schuldienst kam, änderte sich auch allmählich meine Beziehung zu ihm: Er war offenbar ein guter Lehrer, seinen Schülern gegenüber aufgeschlossen und verständnisvoll für ihre Einstellungen und Ansichten von den Verhältnissen in der Dorfgemeinschaft und unter den Erwachsenen. Er legte mit ihnen einen Schulgarten an und pflegte ihn, machte mit ihnen Ausflüge in die Wälder um unser Dorf und an die Altmühl, um Pflanzen- und Tierwelt zu studieren, später auch größere Fahrten zur Erkundung der weiteren Städte und Landschaften. Er konnte sie zu ausführlichen und individuell-kreativen Berichten von diesen Ausflügen anregen, die sie zu ausgewachsenen kleinen Büchern zusammenstellten. Ich besitze heute noch einige davon. Dagegen verzichtete er demonstrativ auf die

immer üblicher werdenden großen Reisen nach Berlin oder gar ins Ausland. In dieser Haltung des Vaters drückte sich für mich so etwas wie eine gute und demokratische Erziehung aus, über die er freilich nie sprach, die ihm aber gleichwohl selbstverständlich zu sein schien. Ich war überrascht, so hatte ich ihn bisher nicht gekannt, und ich habe viel darüber nachgedacht.

Als ich später an der Pädagogischen Hochschule selber Lehrer und Lehrerinnen ausbildete, erinnerte ich mich an diese seine Lehrerhaltung, die zu einer Grundlage für meinen eigenen Umgang mit den Studierenden wurde. Der Vater, wenn ich ihm von meinen didaktischen Reformideen erzählte, nannte sie zwar nur „Schnapsideen“, aber ich konnte beobachten, dass er einiges davon durchaus in seiner Schulklasse umsetzte. Z. B. ersetzte er die lehrerorientierte Sitzordnung im Klassenraum durch Gruppentische und schaffte das Lehrerpult ab, oder er verzichtete auf die Benotung von Rechtschreibfehlern in Aufsätzen, die er allerdings stillschweigend von der Mutter korrigieren ließ.

Er wurde (wieder) Organist in der Dorfkirche, er gründete einen Heimatverein, er wurde (wieder) Leiter des Männerchors und gründete einen gemischten Chor, dessen Frauenstimmen sich vorwiegend aus Flüchtlingsfrauen rekrutierten. Damit trug er auch sicher zum Abbau der anfangs sehr feindlichen Haltung der Dorfbevölkerung gegenüber den auf die Bauernhöfe zwangsweise verteilten Ost-Vertriebenen bei. Er gewann als Lehrer allmählich wieder Ansehen im Dorf, bekam (wieder) die üblichen kulinarischen Abgaben anlässlich von häuslichen Schlachtungen, Konfirmationen und Schulentlassungen. Als man ihm allerdings antrug, wieder Bürgermeister zu werden, lehnte er ab. Er wollte kein politisches Amt mehr übernehmen, wofür ich ihn hochachtete. Er hatte wohl im tiefsten Herzen erkannt, wie sehr er sich durch die NS-Ideologie hatte täuschen lassen. Aber er blieb – wie viele seiner Zeit- und Gesinnungsgenossen – der Überzeugung, dass jedenfalls nicht alles falsch war. Er verspottete die West-Politik der Adenauer-Regierung, aber war und blieb treuer Anhänger von Franz Josef Strauß, dessen Schlagfertigkeit in Bundestag auch uns jungen Erwachsenen eine Zeitlang imponierte. Und er war und blieb entschiedener Antikommunist. Viele Jahre später versuchte mein jüngerer Bruder Hanni, seinen Entnazifizierungsprozess noch einmal aufzurollen. Aber der Vater lehnte die Wiederaufnahme des Prozesses ab. Ich nehme an, er wollte nicht noch einmal mit seinem Verhalten in der Nazi-Zeit konfrontiert werden, in der er immerhin Ortsgruppenleiter und Kreisredner der NSDAP gewesen war. Ich verstand seine Ablehnung, obwohl ich immer noch hoffte, dass er einmal über seine Vergangenheit reden würde.

1968 hatte der Gemeinderat von Altenmuhre beschlossen, ihn zum Ehrenbürger der Gemeinde zu machen. Er schrieb daraufhin:

Unter normalen Umständen würde ich diese hohe und seltene Ehrung mit Freuden und dankbar annehmen. Nun gibt es aber einen triftigen Grund, der

es mir richtig erscheinen läßt, unter allen Umständen auf die hohe Ehrung zu verzichten.

Sie alle wissen, daß ich im Zusammenhang mit dem Judenpogrom 1938, an dem ich mich befehlsgemäß damals beteiligen mußte, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde und meiner sämtlichen Rechte als Beamter verlustig ging. [...] Würde ich nun die Ehrung annehmen, so wäre das meiner Meinung nach ein gefundenes Fressen für eine gewisse Presse, Schlagzeilen wie: „Ein wegen seiner Beteiligung am Judenpogrom zu einem Jahr Gefängnis verurteilter ehemaliger Lehrer wird Ehrenbürger in der ehemaligen Nazihochburg Altenmuhur“ oder „Altenmuhur nach wie vor eine Nazihochburg“ oder „Ein Beweis mehr, daß die Demokratie in Gefahr ist“ oder „Die Altenmuhurer haben aus der Geschichte nichts gelernt“ würde man dann in der ganzen Presse lesen können. Aus diesen Erwägungen heraus glaube ich, daß Sie Altenmuhur und mir ein größeres Geschenk machen, wenn Sie mich nicht zum Ehrenbürger ernennen. Ich will auf keinen Fall, daß Altenmuhur durch diese Sache erneut in Verruf kommt, und ich persönlich möchte endlich von diesen Dingen meine Ruhe haben. [...] Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß meine ganze Kraft nach wie vor der Gemeinde restlos zur Verfügung steht.

Als der Gemeinderat solche Argumente in den Wind schlug, hatte er wohl so weit mit seiner Vergangenheit abgeschlossen, dass er zustimmte.

Erst lang nach seinem Tod, im Jahr 2015, bekam ich die Akten in die Hände, in denen die ganzen Vorgänge der Spruchkammer-Prozesse 1948/49 gegen ihn festgehalten wurden und die wohl Bruder Hanni zu dem Versuch bewogen hatten, den Prozess wieder aufzunehmen. Ich begann etwas mehr von der nationalsozialistischen Vergangenheit des Vaters und den nachfolgenden Geschehnissen zu begreifen.

Der Vater bat schließlich in mehreren Anträgen an verschiedene bayrische Ministerpräsidenten um gnadenweise Vergebung seiner Verfehlungen, die er durch sein vorbildliches Verhalten seit 1945 wieder gut gemacht zu haben meinte. Er wurde aufgefordert, von solchen Gesuchen Abstand zu nehmen. Er musste als kleiner Angestellter in Rente gehen.

Ich bin zwar grundsätzlich gegen das Berufsbeamtentum, dem ich selbst angehöre. Es ist ein fragwürdiges Privileg gegenüber allen anderen Berufsständen und verpflichtet die Beamten zu einer Abhängigkeit von und Unterwerfung unter die jeweiligen Staatsdoktrinen, die einer gewachsenen Demokratie widersprechen. Deshalb bin ich auch unsicher, ob der Leidensweg des Vaters und seiner Frau den Kampf um die Wiederverbeamtung wert waren. Immerhin verbrachten sie dann doch noch einige schöne Jahre ihres Lebensabends.

Als der Vater 1978 mit 75 Jahren starb, erschien im Altmühlboten, der Regionalzeitung, ein Artikel über ihn:

Hauptlehrer i. R. Hanns Popp aus Muhr am See verstarb – Ehrenbürger der Gemeinde.

[...] Im 75. Lebensjahr verstarb [...] der langjährige Vorsitzende des Heimatvereins [...] Über Jahrzehnte stand er im Organistendienst in seiner Heimatgemeinde und als Chorleiter erwarb er sich große Verdienste um den Chorgesang. [...]

Viele Muhrer verdanken dem Verstorbenen nicht nur eine solide Schulausbildung, sondern – und das mag wohl noch bedeutsamer sein – ein Rüstzeug für das Leben, das in keinem Lehrplan steht. Hanns Popp zeichnete sich stets als ein Schulmann aus, der einer Verwissenschaftlichung der Schule entgegenzuwirken versuchte. Er galt als ein Praktiker im besten Sinn des Wortes. Manch junger Kollege durfte sich von ihm einiges abschauen. Als ein jederzeit gerechter, aber mitunter auch strenger Lehrer, erwarb er sich hohes Ansehen. [...]

Voll und ganz ging er aber in seiner Tätigkeit als Chorleiter des Männergesangsvereins Altenmuhr auf. Zeitweise dirigierte er sogar noch [andere] Chöre [...]. Nicht nur seine ihm eigene Volkstümlichkeit, sondern eben auch sein enormes Können auf diesem Gebiet verschafften ihm einen hohen Beliebtheitsgrad. [...] Nicht vergessen werden sollen seine hohen Verdienste um den Heimatgedanken sein. Er gründete den Heimatverein Altenmuhr mit und war lange Zeit dessen Vorsitzender. Bis zuletzt erfüllte er seine Chronistenpflichten. Die Gemeinde ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. [...]

Es entsprach seinem Wesen, nie öffentlichen Dank und Anerkennung zu erstreben. Wie selbstverständlich versah er die ihm aufgetragenen Dienste, immer mit einem guten Wort auf den Lippen und einem kräftigen Schuß Humor.

Wie üblich wurde in diesem Rückblick auf sein Leben die Zeit vor 1945 völlig ausgeblendet. Aber dem, was dort steht, kann ich heute zustimmen. Nach langen Zweifeln an seiner Integrität, heftigen Kämpfen wegen seines Schweigens über seine Vergangenheit, massiven Enttäuschungen wegen seiner Fremdheit. Aber gerade was das letzte betrifft, trage ich ja selbst ein gerüttelt Maß an Fremdheit gegenüber meinen eigenen Kindern mit mir herum.

Im Jahr 1998, zum zwanzigsten Todesjahr des Vaters fand noch einmal eine Gedenkstunde an seinem Grab statt, bei der der Männerchor und der Gemischte Chor, die er Jahrzehnte lang geleitet hatte, sangen. Im Jahr 2000 beschlossen wir Kinder, das Grab aufzulassen. Im Jahr 2014 wollte der Gemeinderat eine Ehrengalerie eröffnen mit Gedenktafeln für verstorbene Bürgermeister und Ehrenbürger. Es sollte eine Liste aufgestellt werden mit denjenigen ausgewählten Persönlichkeiten, die in diese Ehrengalerie aufgenommen werden sollten. Um jedem Streit zu entgehen, schrieb mein Bruder Hanni, der selbst jahrelang im Gemein-

derat saß, dass es im Sinne des Vaters und aller seiner Kinder sei, ihn nicht in diese Liste aufzunehmen.

Erfahrungen mit dem Antisemitismus

Ich las schon in meiner Jugend viel über den Antisemitismus, über die Verfolgung der Juden und ihre Ermordung. Wir wurden ja noch als Kinder kurz nach Kriegsende zwangsweise in den KZ-Dokumentarfilm der Alliierten geführt, in dem wir die Todeszüge der abgemagerten, zerlumpten KZ-Häftlinge und die Leichenberge und die Verbrennungsöfen in den geöffneten KZ ansehen mussten. Das ließ mich nicht los. Ich fragte den Vater danach, bekam aber nur eine abwertende Geste: alles nur halb wahr. Schlimm genug, ich ließ lange nicht locker, bekam aber nichts Genaueres heraus. Obwohl es im Dorf ein geschlossenes Bauensemble gab, der „Judenhof“ genannt, an dem auch die Ruine der zuletzt als Scheune genutzten ehemaligen Synagoge stand, wollte niemand im Dorf etwas von der Geschichte der Muhrer Juden wissen. Ein Student, der in den 80er Jahren diese Geschichte erforschte, stieß auf heftigen Widerstand und massive Behinderungen durch den Gemeinderat und die Bevölkerung, bis er schließlich die Errichtung einer Gedenk-Stele am Gelände der Synagoge durchsetzen konnte. Erst neuerdings hat sogar die Gemeinde ein Denkmal für die Jüdische Gemeinde in Muhr errichtet: diese Geschichte reicht immerhin bis ins 16. Jahrhundert zurück. Was mit den bis 1938 im Dorf lebenden Juden geschah, bleibt allerdings weiterhin ungewiss. Ein Teil der Geschichte meiner Eltern. Und ein Teil meiner eigenen Geschichte.

Desto interessierter war ich an den Auseinandersetzungen um den Staat Israel, der in Palästina entstehen sollte. Ich las über die dort eingewanderten Juden und ihr friedliches Zusammenleben mit den eingeborenen Palästinensern. Und ich las über den grassierenden Antisemitismus in ganz Europa, den ich absolut nicht verstehen konnte. Ich kannte keine Juden persönlich, aber ich wusste viel über kulturelle Leistungen von herausragenden jüdischen Persönlichkeiten, kannte die Musik Mendelssohns und die Gedichte und Prosatexte Heines, begeisterte mich an den Dichterbegegnungen in dem biedermeierlichen Salon der Rahel, an ihren Briefen. Ich las voll Zustimmung Else Lasker-Schülers Jerusalembuch mit den phantastischen und phantasierten Beschreibungen friedlichen Auskommens zwischen Juden und Palästinensern, und in Theodor Herzls „Judenstaat“ las ich vor allem die versöhnlichen Stellen heraus, während ich den politischen Gehalt des Buchs eher übersah. So bildeten sich in mir im Kontrast zu dem elterlichen Schweigen über Antisemitismus und Krieg und dem, was ich über das Zustandekommen des realen Israel in den Zeitungen las, Sehnsuchtsvorstellungen vom friedlichen sozialistischen Zusammenleben in einem Kibbuz in Israel. Vorstellungen, die bis zu dem Wunsch gediehen, als Älterer dorthin auszuwandern. Das verstärkte zugleich meine Einsamkeitsgefühle, die niemand verstand.

Die Schwestern der Mutter

Hella, die Älteste der Schwestern der Mutter, war Sängerin, ihr äußeres Merkmal, das uns Kinder stets amüsierte, war, dass sie während des Singens immer ihren gewaltigen Busen mit beiden Händen hochhob und wog. Während die Mutter eher mager, knöchrig und verhärtet wirkte, war sie bequem, blasshäutig und gepflegt, den Haushalt und die Küche gern ihrem behinderten Mann überlassend.

Tante Gull war diejenige, die uns als Jugendliche ernst nahm und manche Widersprüche zwischen der elterlichen und unserer Meinung aufzuklären und zu besänftigen wusste. Sie hatte einen großen Schatz an Schallplatten, bei ihr hörte ich zum ersten Mal sämtliche Beethoven-Symphonien und manch andere klassische Musik. Sie war im Dorf sehr beliebt, fast ein Original. Sie sang in Vaters gemischtem Chor mit ihrer dunklen, verrauchten Stimme, wie die Mutter, im Tenor mit, weil da immer Mangel an Männerstimmen war.

Tante Martha (Märthel) war in Karlsruhe Pfarrfrau, ich war ihr Patensohn und deshalb oft in der Familie in Karlsruhe zu Besuch. Dort erlebte ich in frühen Jahren ein Großstadtleben und eine Stadtkultur, die ganz anders war als die enge Welt in unserem Dorf. Ich fuhr mit der Straßenbahn quer durch die Stadt und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Tante Märthel führte mich erstmals in Opern und Konzerte. Sie hieß unter uns Kindern auch „Tante Streng“ und das war sie in gewissem Sinne auch: Sie unterwies mich, wie man richtig Zähne putzt und sich anzieht, dass man im Waschbecken keine Haare hinterlässt und im Sitzen pinkelt, wie man sich bei Tisch benimmt, kurz ich bekam als Kind schon alles von ihr beigebracht, was die hohen Diplomaten später im aufgehenden Adenauerstaat bei Frau Pappritz mühsam erlernen mussten. Aber sie war herzensgut.

Die jüngste der Schwestern war Annabeth (Doti), unsere absolute Lieblingstante. Sie fiel aus der bürgerlichen Rolle ihrer Schwestern, sie verbündete sich mit den Kindern, wich irgendwie immer wieder von den Regeln und Gepflogenheiten der übrigen Erwachsenen ab, obwohl sie sich zugleich nach Außen scheinbar angepasst verhielt. Wenn die anderen uns Kindern etwas verboten, dann erlaubte es Doti, immer unter höchster Geheimhaltung. Wenn die Erwachsenen sagten, Süßigkeiten sind schädlich für die Zähne, dann gab uns Doti heimlich besonders delikate, wenn die Erwachsenen sagten, Kinder müssen ins Bett, dann ließ uns Doti extra lang aufbleiben. Sie lebte im Haus ihrer Eltern, unseren Großeltern, bis diese starben, führte ihren Haushalt und fuhr den Doktorgroßvater in seinem hohen Alter über Land zu Patientenbesuchen. Bei ihr zählte allein das Herz. Sie verliebte sich nach mehreren gescheiterten Verlobungen als gestandene Frau in den um viele Jahre älteren holländischen Dirigenten und Klavierspieler Henk, der in Deutschland lebte. Doti heiratete ihn nur wenige Jahre vor seinem Tod. Danach wurde sie wunderlich und schwer krank und starb bald in einem Altenheim.

Windsbach

Ich weiß nicht mehr genau, was mich auf den Gedanken brachte, aber irgendwie kamen wohl meine Begeisterung für die Bachsche Musik, die die Mutter in mir ausgelöst hatte, mein eigenes musikalisches Engagement am Klavierspielen und meine Bewunderung der unschuldigen Attraktivität von Jungen zusammen, um meinen Wunsch zutage zu bringen, in einem Knabenchor mitsingen zu wollen. Ich war ungefähr siebzehn und hatte den Stimmbruch schon hinter mir. Heimlich bewarb ich mich beim Windsbacher Knabenchor und da der Chorleiter Hans Thamm Mangel an Männerstimmen hatte, nahm er mich auf. Ich bekam sogar ein Stipendium, so dass ich kostenfrei im Heim des Chores leben konnte. Dies war denn auch wohl das einzige Argument, das meine völlig ahnungslosen Eltern überzeugte, dem Wechsel zuzustimmen.

Es war aber vor allem der Aufbruch aus der Enge des Elternhauses, mit der Aussicht auf ein selbst verantwortetes Leben. Bei aller „Freiheit“, die die Mutter mir gönnte, spürte ich die ungeklärte Abhängigkeit von ihr, die ich auf ihr beharrliches Schweigen über ihre Vergangenheit zurückführte. Ganz zu schweigen vom Verhalten des fremden Vaters mir gegenüber: Er misstraute meinen Ausflügen in die Ungestörtheit der Wälder ebenso wie meinem Engagement für die Jungengruppe, verachtete meine übertriebene Frömmigkeit und mein ständiges „Zusammenglucken“ mit dem Dorfpfarrer, den er für einen Jugendverderber hielt. Meine Schreibergüsse verbarg ich wohl eher vor seinen ungnädigen Blicken, er hätte sie höchst wahrscheinlich verrissen. Allein dass ich bei dem Ansbacher Pianisten Unterricht nahm, billigte er, aber nur, weil ich ihn aus eigener Tasche bezahlen konnte mit dem Geld, das ich selbst durch Klavierstunden-Geben verdiente. Damit entlastete ich doch die schmale Familienkasse von zusätzlichen Belastungen. Und ihn selbst entlastete ich, indem ich seine ungeliebten Klavierschüler übernahm.

Auch mit meinen Geschwistern hatte ich immer weniger gemeinsame Interessen, die Älteste war schon außer Haus im fernen Oldenburg, wo sie eine Ausbildung als Säuglingsschwester absolvierte. Den Brüdern, die ihre eigenen Wege gingen, versuchte ich meistens auszuweichen, um die alten Streitereien nicht mehr aufkommen zu lassen. Die kleinere Schwester war einfach noch zu klein, als dass sie mich besonders interessieren konnte.

Der Notenknecht

In Windsbach fand ich zu meiner musikalischen Selbstverwirklichung. Ich lernte bei Thamm Orgelspielen. Das verlief nicht ohne anfängliche Komplikationen, denn er pflegte einem mit einem Bleistift auf die Finger zu schlagen, wenn man falsch spielte. Und das tat weh und war demütigend. So sagte ich einmal, als er

dies Ritual wiederholte: „Lieber Herr Thamm, Sie sehen doch, dass ich richtig spielen möchte, aber die Finger tun einfach nicht mit!“ Da schaute er mich nur verblüfft an und sagte: „Du hast recht!“ Ab da verzichtete er auf das Schlagen und wurde schnell viel umgänglicher. Ich konnte mich mit ihm durchaus vernünftig über die richtigen Fingersätze und die angemessene Interpretation einzelner Werke unterhalten. Bald spielte ich die meisten Orgelchoräle aus Bachs Orgelbüchlein und machte mich an weitere Stücke von ihm. Wenn der Chor in einer kleinen ländlichen Kirche auftrat, durfte ich zuweilen ein Orgelstück als Zwischenmusik spielen. Schlimmer war es, wenn ich dem Meister in größeren Kirchen bei solchen Zwischenmusiken an der Orgel registrieren musste. An den unbekanntem Orgeln war es nicht immer leicht, die richtigen Register zur rechten Zeit zu ziehen und wieder einzuschieben, und er pflegte mich, während er spielte, mit lauter Stimme vor der versammelten Gemeinde zu tadeln, wenn das nicht gelang. Als demütigend empfand ich es, nach einem solchen Orgelspiel von der Empore herunter durch den ganzen Kirchenraum zum Chor nach vorne unter den Augen der Zuhörenden hinter dem Meister herzuschleichen.

Aber er machte mich schließlich zu seinem Assistenten. Ich durfte die Chorproben der Einzelstimmen leiten und hatte auf Konzertreisen die Notenkoffer zu kontrollieren und die jeweils fälligen Noten zu verteilen, weshalb ich auch der „Notenknecht“ genannt wurde. Einmal gaben wir eine Motette in der Lorenzkirche in Nürnberg, wo der Chor hoch auf der Empore sang. Ich hatte dafür zu sorgen, dass die enge Wendeltreppe zur Empore geöffnet war, was sie auch war, als der Meister an der Spitze des Chores hinauf eilte. Oben angekommen, stellte er fest, dass da noch eine Tür war, verschlossen. „Der Popp ist ein Idiot“ schrie er und der Ruf setzte sich durch die ganze Treppe, die voll Chorsänger stand, fort bis unten, wo ich wartete und sofort begriff. Ein andermal waren wir mit dem Bus in Amsterdam. Ich hatte beim Notenausteilen übersehen, dass eine Bachmotette auf dem Programm stand, die die Jungs sowieso alle auswendig singen konnten. Als der Meister es entdeckte, war der Bus mit den Notenkoffern irgendwo auf einem entfernten Parkplatz. Trotzdem bestand Thamm darauf, dass ich die Noten besorgen soll, was einfach unmöglich war. Ich gab den Sängern in meiner Not andere Noten in die Hand und bat sie, sie so zu halten, dass er sie nicht einsehen konnte, was ja leicht zu machen war. Sie sangen die Bachmotette fehlerfrei und er war zufrieden.

Im Gymnasium und in meiner Klasse, in der ich gute zwei Jahre älter war als die meisten anderen, fand ich mich einigermaßen zurecht. An den Unterricht erinnere ich mich nur noch schwach. Immerhin war das Gymnasium ein gewisser Ausgleich zum ständigen Druck im Knabenchor. Wir waren als „die Großen“ relativ frei, bewegten uns im Städtchen, hatten erste harmlose Abenteuer mit Mädchen aus dem benachbarten Mädchengymnasium in Neuendettelsau, das von Diakonissen betrieben wurde und entsprechend streng bewacht war. Auch

ich hatte intensivere Kontakte zuerst zu meiner Cousine, später zur schönen und von vielen Klassenkameraden begehrten Lizzi, schließlich zu Margot, dem „Gretchen“ unserer Urfaust-Inszenierung. Alle diese Beziehungen beschränkten sich allerdings auf mehr oder weniger intensive Gespräche, die höchstens einmal in einem keuschen Kuss endeten. Die Urfaust-Inszenierung war das einschneidendste Erlebnis meiner Schulzeit in Windsbach, ein Ergebnis meiner jahrelangen Streitereien mit dem Deutschlehrer, der nach meiner Auffassung meine Aufsatzleistungen immer zu schlecht bewertete. Vor allem um ihn zu ärgern, studierten wir mit Klassenkameraden und Mädchen aus dem Nachbargymnasium heimlich den „Urfaust“ von Goethe ein und führten ihn anlässlich unseres Abiturs mehrmals öffentlich auf. Der Lehrer zerriss wütend die Plakate dafür, weil er sie für einen üblen Scherz hielt. Aber die Aufführungen wurden zum großen Erfolg. Ich erprobte mich dabei als Regisseur und als Schauspieler in der Rolle des Mephisto, vor allem aber als Leser und angehender Kenner der Weimarer Klassik.

Medaillon für Wolfgang Becker

Zu Wolfgang, genannt Jumbo, entwickelte sich eine Art Freundschaft. Er wohnte im Studienheim, in dem die Großen Einzelzimmer hatten, im Zimmer neben mir und zog mit mir und anderen Großen später zurück in den Kasten, um als Hilfspräfekten die Kleinen zu beaufsichtigen und zu bändigen. Wir nannten uns gegenseitig gern „Bu“ und wurden im Sprachgebrauch des Internats nur die „Buben“ genannt. Durch ihn kam ich in die Welt der Gegenwartsliteratur. Stunden verbrachten wir in der recht gut bestückten Buchhandlung des Städtchens, kauften Bücher und sprachen darüber. Im Gegensatz zu ihm, dem Sohn eines Arztes, hatte ich freilich nur wenig Geld, aber er half mir großzügig aus, wenn ihm die Anschaffung eines Buches wichtig war. Und wir abonnierten die „Zeit“ und diskutierten heftig die verschiedenen Beiträge. Ich besitze aus dieser Zeit noch mehrere Ringbücher, in denen ich sorgfältig ausgeschnittene und auf Einzelblätter aufgeklebte Zeitungsaufsätze aufbewahrte. Schon damals war ich offensichtlich sehr an der zeitgenössischen DDR-Literatur interessiert, die in der „Zeit“ recht oft und relativ offen behandelt wurde. Aber auch Bei-

träge zu den Autoren der „Gruppe 47“ las und sammelte ich und diskutierte sie mit Wolfgang. Es war der Beginn meiner ernsthafteren literaturwissenschaftlichen Studien. Aber wir machten auch zusammen erste Ausflüge in die aktuellen politischen Ereignisse der 50er Jahre: Wir diskutierten und waren uns meistens schnell einig über die Auseinanderentwicklung der beiden deutschen Staaten, die wir furchtbar fanden, vor allem als die Diskussion um die Aufstellung der Bundeswehr und die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht entbrannte, von der wir allerdings als sogenannte „weiße Jahrgänge“ nicht direkt betroffen waren.

Und wir waren uns vor allem einig darin, dass man die Kleinen, die wir in der gemeinsamen Studierzeit und in den Schlafsälen als Hilfspräfekten zu beaufsichtigen hatten, ohne Strafdrohungen und Strafen bändigen konnte und ein friedlicheres Klima im Haus schaffen konnte, als es unter der Herrschaft der strafwütigen Präfekten üblich war. Ich begann damals damit, mit den kleinen Sängern eigene Musikstücke einzustudieren, die vom Knabenchor-Programm abwichen, sie zu kleinen Aufführungen in unserer Dorfkirche und an den stets reichlich gedeckten Tisch der Mutter einzuladen. So konnten sie erleben, dass es außer dem Leben im „Kasten“ noch mehr zu erleben gibt. Wolfgang erreichte Ähnliches durch sein Sportrad mit vier oder mehr Gängen, auf dem er sie in die Wälder fahren ließ, und andere sportliche Erlebnisse.

Auch nach dem Abitur hatten wir noch sporadische Begegnungen und wechselten Briefe. Dann verlor ich Wolfgang lange Jahre aus den Augen, er war wie sein Vater Chirurg und Chefarzt geworden. Heute begegnen wir uns in Jahresabständen bei Klassentreffen, die meistens er organisiert. An unserer alten Vertrautheit hat sich nichts geändert, er behielt die distanzierte, etwas spröde Freundlichkeit von früher, die ich an ihm liebte.

Schwulitäten

In meiner Zeit in Windsbach wurde ich voll aufgeklärt über die heimlichen pubertären homosexuellen Handlungen meiner Klassenkameraden, von denen ich als einziger ausgeschlossen blieb, und über die heimlichen sexuellen Wohltaten, die die Jungen im dunklen Schlafsaal sich antaten. Ein Erzieher, Eric, wurde mein erster schwuler Freund, dem ich allerdings jede körperliche Annäherung aus Angst verweigerte.



Medaillon für Eric

Von Eric habe ich die entscheidenden erzieherischen Impulse bekommen, die ich später zu verwirklichen suchte: Sanftheit, Zuhörenkönnen, Ermutigen, Wachsenlassen, zum Entdecken der eigenen Individualität befähigen, zur Friedfertigkeit führen, Gerechtigkeitssinn wecken und Ähnliches. Er lebte es vor. Nie hab ich von ihm ein lautes Wort gehört. Er hat auch meine Neigung zum Jähzorn erkannt und beruhigt. Er verstand es zwar, verführerisch um einen zu werben, aber er zeigte keine Spur von Gewalttätigkeit. Die Widmung auf dem einzigen Foto, das ich von ihm besitze, ist aufrichtig: „A mio carissimo amico“. Auch als er so überraschend wegen sexueller Verfehlungen verhaftet wurde, blieb ich mit ihm in Verbindung. Ich schickte ihm Päckchen in die Haftanstalt und besuchte ihn dort. Ich besuchte ihn nach seiner Entlassung in Oberbayern in einem hässlichen Hotel. Wir lagen bei Regen auf dem Bett, es gab keine andere Sitzgelegenheit. Er redete beruhigend auf mich ein, eröffnete mir Ausblicke auf eine schöne, erfüllte Zukunft. Ich vertraute mich ihm vollkommen an, was mir sehr gut tat. Er gestand, dass er in Windsbach wohl manches falsch gemacht habe, aber die Moralvorstellungen und Erziehungsprinzipien seiner kirchlichen und weltlichen Richter abgrundtief verachte. Ich fragte, ob er sich nicht den gleichen Vorurteilen aussetze, wenn er jetzt wieder mit Jugendlichen arbeiten wollte. Als ich mich verabschiedete, gab ich ihm einen billigen Ring mit einem kleinen Diamant, den ich irgendwann in Mutters Schmuckkästchen entwendet

hatte. Er ging ins Ausland und es entstand ein lebhafter Briefwechsel über Erziehungsfragen, in dem wohl vor allem ich meine pädagogischen Erkenntnisse erweitert habe. Seine sanfte, unaufdringliche und Frieden und menschliche Wärme ausstrahlende Art hat mich zweifellos geprägt.

Windsbacher Nachwehen

Windsbach lässt mich bis heute nicht los. Ich bekomme jedes Jahr pünktlich das Jahresprogramm und Informationen über die neuesten Plattenproduktionen zugeschickt. Wenn die Windsbacher in Köln in der Philharmonie auftreten, was sie seit Beringers Leitung auch öfter tun, versuche ich, Karten zu bekommen. Ich habe die Fortschritte, die sie machten, wohl registriert und war ein paar Mal noch wieder in dem gewandelten Windsbach. Die Baulichkeiten sind gewachsen, aber der alte Kasten steht unberührt wie ein Denkmal.

Gegen das Jahr 2010 kamen Gerüchte über frühere Missbrauchsfälle auf. Einige alte Windsbacher hatten öffentlich gemacht, dass sie unter Gewalttätigkeiten und Übergriffen zu leiden hatten. Es war die Zeit, in der die Vorfälle in der Odenwaldschule bekannt wurden. Lutz van Dijk hat, was die betroffenen Pädagogen betrifft, in einem offenen Brief die Ansicht vertreten, dass man das eine, das Verschweigen der eigenen Homosexualität, entschuldigen kann und muss, und das andere, was mit den Jungen geschah, nicht entschuldigen kann. Ich habe viel darüber nachgedacht und mir kamen meine eigenen Erlebnisse mit dem schwulen Erzieher und den Jungen in Windsbach wieder in den Sinn.

Aber es war 2010 auch die Zeit, wo das Thema sexueller Missbrauch überhaupt hohe Wellen schlug. In Windsbach selbst ging es merkwürdiger Weise trotzdem nicht um sexuellen, sondern „nur“ um Gewaltmissbrauch. Auch das habe ich in einer Erzählung beschrieben: als Ausdruck der seinerzeitigen noch selbstverständlichen „Prügelpädagogik“, die meinte, dass den Zöglingen manchmal eine Ohrfeige oder eine Tracht Prügel not- und guttut. In diesem Sinn meinte ich, dass die „Gewalt“, die vor allem vom Chorleiter ausging, den Rahmen dieser „Prügelpädagogik“ nicht überschritten hat, dass seine Bestrafungen eher rituellen Charakter hatten, zumal sie sich meistens nur in groben verbalen Beleidigungen und Entwürdigungen entluden. Eine Ehrentafel im neu erbauten Chorzentrum wurde durch den Vermerk seiner falschen Pädagogik ergänzt. Damit wurde sie zu einer Schmä- und Anklagetafel. Das fand ich unangemessen und ungerecht. Und mit mir viele Alt-Windsbacher. Anlässlich des 175-jährigen Gründungsjubiläums des Windsbacher Pfarrwaisenhauses, aus dem der Chor ja hervorgegangen war, stell-

ten wir eine Broschüre zusammen, die „Festschrift. Eine andere.“ In ihr schildern die Ehemaligen ihre Eindrücke von Begegnungen mit den Chorleitern und einer Vielzahl von Lehrern, die alle ihre Schrullen hatten, aber nie gewalttätig geworden waren. Ich trug die Charakterisierung von zwei Menschen bei, die mir besonders wichtig geworden waren, so dass ich sie hier an dieser Stelle einrücken will:

Medaillon für Georg Jelden

Mitte der 50er Jahre kam Georg Jelden zum Windsbacher Knabenchor. Hans Thamm, der ehemalige Kruzianer hatte den ehemaligen Thomaner mit sicherem Instinkt als Stimmbildner seiner jungen und älteren Sänger gewonnen. Denn Jelden war die stimmpädagogische Ergänzung des Meisters und zugleich das notwendige Gegengewicht in der Musizierpraxis des Chores. Während die Chorstunden stets Gefühle des Bedrohtseins, beim Falschsingen erwischt zu werden, auslösen konnten, befreiten die Unterrichtsstunden bei Jelden die kleinen und großen Sänger dazu, richtig zu singen. Des Meisters Prinzip war: Du musst! Jeldens Prinzip war: Du kannst! Wenn der Meister sagte: Streng dich an, sagte Jelden: Stell dir vor; wenn der Meister sagte: Schau zu mir her, sagte Jelden: Blicke nach innen. Für Thamm waren die vor ihm aufgebauten Sänger Orgelpfeifen, verschiedener Größe gewiss, aber alle nach dem gleichen Prinzip gebaut und nur als Menge bespielbar (Pfeife war bezeichnender Weise eines seiner Lieblings-Schimpfwörter). Für Jelden war jeder ein Einzelinstrument mit seinem besonderen Klang.

Er lauschte in jeden hinein und konnte sich wundern: da ist es, dieser Ton, hörst du ihn? Das ist deine Stimme, das bringt dich zum Klingen. Versuchs nochmal, das müssen wir entwickeln. Für jeden hatte er eine eigene Methode, die individuelle Stimme zu entwickeln. Er unterschied zwischen den verschiedenen Instrumenten, dem klaren und strahlenden Klang der Geige, dem satten Timbre der Bratsche, dem dunklen des Cellos, dem bebend-warmen der

Flöte oder dem leuchtenden der Oboe usw. Er füllte die Sänger mit Vorstellungen von den je besonderen Möglichkeiten ihrer Stimme.

Seine Bilder, mit denen er die Wahrnehmung des singenden Körpers lehrte, waren unvergleichlich. Du musst das Gefühl entwickeln, dass alle Schwere des Körpers bis in die Füße absinkt, um dann mit der in dir sich bildenden Luftsäule von ganz unten wieder aufzusteigen bis in die Kehle. Du musst den ganzen Körper zur resonierenden Röhre aufbauen, vergiss das Atmen, konzentriere dich auf die Körperwände, dann strömt die Luft von selbst ein, du hast die Säule, ohne zu wissen wie. Seine Bilder vom singende Körper stimmten, weil er sie mit dem eigenen Körper vormachen konnte. Wenn er sang, konnte man das Absinken und Aufsteigen der Vorstellungsschwere an seinem Körper wahrnehmen bis auf das entspannte Gesicht, aus dem die weichen Tenortöne präzise artikuliert perlen.

Georg Jelden war ein genialer Stimmbildner, ohne den der Windsbacher Knabenchor nicht die einmalige Strahlkraft hätte entwickeln können, die ihn schon unter Hans Thamm auszeichnete. Und Jelden war ein begnadeter Sänger. Später debütierte er an der Staatsoper Stuttgart und wurde zu einem der bedeutendsten Konzertsänger seiner Generation. Ein Vielzahl von Musikeinspielungen vor allem von Bachschen Kantaten, leider m.W. nur eine mit den Windsbachern, ist erhalten. Seit 1973 wechselte er ins Baritonfach und machte sich als Liedsänger (Schuberts Winterreise) einen Namen. Vor allem aber sein musikpädagogischen Fähigkeiten entfaltete er als Professor und Ausbilder vieler bekannter Sänger und Sängerinnen an der Musikhochschule Stuttgart. Er starb im Jahr 2004 im Alter von 76 Jahren.



Medaillon für Eva Lippisch

Unter dem Dach des Kastens hatte sie ihr Zimmer: ausgestattet mit ihren eigenen zierlichen Biedermeiermöbeln, einem prächtigen Perserteppich, den man kaum zu betreten wagte, an den Wänden alte Stiche, Porträts von Goethe, Dante, Shakespeare, auf dem mit kostbaren Intarsien ausgelegten Tisch stets frische Blumen und eine Schale mit feinstem Gebäck. Es war eine wundersame Insel, die sich von dem hässlichen und gewöhnlichen Ambiente der Jungen- und Männerwelt im Haus in jeder Hinsicht abhob. Frau Lippisch residierte dort geheimnisvoll, abgeschlossen vom hektischen Treiben des Hauses, in dem sie sich kaum je sehen ließ. Sie in ihrem Zimmer aufsuchen zu dürfen, war ein Privileg.

Wie sie ins Haus kam, war schwer zu ergründen. Sie verband eine enge Freundschaft mit dem Direktor Holubek, der ihr das Heim wohl als Refugium angeboten hatte, nachdem ihre Ehe mit einem schwerreichen Bankjuristen in München zu Bruch gegangen war. Aber er brauchte sie auch: als Beraterin in seinen vielfältigen Hilflosigkeiten als Direktor und Pädagoge. Und er brauchte sie als ein weibliches Element im männerdominierten Getriebe des Hauses. Beide Ansprüche war sie souverän zu befriedigen im Stande. Auf Holubeks Entscheidungen nahm sie zweifellos großen Einfluss, sie unterstützte ihn bei seinen Auseinandersetzungen mit den kirchlichen Vorgesetzten, bei der Einführung einer sanfteren Umgehensweise zwischen Erziehern und den Kindern, beim Ernstnehmen der Jugendlichen, bei der Öffnung des Hauses nach außen. Und sie öffnete ihr weibliches Ohr für manche Nöte und Sorgen der Zöglinge.

Dieses Ohr war vor allem für die älteren Jugendlichen von Bedeutung: sie konnte zuhören. Sie konnte sich mit großer Geduld hinein fühlen in die adoleszenten Schwierigkeiten der Einzelnen, in ihre Aufarbeitungen von Kindheitserfahrungen, in ihre je individuelle Entwicklung von Zukunftsvorstellungen, Lebensentwürfen. Es genügten oft geringe, aber notwendige Anmerkungen, um ihnen zur Artikulation ihrer Nöte zu verhelfen und ihnen Perspektiven

zu eröffnen. Dabei half zweifellos das entspannte Ambiente ihres Zimmers. Gerne holte sie kostbare Kunstbücher aus ihren Regalen hervor, um den Besuchern Parallelen aus der Kunstgeschichte zu ihren eigenen Problemen anzubieten. Sie erzählte gern von ihren zahlreichen Reiseerfahrungen durch alle Kontinente der Welt, die sie mit reichlich illustrierten Reisebüchern veranschaulichte. Man durfte sich solche Bücher ausleihen, um mit ihrer gründlichen Lektüre den eigenen Horizont über die Enge der realen Provinz hinaus zu erweitern. Frau Lippisch eröffnete einem einen Blick hinaus in die weite Kultur und Realität der Welt jenseits der vermufften Gegenwart im Kasten.

Dabei blieb sie immer in der vornehmen Distanz der älteren Dame mit dem schlohweißen Lockenkopf und den legeren, aber edlen Seidengewändern. Sie bot einem das erlesene Gebäck an wie eine Wohltat gegenüber dem üblichen Kastenfraß, und manche erwachsene Jugendliche bekamen sogar dann und wann ein Glas exklusiven Rotweins. Alles, was sie tat, war gegen die Regeln der patriachalischen, männerorientierten Hausordnung. Und gerade damit unterstützte sie die in diese Hausordnung einbrechende Sanftheit der Umgehensweisen untereinander. Wie lange die anhielten, weiß ich nicht.

Holubeks Zeit war zuende, ich verließ das Waisenhaus nach meinem Abitur. Eva Lippisch zog zurück nach München in eine von ihrem geschiedenen Gatten finanzierte wunderschöne kleine Wohnung am Nymphenburger Schlosspark. Dort besuchte ich sie noch manches Mal, immer nur nach vorheriger Anmeldung, die Bedingung dafür war, dass sie einen ganzen Tag oder mehr nur für meinen Besuch freihielt, um ganz intensiv nur mit mir zu kommunizieren. Sie wurde alt, ihre Augen wurden immer schwächer. 1989 reagierte sie noch auf die Zusendung meiner Windsbach Geschichten in einem von fremder Hand geschriebenen Brief: Sie stimme allem zu, aber ich sollte nicht die originalen Namen nennen. Bei meinem letzten Besuch bewegte sie sich kaum noch aus ihrem Sessel und sprach nur noch langsam und sichtbar mühsam. Bei Telefonaten erkannte sie mich nicht mehr. Ich verlor sie aus den Augen, was mir heute noch Schuldgefühle bereitet. Denn sie war eine der wichtigsten Erwachsenenpersönlichkeiten, die mir bei meinem Weg in die eigene Individualität halfen.

Kriegskind

Als „Kriegskind“ genoss ich offenbar die „Gnade der späten Geburt“, auf die sich Helmut Kohl so viel zu Gute hielt. „Genoss“ ich das? Dass ich zu spät geboren war, um zur Generation der „Täter“ zu gehören, empfand ich nicht als „Gnade“. Vielmehr fühlte ich mich, jedenfalls in der Nachkriegsphase meiner Kindheit und Jugend, mit einer Art „Schicksal“ geschlagen, das mir einen offenen und selbstverständlichen Zugang zu meinen Eltern verschloss.

Insofern bin ich sicher ein typisches „Kriegskind“, als ich zu einer Generation gehöre, die unter dem Schweigen und Verschweigen der Elterngeneration über das Geschehen in der Nazizeit generationsübergreifend zu leiden hatte und hat. Aber genau so sicher ist, dass die einzelnen „Kriegskinder“ dieser Generation durchaus unterschiedlich auf dieses Schweigen der Eltern reagieren konnten und reagiert haben. Als Erwachsener habe ich mich früh mit dem Problem der „Unfähigkeit zu trauern“, das Alexander und Margarete Mitscherlich 1967 so eindringlich thematisieren, beschäftigt. Ich sah es verkörpert im Schweigen der Eltern. Der Vater blieb ein typischer Vertreter des Adenauer-Staates und der Adenauer-Politik: ohne wirkliche Aufarbeitung der Nazizeit, geschweige denn irgend eine Trauer, sondern verhaftet den krypto-faschistischen Denkweisen eines Franz Josef Strauß oder Alfred Dregger, verhaftet der bruchlosen Fortsetzung des strengen Antikommunismus in der neuen BRD.

War ich selbst unfähig zu trauern, wie manche Autoren das den „Kriegskindern“ als generationstypisches Symptom bescheinigen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls habe ich lange nachgebohrt. Und ich habe mir relativ früh von anderswo, aus der Literatur und aus Gesprächen mit Widerständlern Wissen über diese Zeit geholt, das ich von den Eltern nicht bekam. Dabei war ich allerdings eher erschüttert als traurig, wie gewöhnliche Menschen so etwas mitmachen können, sich von so etwas infizieren lassen, wenn nicht im Handeln so doch im Denken. Und ich interessierte mich vor allem dafür, wie sie mit solchen Erfahrungen umgehen und wie sie in einer „normalen“ bürgerlichen Gesellschaft weiter leben konnten. Ich nahm am Verhalten der Eltern wahr, dass sie scheinbar in ein „normales“ Leben zurückkehrten, ja geradezu süchtig waren auf Harmonie in der Familie und in der dörflichen Gesellschaft. Ein Zustand, den ich zwar durchaus als wünschenswert empfand, aber dem ich zugleich zutiefst misstraute. So war mein Aufbruch aus dieser Familie und in die ganz andere Gesellschaft in Windsbach nur zu verständlich.

Wie weit meine mir selbst viel zu lang verborgene oder verdrängte Homosexualität dabei eine Rolle spielte, kann ich nur vermuten. Der Psychoanalytiker Fritz Morgenthaler hat die These aufgestellt, vereinfacht gesagt, dass sich Homosexuelle dadurch von Heterosexuellen praktisch von Geburt an unterscheiden, dass sie früh ein Selbstbild entwickeln, das vorrangig von dem Bestreben nach Autonomie geprägt ist, während die Heterosexuellen an erster Stelle ihre jewei-

lige Geschlechtsrolle als Mann oder Frau in ihr Selbstbild integrieren. Wenn das zutrifft, bleibt immer noch ungeklärt, warum ich mich erst so spät zu meiner Homosexualität bekennen konnte.

Meine Kinder jedenfalls mussten zwar höchst wahrscheinlich darunter leiden, dass ihr Vater homosexuell war und sich von ihrer Mutter getrennt hatte, aber nicht unter meinem Schweigen als „Kriegskind“, wie das neuerdings Matthias Lohre als „das Erbe der Kriegsenkel“ beschreibt. Ich habe sie eher mit meiner antifaschistischen und antimilitaristischen Haltung geschockt. Lohre beschreibt die „Kriegskinder“ nicht nur als Schweigende, sondern als in der Nachkriegszeit durch das Verhalten ihrer Eltern Traumatisierte, die ihrerseits ihre Kinder, die Enkel traumatisierten. Dass meine Kinder durch mich traumatisiert wurden, kann ich mir nicht so recht vorstellen. Als Erwachsene rede ich mit allen dreien viel über mein eigenes Leben und über das Leben ihrer Großeltern, wobei ich nichts von meinen Schwierigkeiten mit ihnen als Kind und Jugendlicher verschweige. Meine Kinder haben sich in sehr unterschiedliche Richtungen entwickelt, haben selber Kinder, mit denen sie liebevoll und verständnisvoll umgehen. Ihnen sind andere Themen wichtiger als die, mit denen ich mich beschäftige, aber wir können offen darüber reden. Das macht mich heute zufrieden.

II Studium und erste Berufstätigkeit

Studienwerk Villigst

Dass ich nach dem glücklich bestandenen Abitur Musik studierte, war keine Frage. Zunächst bewarb ich mich um ein Studienstipendium beim Evangelischen Studienwerk Villigst. Das ist ein sogenanntes Hochbegabtenförderungswerk, auf das mich der Dorfpfarrer Klein aufmerksam gemacht und mich auch dorthin empfohlen hatte. Auch Thamm gab mir ein hoch positives Gutachten. Man musste nachweisen, dass man sich kirchlich und sozial engagierte, und das konnte ich ja so einigermaßen in Bezug auf meine kirchliche Jungengruppe. Jetzt, in Villigst musste ich dies zur Geltung bringen, um Chancen auf Aufnahme zu haben, und das war wenig. Denn hier ging es um ein Auswahlverfahren, bei dem man innerhalb eines Wochenendes gegen viele Bewerber um wenige Plätze konkurrieren mussten, kritisch beäugt von einem Heer von Prüfern, die höchst undurchsichtige Fragen stellten. Entsprechend der sozialen Ausrichtung des Studienwerks spielten ohnehin Musiker eher eine Außenseiterrolle.

Schließlich geht es in dieser Einrichtung vor allem um die Förderung von jungen Intellektuellen, die eine Art von christlich-sozialer Eliten darstellen und in ihren späteren Berufen zu der verantwortlichen Elite der Erwachsenenwelt gehören sollten. Ich wurde nach langen Diskussionen unter den Prüfern hinter verschlossenen Türen aufgenommen und kam ins sogenannte Werksemester. Das war eine Einrichtung des Studienwerkes, die man durchlaufen musste, um an das begehrte und üppige Stipendium zu kommen. Es hatte den Sinn, den Studierenden einen Einblick in die Arbeitswelt des Ruhrgebiets durch eine halbjährige Beschäftigung in einem Betrieb zu geben und so ihr soziales Bewusstsein zu stärken. Darüber hinaus erarbeiten die jeweiligen Werksemester-Gruppen mit dem dort verdienten Geld die Stipendien für die, die bereits im Studium waren, ein Kollektivaustausch, sozusagen. Natürlich wird das Studienwerk zusätzlich auch durch den Staat und die Kirchen finanziell unterstützt. Ich arbeitete zuerst ein Vierteljahr in der Papierfabrik in Hagen, Dort war ich bei der werkseigenen Baupolizei, die innerhalb des ausgedehnten Fabrikgeländes von Baustelle zu Baustelle zog, um allerhand Reparaturen vorzunehmen. Das war, wenn Arbeit anfiel, ziemlich anstrengend, es gab aber auch viele Leerzeiten, in denen wir, ein Maurer, ein Elektriker und ich als Hilfsarbeiter, zwischen Papierballen saßen, Bier tranken und uns unterhielten. Die beiden Handwerker hatten das Prinzip: Nur nichts

überstürzen, sich immer Zeit lassen, nach dem sie die Arbeit angingen. Ein Prinzip, das ich zu beherzigen verstand, wofür sie mich lobten. Meine Vorgänger vom Studienwerk waren in ihren Augen viel zu eifrig, man habe ihnen angemerkt, das sie mit den Händen nur vorübergehend arbeiteten. Ich begriff die Mentalität des Handwerkers und war demütig genug, sie voll mitzumachen.

Danach war ich ein Vierteljahr in der Verwaltung von RWE in Dortmund. Dort übertrieb man diese Mentalität. Ich war im Warenlager im Büro und hatte allerhand Kabeltrommeln, Werkzeuge, Telefonmasten und Zubehör an die Arbeiter auszugeben, die am Arbeitsbeginn gegen 8 Uhr mit entsprechenden Laufzetteln vor meinen Schalter kamen. Ich musste den Laufzettel dem Leiter der Warenausgabe an seinen Schreibtisch bringen, der ihn abzeichnete, dann musste ich den Zettel einem anderen Bürohengst an einen anderen Schreibtisch bringen, der die auf dem Zettel angeforderten Waren in eine Liste eintrug, und dann brachte ich den Zettel an meinen Schalter zurück und gab ihm dem davorstehenden Arbeiter, der damit ins Lager abzog. Das dauerte etwa bis 10 Uhr, dann war für alle Frühstückspause, die meistens bis 11 Uhr ausgedehnt wurde. Ab dann blieb es ruhig, es kamen nur noch dann und wann einige Ehefrauen von Arbeitern, die, wieder gegen Auftragsbestätigungen, Kleinwaren wie Elektroschnüre und -stecker oder -schalter oder mal ein Bügeleisen oder eine Elektroplatte billiger und gegen bar kauften. Solche Waren musste ich selbst aus dem Lager holen, das Geld entgegennehmen und an den Schreibtisch des Leiters bringen, der es in einer Kasse verwahrte. Um 1 Uhr war Mittagspause und um 3 Uhr Kaffeepause. Danach begann der Leiter die Kasse zu prüfen, in der ja nur das wenige tagsüber eingenommene Geld war. Trotzdem machte er täglich Kassensturz und stellte fast immer einen Fehlbetrag fest. Er zählte noch einmal und noch einmal, suchte nach Ursachen, ob er die Kasse mal unbeaufsichtigt gelassen habe, ob und wer an sie gegangen sein könnte usw. Er verhörte mich und den anderen Kollegen und zählte noch einmal. Bis er, meist gegen 5 Uhr, wenn Feierabend war, feststellte, dass die Kasse doch stimmte. Ich musste gute Miene dazu machen, Widerspruch oder Kritik wären ein großer Fehler gewesen.

Ich saß nach der morgendlichen Drangzeit der Warenausgabe den ganzen Tag vor meinem Schalter, starrte in das Lager hinaus und schlief mit offenen Augen. Der Leiter trat einmal vor den Schalter und begann, Grimassen zu ziehen, ohne dass ich es merkte. Meine Müdigkeit hatte ihren Grund. Ich musste jeden Morgen in Villigst um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr aufstehen, um rechtzeitig bei der Arbeit zu sein. Abends gab es immer Diskussionen in der Werksemestergruppe, die meistens über die Mitternacht gingen. Ich schwor, mich nie mehr zu beklagen, wenn ich wenigstens bis 8 Uhr schlafen können würde. Aber ich bekam für das ganze Studium das wohldotierte Stipendium und war finanziell unabhängig.

In der Werksemester-Gruppe gab es einen gewissen Zusammenhalt zwischen Männern und Frauen, wobei die Frauen sicher die dominanten Funktionen über-

nahmen. Man saß viel zusammen, tauschte Erfahrungen am Arbeitsplatz aus, redete über das zukünftige Studium, unternahm allerhand kleinere Ausflüge in die nahe Natur und feierte verschiedene Festchen mit viel Tanzen, Musik und Alkohol. Jedoch blieben die meisten auf Distanz, es ging zwischen uns ziemlich keusch zu. Die Mädchen waren allesamt sehr zielstrebig auf die Zukunft hin orientiert, die Jungen blieben unter sich. Aber insgesamt erzeugte die Mitgliedschaft in Studienwerk einen erstaunlichen Zusammenhalt, irgendwie waren alle sich bewusst, in einer exklusiven, elitären Gemeinschaft zuhause zu sein. Das setzte sich an den einzelnen Universitätsorten fort, wo sich je eigene Villigster Gruppen zusammen fanden, die meist von einem Vertrauensdozenten betreut wurden. An einige Orten gab es sogar Villigster Wohnheime, größere Wohnungen, in denen sie in Villigster Möbeln wohnen konnten. Als ich in Siegen Professor wurde, wurde ich auch Villigster Vertrauensdozent, betreute aber immer nur einzelne Stipendiaten, die nach wenigen Semestern jeweils an eine andere Hochschule wechselten, so dass nie eine größere Gruppe entstand. Jahre lang war ich auch als Fachdozent an den Aufnahmeprüfungen neuer Stipendiaten im Haus Villigst beteiligt. Dagegen war mir die später aufkommende „Altwilligster“-Arbeit von Anfang an zu elitär und fromm, um mich an ihr zu beteiligen.

Studium in Hamburg, Freiburg, Kiel

Nach dem Werksemester begann ich mein Studium in Hamburg, weil dort die einzige Hochschule war, die noch Studienanfänger aufnahm. Mein Orgellehrer war Helmut Tramnitz, bei ihm lernte ich vor allem das Pedalspiel nach der sogenannten französischen Methode, bei der man die Pedale sowohl mit der Schuhspitze als auch mit der Hacke gleitend niedertritt. Es hat mir vor allem bei den großen Bachschen Präludien und Fugen und bei seinen Triosonaten sehr geholfen.

Im zweiten Semester wechselte ich von Hamburg an die Musikhochschule in Freiburg. Ich musste noch einmal eine Aufnahmeprüfung machen, mein Studium in Hamburg wurde nicht anerkannt. In der Klavierprüfung spielte ich eine Haydn-Sonate. Der berühmte Pianist Carl Seemann unterbrach mich: Spielen Sie das noch mal. Ich wiederholte die beanstandete Stelle und er unterbrach mich wieder: Noch einmal, hören Sie denn nichts? Ich hörte nichts und wiederholte. Er unterbrach mich, hochnäsiger und kalt. Da griff Edith Picht-Axenfeld, die Cembalistin, ein: Du siehst doch, Carl, dass er die Stelle einfach falsch eingeübt hat, er kann nichts hören! Tatsächlich hatte ich eine Viertel Pause nicht eingehalten. Ich glaube, ich hatte es Picht-Axenfeld zu verdanken, dass ich die Prüfung bestand.

Mein Orgellehrer in Freiburg war ein Mann, dessen Namen ich vergessen habe. Er hatte zwei Beine im Krieg verloren und trug schwere Prothesen, mit denen er mir natürlich am Pedal gar nichts beibringen konnte. Dafür lernte ich bei ihm den Fingersatz, der mir im weiteren Studium sowohl an der Orgel als auch am Klavier

unentbehrlich wurde. In meinem musikwissenschaftlichen Studium interessierte ich mich besonders für die Jugendmusikbewegung und die Volksliedtradition. Ich trieb mich also oft im bekannten Freiburger Volksliedarchiv herum und lernte dort einen Professor kennen, der sich mit einer nationalistisch angehauchten „Volksliedkunde“ den Nazis angedient hatte und nach 1945 zum anerkannten Volksliedforscher aufstieg. Bei dem berühmten Cembalisten Fritz Neumeyer nahm ich an Kursen in alter Instrumentenpraxis teil und studierte Cembalo.

In Freiburg studierte ich im Nebenfach Philosophie an der Uni und begegnete erstmals massiv der Auseinandersetzung zwischen Faschismus und Antifaschismus. Während in meiner gesamten Schulzeit das Thema verschwiegen oder unterdrückt wurde und ich mit dem Schweigen der Eltern allein blieb, tobten an der Uni noch heftige Diskussion um den umstrittenen Philosophen Martin Heidegger, der ein früher Anhänger der Nazi-Ideologie Hitlers war und 1933 das Uni-Rektorat übernahm. Ich las seine frühen Werke, vor allem „Sein und Zeit“, in denen mir seine Kritik an der traditionellen Philosophie und seine Beschreibung des Denkens nicht als Zustand, sondern als immer nur auf dem Weg zusagte. Ich begann, darüber nachzudenken, wie ein so offener Geist einer engen und falschen Ideologie wie dem Nationalsozialismus verfallen konnte – natürlich immer noch mit der Entfremdung zum Denken und Handeln des eigenen Vaters in der NS-Zeit beschäftigt. Vor allem die Auseinandersetzung zwischen Hannah Arendt und Heidegger muss es mir angetan haben, ich begriff etwas von faschistischem und antifaschistischem Denken. Faschistisches Denken in Kategorien wie übersteigertes nationalistisches Denken, übertriebene Führerorientierung, Unterscheidung von Menschen nach rassistischen Kriterien. Antifaschismus als Bekenntnis zu Humanität, Empathie und Offenheit gegenüber Anderen, aber auch als Sich Einlassen auf den Anderen, auf seine Argumente, seine Fehler und Vorzüge. Vielleicht deswegen war mir der Satz der eingefleischten Antifaschisten von Beginn an suspekt: Faschismus sei einfach nur ein Verbrechen. Punkt. Das klang mir zu apodiktisch. Die Erkenntnis Hannah Arendts von der „Banalität des Bösen“ am Beispiel eines Adolf Eichmann war etwas anderes als dieses Pauschalurteil. Dem begegnete ich dann in meiner Assistentenzeit in Münster, wo ich mich mit studentischen Antifa-Gruppen stritt, die Professor Ter Nedden als Krypto-Faschisten bezeichneten und seine Lehrveranstaltungen boykottierten. Er war zwar ein konservativer Mensch mit einer gewissen Vorliebe für Autoren, die im Faschismus mehr oder weniger nationalistisch geschrieben hatten und gefeiert wurden, aber sicher nicht Anhänger der faschistischen Ideologie. In seinem Festhalten an der Bedeutung dieser Autoren lag eher eine Art Trotz gegen das vorschnelle Etikett „faschistisch“. Seit der Freiburger Begegnung mit Hannah Ahrend jedenfalls ließ mich das Thema nicht mehr los, ich wurde entschiedener Antifaschist.

Nach drei Semestern Studium in Freiburg wechselte ich an die Universität in Kiel, um dort der Werksemestergenossin Hella bei ihrer juristischen Abschluss-

prüfung zu helfen. Ich war viel mit Hella zusammen und repetierte mit ihr immer wieder einzelne juristische Fälle, die sie nie fachgerecht zu lösen verstand. Ich besuchte sie auch zuhause, wo ihre reizende Mutter auf dem Hof ihres Schwagers, eines Großbauern, lebte. Hella lernte bald einen anderen Juristen kennen und heiratete ihn. Ich verlor sie aus den Augen.

Ich bezog ein Zimmer im Segelclub der Universität direkt an der Kieler Förde und begann einen Segelkurs. Ich war mehr auf der Förde unterwegs als in der Universität, meist zusammen mit dem Werksemestergenossen Kay aus Lübeck. Die Freundschaft mit ihm, ohne Sexualität, war befriedigender als die mit Hella.

Im gleichen Jahr wechselte auch mein Freiburger Professor nach Kiel und übernahm dort das Musikwissenschaftliche Seminar. Er war ein guter Musikwissenschaftler, bei dem ich vor allem das Wissen von den verschiedenen Theorien der Harmonielehre erweiterte. Ich schrieb bei ihm eine Arbeit über die Harmonielehre Hugo Distlers und komponierte eine Motette für Acapella-Chor im Stil Bachs nach den Gesetzen Distlers. Sie ist, gottseidank, verschollen. Er lobte sie wider besseres Wissen und lud mich in ein Restaurant zu einem ziemlich luxuriösen Dinner ein, bei dem er mir wieder sehr offene sexuelle Angebote machte. Ich wies ihn zurück und brach meine Studien bei ihm ab. Ich zog es vor, Segeln zu gehen, so dass eigentlich mein Kieler Studiensemester hauptsächlich vom Segeln auf der Förde beherrscht wurde. Erwähnenswert ist noch, dass mein späterer Lebenspartner Bernhard zur selben Zeit die Sommerferien bei seiner Kieler Patentante verbrachte. Anlässlich meiner Emeritierung an der Uni Siegen hat er eine Geschichte über ein Zusammentreffen an der Kieler Förde vorgetragen.

Von Kiel wechselte ich wieder nach Hamburg und gewann mit dem berühmten Heinz Wunderlich endlich den Orgellehrer, der mich zur Vollendung meiner Orgelkünste brachte. Er war Organist an der Jakobikirche, ich durfte auf der alten mächtigen Arp Schnittger Orgel spielen. Bei Konzerten in der großen Musikhalle am Steinwall musste ich ihm vor vollem Saal registrieren, was mich mehr als ihn ins Schwitzen brachte. Aber wenn er mir hinterher anerkennend auf die Schulter klopfte, war alle Aufregung wie weggeblasen, ich war glücklich. Ich sang begeistert in seinem Chor mit. Ich vertrat ihn an der Orgel beim Gottesdienst, dies allerdings nur einmal und nie wieder: der Gemeinde missfiel meine wilde, atonale Improvisation, zu meiner ausschweifenden Liedbegleitung konnte sie nicht mitsingen. Ich eilte von der Musikhochschule im Harvestehuder Weg zum Curiohaus in der Rothenbaumallee, wo die Übungsorgel stand, und zurück. Ich ging in meinem Studium auf, hatte kaum Zeit für etwas anderes.

Medaillon für Georg

Ich wohnte in Othmarschen in einer alten Villa mit einem wunderschönen Park, die von einem kirchlichen Verein in ein Studentenheim umgebaut werden sollte. Solange die Baupläne nicht genehmigt waren, konnten schon einige Studenten dort unterkommen. Ich lebte mit Georg, einem Physikstudenten, im großen Salon der Villa, mit Stuckdecke, altem Parkettboden und einer prächtigen Terrasse, die direkt in den Park ging. Georg war der Sohn eines bekannten und reichen Anwalts in Bremen, er nahm mich ein paar Mal mit nach Hause, wo ich seine liebevollen und besorgten Eltern kennenlernte. Sie trugen mir auf, doch darauf zu achten, dass Georg genug aß, er sei so nachlässig damit. Das tat ich, wir lebten praktisch von seinem Geld. Er holte morgens Brötchen und bestand darauf, dass wir gemeinsam und ausgiebig frühstückten; schon im frühen Frühjahr auf der Terrasse, umstellt von elektrischen Heizöfen, blickend auf ein Meer von Tulpen. Georg war ziemlich verschlossen und eigenbrötlerisch, aber zugleich sehr aufmerksam. Er las mir jeden Wunsch von den Lippen ab. Ich fühlte mich in seiner verhaltenen Fürsorge wohl. Doch öfter hörte ich, dass er nachts im Bett vor sich hin weinte. Ich setzte mich dann an sein Bett, streichelte ihn und fragte, was er denn hätte. Aber er drehte sich nur zur Wand und schluchzte weiter. Einmal hatten wir uns zu einer Hafenrundfahrt verabredet. Als Katharina und ich zur Dampferanlegestelle kamen, rief er uns: Er hatte, ganz Bremer Anwaltssohn, natürlich eine Privatbarkasse gemietet mit einem Schipper, der uns an Stellen im Hafen fuhr, wo wir mit dem Dampfer nie hingekommen wären. Andere gemeinsame Unternehmungen verweigerte Georg standhaft und unter Ausflüchten.

Die Idylle in der Villa war nach zwei oder drei Semestern zu Ende. Ich zog in den Eppenbaum und wir verloren uns aus den Augen. Als Katharina und ich schon verheiratet waren und in Vilgigst wohnten, besuchten uns seine Eltern und erzählten, dass er nach einer langen schweren Erkrankung an Lymphkrebs gestorben sei, nachdem er kurz vorher noch geheiratet hatte. Er habe so oft

und liebevoll von mir gesprochen. Sie waren gekommen, um mir dafür zu danken.

Pädagogische Hochschule Münster

Ich studierte nebenher in Münster Germanistik und wurde nach meinem Examen – durch verhaltene Vermittlung der „Schwiegermutter“ – Assistent bei Professor Ter Nedden an der Pädagogischen Hochschule. Auch damit begann ein neuer Lebensabschnitt. Jetzt nahm ich meine didaktischen Veröffentlichungen auf und fing bei Professor Preisendanz an der Uni Münster meine Doktorarbeit über Wilhelm Müller, den Dichter der Schubertschen „Schönen Müllerin“ und der „Winterreise“, an, die ich 1967 in Konstanz abschloss. Es krährte kein Mensch mehr nach dieser Arbeit, ich selbst beschränkte mich auf die Herstellung der Pflichtexemplare.

An der Pädagogischen Hochschule wurden die Folgen der 1968er Studentenbewegung bemerkbar. Ich beteiligte mich an der neu gegründeten Assistentenvertretung von Münster und wirkte als deren Sprecher im Landesassistentenrat mit. Dort kämpfte ich vor allem für die Gleichberechtigung der Studierenden in den entscheidenden Hochschulgremien und in der Gestaltung der Lehrveranstaltungen. Die Wirkung dieses siegreichen Kampfes lernte ich umgehend in positivem wie anstrengendem Sinne kennen: Ich führte mein erstes selbstständiges Seminar über zeitgenössische politische Lyrik durch. Meine etwas naiven Vorstellungen davon wurden von den Studierenden scharf kritisiert, sie nahmen das Seminar praktisch in die eigene Hand, es war das erste selbstbestimmte Seminar, an dem ich als Lehrender/Lernender teilnahm.

Da ich nun auch Studierende im Grund- und Hauptstudium ausbilden und Abschlussprüfungen durchführen sollte, fand ich es notwendig, dieses Studium selbst hinter mich zu bringen und formal abzuschließen – ich hatte ja bisher nur das Studium für das Lehramt an Gymnasien absolviert. Ich begann also noch einmal nebenher zu studieren. Erst als ich auch diese Lehramtsprüfung erfolgreich abgeschlossen hatte und man das Ereignis den Eltern hinterbracht hatte, sagte der Vater: „Na gottseidank, jetzt hat er doch einen vernünftigen Beruf, der ihn ernähren kann.“ Er war ja selber ein solcher Lehrer und hatte meinen beruflichen Werdegang immer skeptisch beurteilt: Das Musikstudium hatte mich ja zu nichts Gescheitem qualifiziert, die Orgelei und Chorleitung waren doch gar nichts, die Assistentenstelle war zeitlich befristet, den Dokortitel hatte ich sicher irgendwie erschlichen, aber jetzt ...

Spätestens nach dem Seminar wurde mir klar, dass fächerübergreifendes, interdisziplinäres Denken und Handeln entscheidende Bedeutung für mein wissenschaftliches und hochschulpolitisches Verhalten hat. Meine frühe Zusammenarbeit mit Religionspädagogen ist dafür genauso kennzeichnend, wie die mit Romanisten und Anglisten, (gewerkschaftlich denkenden) Pädagogen, Philosophen, Psychologen, Soziologen und Politikwissenschaftlern, woraus zum Teil ganze Bücher entstanden. Ebenso wichtig war mir seitdem die Zusammenarbeit mit Lehrern und Lehrerinnen, Eltern, auch mit aufgeschlossenen Verwaltungsleuten.

Gemäß unseren Reformvorstellungen fanden die Abschlussprüfungen nicht mehr hinter verschlossenen Türen, nur zwischen dem Prüfungskandidaten und seinen Prüfern statt, sondern waren hochschulöffentlich. Der studentische Andrang war groß, die Prüfungen mussten ins Audimax verlegt werden. Ich prüfte also einen Kandidaten vor diesem Ambiente und gab am Ende der Prüfung die Note bekannt und begründete mein Urteil in knappen Worten. Ein Student in der fünften Reihe widersprach. Er verwies auf eine andere Prüfung, in der ich eine andere Note mit einer anderen Begründung gegeben hatte. Er empfand den Kandidaten zu Unrecht zu schlecht beurteilt. Ich hatte Mühe, meine Begründung und die Note zu verteidigen und brach die Diskussion schließlich ziemlich hilflos ab. Ich hatte erkannt, wie willkürlich die ganze Notengebung ist und in welche Schwierigkeiten man mit der Begründung eines Urteils kommen kann. Es war mir eine Lehre für meine berufliche Zukunft. Später einigten wir uns mit den Studierenden darauf, dass nur noch diejenigen an Prüfungen mithören dürfen, die selbst zwei Semester vor der Prüfung stehen, Noten wurden nicht mehr begründet.

Medaillon für Eberhardt Ter Nedden

Professor Ter Nedden verdankte ich in dieser Zeit viel. Er behielt zwar immer seine gentlemanlike vornehme Distanz, war aber stets zur Diskussion seiner Theorien, Meinungen und Haltungen und seiner didaktischen Vorstellungen bereit. Und da war viel Diskussionsbedarf, denn ich war in vielem nicht seiner Meinung. Vor allem kritisierte ich seine Vorliebe für meiner Meinung nach zweit-rangige Autoren, die sich der NS-Kultur angedient hatten, die er gern zum Thema seiner Seminare machte. Ich musste an diesen Seminaren teilnehmen und, wenn er krank war, ihn dort vertreten. Nachdem ich das einige Male widerwillig mitgemacht hatte, weigerte ich mich. Er nahm diese Weigerung widerspruchslos hin, was mir dann wieder einigen Respekt abrang.

Meine Aktivitäten für die Hochschul- und Studienreform hielt er für unnötig, meine Aktivitäten für die Mobilisierung der Assistenten-Bewegung in der Hochschule und auf Landesebene ebenfalls. Aber wir diskutierten auch darüber sehr offen. Er ermunterte mich, eigene Forschungsbereiche zu entwickeln und in wissenschaftlichen Texten zu bearbeiten, für die er Veröffentlichungsmöglichkeiten fand. Obwohl er, wie gesagt, meistens anderer Meinung war als ich, ließ er mir je länger desto mehr Freiheit auch in der Wahl meiner Themen für eigenständig durchzuführende Seminare.

Auch als ich schon nicht mehr an der PH in Münster war, hatten wir noch einen stetigen Briefwechsel über didaktische und literaturwissenschaftliche Fragen. Als ich den Ruf nach Siegen erhielt, schrieb er u. a.:

Sie kommen wieder an unsere Hochschule zurück, wenn auch nicht, wie ich ja doch gehofft hatte, nach Münster. [Die Pädagogische Hochschule Siegen war nur eine Abteilung der übers Land verteilten Hochschule Münster] Aber das kann sich bei künftigen Gelegenheiten ja auch noch ereignen. Wie steht es nun mit der Habilitation? Ich hörte, dass sie vielleicht noch vor Semesterbeginn

stattfände. Mir war das kurios, denn man wünscht doch Studenten als Publikum; doch kommt man nicht durch, wenn man sich auf das Semester kapriziert.

Dann kommt er auf einen Plan zu sprechen, ein Buch mit dem Titel „Die Gedichtstunde“, für den er noch nichts unternommen habe: „Aber mich freut sehr, dass Sie mittun würden; das gibt mir Auftrieb, so dass ich im Herbst mit dem Verlag die Sache erneut aufgreifen werde.“ Und er reagiert auf meine Mitteilung, dass mir an der Segelschule am Maschsee die Stelle eines Segellehrers angeboten worden war:

Ich kann nicht schließen, ohne des Angebots vom Maschsee zu gedenken, nämlich Segel-Lehrer zu werden. Die Instanz, die es machte, muss Gespür für Ihr didaktisches Ingenium gehabt haben. In der Tat, die Formalia der didaktischen Analysis und Synthesis sind ja dieselben bei jeglichem Stoff. Und wird der Stoff mit Leidenschaft ergriffen ... Ich frage mich manchmal, wie ich als Autofahr-Lehrer verfahren würde. Auch diese Anfrage finde ich also erfreulich – wie das Segeln! Wenn es nicht kreativ ist, so ist es doch rekreativ. Ich kann mitreden. Ich war an der Uni in Greifswald im ‚Akademischen Segelclub‘!

Pädagogische Hochschule Hannover

Ich bewarb mich nach einigen Semestern von der PH Münster an die PH Hannover auf die Stelle eines Dozenten – und wurde genommen. Damit war die Richtung meiner Berufszukunft endgültig festgelegt. Träume von längeren Auslandsaufenthalten in Frankreich, Israel oder Nordafrika, wie wir sie manchmal noch träumten, wurden hinfällig. Ich war promoviert und arbeitete bald bei „Sprache und Sprechen“ mit, dem zu der Zeit renommiertesten Sprachlehrbuch, das auf Erkenntnisse der modernen Kommunikationstheorie aufbaute. Wir waren als eine Arbeitsgruppe unter Walter Henze mit der Entwicklung der schriftlichen Kommunikation beschäftigt, ich speziell mit dem kreativem Schreiben, insgesamt waren ca. 30 Leute an dem Werk beteiligt, das von der 2. bis zur 10. Klasse alle Jahrgangsstufen in Einzelbänden ansprach, dazu für jede Klasse ein Lehrerhandbuch und ein Schülerarbeitsheft, teils in gesonderten Ausgaben für einzelne Bundesländer. Also ein Riesenunternehmen. Obwohl die einzelnen Mitarbeiter für jedes

verkaufte Buch nur einen Betrag von wenigen Pfennigen erhielten, wurden so viel Bücher verkauft, dass für mich jedes Jahr mehrere tausend Mark heraussprangen. Ein schöner Nebenverdienst. Aber vor allem machte die Zusammenarbeit mit den anderen viel Spaß, wir waren alle von der Sinnhaftigkeit unseres Tuns überzeugt. Ich arbeitete auch noch mit, als ich von Siegen aus zu jeder Arbeitssitzung nach Hannover fahren musste. Erst in den 1980er Jahren wurde das Sprachlehrbuch „renoviert“, d. h., von aufmüpfigen reformerischen Inhalten gereinigt, wovon vor allem die Themen meiner Beiträge betroffen waren. Ich stieg enttäuscht aus dem Unternehmen aus.

Ich war bei Kollegen und Studierenden beliebt, hatte Erfolg. Klaus Gerth, der Vorsitzende der Hannoverschen Goethe-Gesellschaft und Herausgeber des fortschrittlichen und umstrittenen „Lesebuch 65“ begleitete die Entstehung meines Lesebuchs „fahrpläne“ aufmerksam und mit wertvollen Hinweisen, das zeitgenössische literarische Texte für den Deutschunterricht der Sekundarstufe enthalten und kommentieren sollte. Ich verwendete es später für meine kumulative Habilitation. Ich begann, wie einige Kollegen an anderen Pädagogischen Hochschulen, meine Texte und Briefe in gemäßigter Kleinschreibung zu schreiben, was mir einigen Ärger vor allem bei Behörden einbrachte.

In meinen Lehrveranstaltungen beschäftigte ich mich in Abständen aber immer wieder mit dem Faschismus, faschistischen Erscheinungen in der Politik. In Hannover dann behandelte ich Erich Frieds Aufsehen erregenden Lyrikband „und vietnam und“, der sich stark gegen die im Vietnamkrieg zutage tretenden faschistoiden Erscheinungen wendet. Mit Fried beschäftigte ich mich überhaupt bis zu meiner Emeritierung immer wieder, ich lernte ihn persönlich kennen und habe ihn auch bei einigen öffentlichen Auftritten begleitet. Es folgten Seminare und Vorlesungen zu Peter Weiss' „Die Ermittlung“ und später zur „Ästhetik des Widerstands“.

III Eigene Familie und Privatleben

Katharina

Ich hatte schon in Freiburg Katharina kennen gelernt. Damit begann für mich und für uns beide wohl ein neuer Lebensabschnitt. Sie studierte zuerst Geige. Sie trat als ein ziemlich burschikoses Mädchen auf, mit harten, kantigen Gesichtszügen, einem langen sorgfältig geflochtenen Zopf und altmodischen Kleidern aus Naturstoffen, die ihre Herkunft aus einer eher sektenartigen Umgebung zu verraten schienen. Wir bildeten bald mit anderen Studierenden eine Gruppe, die sich abends traf und zusammen musizierte. Wir machten Wanderungen durch den Kaiserstuhl, übernachteten bei Bauern. Irgendwann erklärte mir jemand aus der Gruppe, dass sie es nicht mehr mitansehen könnten, wie Katharina und ich umeinander litten. Immer, wenn es bei unseren Zusammenkünften so richtig gemütlich würde und sich etwas anbahnen könnte, nähme ich meine Mütze und verabschiedete mich. Ich war überrascht. Aber es stimmte, ich konnte Intimität nicht gut ertragen und floh jedes Mal, wenn es dazu zu kommen drohte. Gleich zu Beginn meiner Freiburger Zeit hatte ich ein Erlebnis mit einer Studentin, die mich, nachdem wir uns eines Nachts auf dem Schlossberg recht intensiv geküsst hatten, sofort voll und ganz besitzen wollte. Dafür bin ich nicht geboren, das kann ich nicht ertragen. Dieses Gefühl verfolgt mich durch mein ganzes Leben hindurch immer wieder.

Von Katharinas Leiden um mich hatte ich zunächst nichts bemerkt. Ich musste also etwas tun. Ich gestand ihr meine Ahnungslosigkeit und erklärte ihr umständlich meine Liebe zu ihr. Es war das erste Mal, dass ich mit einer Frau intim war, dass ich so etwas wie sexuelle Lust empfand. Ab da waren wir ein Paar. Sie schnitt sich ihren Zopf ab und schaffte sich auf mein Drängen hin ein damals hochmodernes „Sackkleid“ an. Ich lernte ihre Mutter kennen. Sie war entsetzt über das neue Aussehen ihrer Tochter, akzeptierte mich aber überraschend schnell, nachdem ich ihr anbot, in der Küche zu helfen.

Die Schwiegermutter

Diese Frau, die ich immer nur mit „Schwiegermutter“ anredete, hatte ihre sechs Kinder allein und im Sinne eines strengen schwäbischen Pietismus aufgezogen. Ihr Mann, ein Kunsthistoriker, hatte sich freiwillig als Soldat gemeldet, um

mit seinen Freunden in den Krieg zu ziehen, obwohl er als Vater von sechs Kindern vom Kriegsdienst befreit war. Den Krieg überlebte er nicht. Die „Schwiegermutter“ war eine kluge kunstverständige und musisch ambitionierte Frau, die sich mit Vorliebe in Kreisen von Musikern und national angekränkelten, früher einmal jugendbewegten Intellektuellen aufhielt. Und sie war, wohl aus der Zeit des Zusammenlebens mit ihrem Mann, bewandert in allen Bereichen der Kunstgeschichte, vor allem in der Kunst der Weimarer Republik, im Bauhaus, im Worpsweder Kreis oder dem Künstlerdorf Ahrenshoop u. ä. Man konnte sich mit ihr ausgezeichnet darüber unterhalten. Nach dem Krieg hatte sie sich vor Gericht eine ansehnliche Witwenrente erstritten mit der Begründung, ihr Mann wäre heute wohlbestallter Professor, wenn er nicht fürs Vaterland umgekommen wäre. Nachdem die Kinder aus dem Haus waren, vermietete sie in ihrer geräumigen Wohnung im Schwarzwald Einzelzimmer an Kurgäste und bewirtete sie zum Frühstück – was damals außergewöhnlich war – mit biologischem Müsli und selbstgebackenem Dinkelbrot.

Ehe – Familie

Katharina und ich verlobten uns bald. Wir musizierten weiterhin mit den anderen und entdeckten, dass Katharina auch eine sehr schöne Sopranstimme hatte. Sie wechselte schließlich das Studienfach und begann ein Gesangsstudium bei Fritz Moritz Harlan, dem Bruder des berühmten Nazi-Regisseurs Veit Harlan.

Ich wollte nun mein Musikstudium so schnell wie möglich abschließen, ich bestand die Prüfung ohne Schwierigkeiten, im Fach Orgel sogar mit „sehr gut“. Ich wollte Katharina heiraten und Kinder mit ihr haben. Vielleicht wollte ich damals im Unterbewusstsein eine Familie gründen, in der all die Mängel, die ich in unserer Familie erlebt habe, überwunden sind: Keine jahrelange Abwesenheit des Vaters, keine Verstrickung der Eltern in eine falsche Ideologie, kein ständig unterdrückter Streit der Eltern hinter verschlossenen Türen, keine Verdrängungen des Sexuellen, kein Verschweigen der Vergangenheit. Ich wollte Kinder haben und sie zu Menschen erziehen, die offen mit ihren Eltern verkehren, die nicht von verklemmten Erwachsenenverboten eingeengt sind, die die Liebe, auch die körperliche, ihrer Eltern miterleben und genießen können, die miteinander friedlich und körperlich unbefangen umgehen.

Ich bestand darauf, Katharina so bald wie möglich zu heiraten, was die Aufgabe ihres Studiums und die Trennung von ihrem verehrten Gesangslehrer bedeuten würde. Ich erpresste sie geradezu mit der Erklärung, dass ich sie, wenn sie nicht einwilligt, irgendwann verlassen und eine andere für meine Kinderwünsche suchen würde. So heirateten wir und bezogen eine Wohnung in Villigst bei Schwerte.

Ich hatte nach meinem Studienabschluss die Stelle eines freien Mitarbeiters im Haus Villigst angenommen, wo ich zur Hälfte im Evangelischen Studienwerk den musischen/musikalischen Teil der Villigster Studentenarbeit betreute, zur anderen Hälfte führte ich im Pädagogischen Institut der evangelischen Landeskirche Kurse mit Religionslehrern und -Lehrerinnen über literarische Sprache im Gesangbuch und in der Bibel durch. Vor allem in der Arbeit mit den Villigster Studierenden konnte ich meine musikalischen Fähigkeiten unter Beweis stellen: Wir machten in den Semesterferien regelmäßig mehrwöchige Musikseminare, auf denen wir meistens Bachkantaten einstudierten, mit denen wir dann auf Reisen gingen, häufig in die DDR, einige Male nach Österreich und natürlich auch im näheren und weiteren Umland von Villigst.

Eine wichtige Erfahrung dieser Zeit war vor allem meine Begegnung mit der DDR. Wir freundeten uns bald mit einem Pastor in Rostock an, der der DDR-Führung zwar kritisch gegenüber stand, sich aber mit der sozialistischen Politik im Ganzen solidarisch erklärte. Durch ihn wurden mir früh die Augen geöffnet über die Vorzüge, aber auch die Missstände dieses Systems, das ich schon früher grundsätzlich für das bessere Gesellschaftssystem hielt. Er nötigte der Regierung ab, Katharina und mir mit dem Baby Babette einen Privaturlaub mit eigenem Auto zu genehmigen zu einer Zeit, wo dies noch kaum möglich erschien. Wir genossen ihn in seinem gastlichen Haus und in Ahrenshoop auf dem Dars in vollen Zügen. Später führten wir einmal mit unserem VW-Bus, in dem die Musikgruppe reiste, einen neuen VW-Motor illegal über die Grenze ein, der in seinen alten VW eingebaut wurde, während wir mit seinem alten Motor zurück fuhren. Der Coup gelang zwar, aber kurz hinter der Grenze gab der alte Motor, wie vorhergesehen, seinen Geist endgültig auf und konnte unschwer ersetzt werden.

An der kleinen Villigster Kirche war ich außerdem als Organist angestellt, mit den entsprechenden Verpflichtungen, zu denen auch gehörte, regelmäßig für die Intellektuellen-Gemeinde des Hauses Villigst kleine Konzerte durchzuführen. Die Orgel war außergewöhnlich gut im Schuss, hatte zwei Manuale und alle nötigen Register, um die großen Werke von Bach bis Reger und neueren Komponisten darauf zu spielen.

Ich arbeitete in dieser Zeit an meiner Promotion, mit Hilfe eines großzügig bemessenen Promotionsstipendiums. Ich war also durchaus in der Lage, im Dorf eine kleine Wohnung zu mieten und mit Katharina zu beziehen. Wir bekamen im Lauf der Zeit unsere drei Kinder und gewannen einen großen Freundeskreis, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der verschiedenen Ämter im Haus Villigst, aber auch Leute aus dem Dorf. Wir engagierten uns im Wahlkampf von Willy Brandt und gründeten mit dem Dorfpfarrer und anderen einen SPD-Ortsverein. Mit der Sozialreferentin des kirchlichen Sozialamts machte ich Workshops mit Spätaussiedlern und Migranten.

Ich studierte mit Katharina ein umfangreiches Repertoire an Liedern ein, von Schubert, Schumann, Wolf bis zu Schönberg. Wir übten fast täglich mehrere Stunden zusammen. Und wir machten viele kleine Liederabende, die uns durchaus Anerkennung einbrachten, obwohl ich immer zu laut spielte – aber die Sorge hatte ja auch schon Gerald Moore.

Im Hause der Eltern von Katharinas Schwager Paulus Stein in Barsinghausen bei Hannover traten wir mehrmals vor erlesenem Kreis auf. In diesem gastlichen und musikbegeisterten Industriellenhaus begegnete ich neben Paulus auch seinem Bruder Peter, dem berühmten Theater-Regisseur der Berliner Schaubühne. Ich hatte schon in den 1968ern mit intuitiver Zustimmung über das entschiedene öffentlich Auftreten seiner Schauspielertruppe an Everdings Münchener Theater gegen den Vietnamkrieg gelesen, er war mir also nicht ganz unbekannt. Vierzig Jahre später begegnete ich dieser aufregenden Münchener Zeit erneut und intensiv in der Schilderung des Schauspieleraufstands in Erasmus Schöfers erstem Band seiner „Kinder des Sisyfos“: Der ganzen Vergeblichkeit revolutionären Aufbegehrens, einer Geschichte von lebendigen Menschen, die auch meine Geschichte ist, Geschichte einer Sisyphos-Arbeit im Sinne des Wortes. Leute wie Peter Stein haben sie mit ihrem Herzblut geschrieben. Damals also begegnete ich ihm persönlich in diesem gastlichen Haus, in dem ich ihn auch einmal zusammen mit seinem ganzen Berliner Ensemble erlebte, mit dem er eine Neuinszenierung vorbereitete. Er verschaffte mir Freikarten für die meisten seiner Inszenierungen, die mir immer eine Reise nach Berlin wert waren. Meinen hochmütigen Spruch, Theater sei weder Oper noch Wirklichkeit, musste ich korrigieren. Es war eine Wirklichkeit, die einen die Welt mit anderen Augen sehen lehren konnte.

Die Gastfreundschaft des Hauses Stein lernte ich dann vor allem kennen, als Katharina sich schon von mir getrennt hatte und ich in großer Verzweiflung dort Trost fand bei den beiden Alten. In ihrem Haus konnte ich auch ungestört meine wissenschaftliche Habilitation vorbereiten, die beiden hatten einen wesentlichen Anteil an meiner wissenschaftlichen Karriere.

Wir zogen mit der Familie nach Miesburg, einer tristen Kleinstadt ca. 10 Kilometer nordöstlich von Hannover. Eine große sonnige Wohnung mit einem urwaldartigen Flusslauf vor der Haustür, ein beliebter Abenteuerspielplatz der Kinder. Obwohl die Wohnung im zweiten Stock groß und sonnig war, fühlte sich Katharina darin und in der ganzen Umgebung nicht wohl. Sie beklagte sich verstärkt darüber, auf die Hausfrau- und Mutterrolle beschränkt zu sein, obwohl sie die Kinder sehr liebte, und weinte ihrem verlorengegangenen Gesangsstudium nach.

Wir lernten einen jungen Kollegen und seine Frau mit ihrem Sohn kennen, der im Alter unserer Kinder war, und begannen mit ihnen eine private Beziehung. Wir diskutierten über emanzipatorische Erziehung und über freie Sexualität, Themen, die damals en vogue waren. Als Katharina einmal verreist war,

beschlossen wir Zuhause Gebliebenen ziemlich autoritär, in unserer Wohnung in Miesburg eine Wohngemeinschaft aufzumachen, während deren kleinere Wohnung in Hannover in PH-Nähe als Arbeitsplatz dienen sollte. Katharina wurde nach ihrer Rückkehr mit dem Beschluss konfrontiert und stimmte widerwillig zu. Es war abenteuerlich, entsprach aber dem Geist der 68-er. Der Kollege, seine Frau und ich waren tagsüber in der Stadt in der Arbeitswohnung, Katharina war in Miesburg allein, beaufsichtigte die Kinder und kochte für uns das Abendessen. Das war für uns drei sehr befriedigend, für sie nicht. Wir errichteten im Schlafzimmer ein riesiges Viererbett, in dem wir nebeneinander schliefen. Freier Sex war erlaubt, wovon aber kaum Gebrauch gemacht wurde.

Schwules Erlebnis

Dann aber kam es zu einer Nacht zwischen dem Kollegen und mir. Zum ersten Mal sah ich den aufgerichteten Schwanz eines anderen Mannes, ich nahm ihn auf seine Einladung hin eher staunend als lustvoll in den Mund. Wir streichelten uns, küssten uns aber nicht. Mehr geschah in dieser Nacht nicht. Es war mein erstes handfestes homosexuelles Erlebnis. Ich erzählte davon beim nächsten gemeinsamen Frühstück, arglos, an die abgemachte Zulassung vom freien Sex denkend. Aber Katharina war außer sich vor Empörung.

Wir lösten die Wohngemeinschaft umgehend auf. Ich schloss mich der Meinung von Katharina an, kehrte mit meinem Arbeitszimmer in die Miesburger Wohnung zurück. Zum ersten Mal spürte ich erschrocken, dass Katharina mich für sich allein haben wollte. Sie suchte und fand eine neue Gesangslehrerin, die ihr und ihrer Stimme gut tat. Sie bewarb sich als Sopranistin beim NDR-Chor und wurde genommen. Für sie begann eine neue Phase ihres Lebens. Sie fand in Hamburg ein hübsches Häuschen in einem idyllischen Garten, das sie kurz entschlossen mit einem Darlehen ihrer Mutter kaufte.

Ich dachte nicht im Traum daran, dass dies das Ende unseres Zusammenlebens sein könnte. Schließlich hatten wir über ein Jahrzehnt eine glückliche und erfüllte Zeit hinter uns und drei Kinder. Die liebte ich sehr und freute mich an ihrer zunehmenden Selbstständigkeit, an ihren täglichen Neuentdeckungen, ihren Schulerfahrungen, dem Umgang mit Freundinnen und Freunden. Ich beteuerte Katharina, dass das Erlebnis nichts mit meiner Liebe zu ihr und zu den Kindern zu tun hätte, sie aber fühlte sich betrogen. Ich sagte, selbst wenn ich schwul sei, könne ich doch ein guter Ehemann und Vater sein. Ich dachte nicht daran, dieses Schwulsein auszuleben, ich sei dankbar, diese Erfahrung gemacht zu haben, aber damit sei es nun auch gut.

Ich fühlte mich als geouteter Schwuler stark verunsichert und in eine sexuelle Richtung gedrängt, die mir unbekannt und unheimlich war. Dennoch erkundete ich, als Katharina schon dauerhaft in Hamburg war und ich mit den Kindern allein

zurück blieb, irgendwann ein Schwulenlokal, das ich zunächst oft umschlich, bevor ich mich hineinzugehen traute. Es war vielleicht sieben Uhr abends, es war erst ein einziger Gast am Tresen, der mich gleich freundlich und eindeutig ansprach. Er nahm mich mit in seine tünftig eingerichtete Wohnung und küsste mich. Während er mich in seinem Bett zart streichelte, brach ich in hemmungslose Tränen aus. Sexuell war mit mir nichts anzufangen in dieser Nacht – und in manchen Folgenächten. Immer wenn er zärtlich wurde, fing ich an zu heulen. Ich werde nie schlecht über ihn reden. So begann mein schwules Leben. Ich zog mich bald von ihm zurück, ich hatte ja genug mit den Kindern und meinen Aufgaben an der PH zu tun.

Katharina hatte inzwischen das Hamburger Haus renoviert und holte eines Tages ohne Kommentar die Kinder ab. Ich löste die Miesburger Wohnung auf und schickte die meisten Möbel nach Hamburg. Ich sehe den Möbelwagen noch vor mir, an dessen Rückseite als letztes Gepäckstück die Schaukelschnecke unter der Plane heraus leuchtete, die ich einst für Babette, die Älteste, aus Genf mitgebracht hatte. Meine Augen füllten sich mit Tränen, während der Möbelwagen davonfuhr. Ich war allein, fühlte mich allein gelassen, geworfen auf dieses Alleinsein. Es war einer der schrecklichsten Momente in meinem Leben.

Aus dieser Situation befreite mich ein älterer Student und Abenteurer. Er nahm mich in seine Wohnung im Zentrum Hannovers auf und räumte mir sogar das geräumigste Zimmer, sein Schlafzimmer, ein. Er wollte mich mit richtigen „Männern“ zusammenbringen, weshalb er mich in seine Männerkneipen mitschleppte. Er war vermutlich bisexuell, fand es angenehm, wenn ich ihn berührte und streichelte, wollte oder konnte solche Gesten aber nie erwidern. Ich habe mein Leben mit ihm geschildert in meiner Geschichte „Joshua“.

Aber ich begann, an schwulem Sex Lust zu gewinnen. Vor allem aber konzentrierte ich mich auf meine Berufskarriere, arbeitete ich mich in die Deutschdidaktik ein, führte Seminare und Praktika durch und veröffentlichte viel.

Geschwister

Ich verbrachte in den Semesterferien immer ein paar Tage im Elternhaus. Ich saß dann stundenlang vor einem Becher Kaffee und hörte der Mutter zu, die selbst nicht still sitzen konnte, sondern immer irgendetwas zu wursteln hatte. Sie trug mir ihre Sorgen vor, ich wurde zu ihrem Vertrauten. Sorgen hatte sie ständig. Einmal waren es die Sorgen um Bruder Eber, der Architekt geworden war und sich von einer Frau scheiden ließ, die von vornherein nicht zu ihm zu passen schien und von den Eltern nach Möglichkeit gemieden wurde. Dann sorgte sie sich um Bruder Hanni. Auch er hatte geheiratet und sich oberhalb des Dorfes ein schönes originelles Haus gebaut. Es gab immer wieder Krach, weil die Mutter sich nach meiner Meinung viel zu oft und zu sehr in die Belange des jungen Paares

einmischte. Schließlich die ständige Sorge um die Jüngste, die als Mädchen eine lebensgefährliche Hirnoperation über sich ergehen lassen musste und rechtsseitig gelähmt blieb. Sie hatte trotzdem ein Lehrerstudium hinter sich gebracht und war im Dorf Grundschullehrerin. Auch sie hatte geheiratet, auch einen Lehrer, und die beiden bauten sich ebenfalls ein eigenes Haus. Aber sie blieb halt behindert, die Mutter sorgte sich darum, dass sie sich überfordert. Auch da musste ich sie immer wieder beruhigen.

Mein Kontakt als Erwachsener zu den Geschwistern war eher locker und distanziert. Mit Ausnahme von Renate im holländischen Den Haag, bei der und ihrem Mann ich auch jedes Jahr im Sommer Urlaub machte und mich in Scheveningen an Sonne und Meer erholte. Nach meiner Scheidung offenbarte ich den Geschwistern mein Schwulsein. Sie hatten keine Probleme damit, bestimmten aber, dass es ja niemand den Eltern sagen dürfe. Ihnen sollte nach all den Trennungen und Scheidungen in der Familie wenigstens das erspart bleiben. Ich war einverstanden. Aber die Mutter erfuhr es trotzdem. Bei einem Besuch erklärte sie mir, sie habe Angst um ihren Enkel Johann, weil ich ja schwul sei und ihm etwas antun könnte. Ich fragte, ob sie schon einmal darüber nachgedacht habe, dass ihre heterosexuellen Söhne kleine Mädchen verführen könnten? Sie hatte wirklich gedacht, dass alle Schwulen Päderasten seien. Der Vergleich wirkte. Eine Sorge war ausgeräumt. Die nächste war: ich könne doch nicht allein leben, ob ich denn nun einen Partner hätte? Ich erklärte, dass ich mich in unserer Wohngemeinschaft, in der ich übrigens der einzige Schwule sei, sehr wohl fühle. Von Homosexualität hatte sie offenbar wirklich keine Ahnung außer, dass sie irgendwie pervers war. Sie schrieb es schließlich meinem ohnehin ihr unverständlichen, abweichenden Lebensstil zu. Aber dann ihre größte Sorge: der Vater könnte es erfahren. Ich versprach, dass ich es ihm nicht sagen würde. Die beiden waren ja geübt im Verschweigen, auch voreinander. Dass der Vater es vermutlich längst wusste und vor ihr verschwieg, sagte ich nicht. Sie hat das Thema nie wieder angeührt, es war für sie erledigt – d. h. wirkungsvoll unter den Tisch gekehrt.

Siegener Wohngemeinschaft

In der neuen Wohngemeinschaft in Buschhütten bei Siegen richteten wir uns gemütlich ein. Ich übernahm die Restaurierung des stark verwilderten Gartens, pflanzte viele Blumen, die ich zum Teil aus Mutters üppigem Garten übernahm, und ließ am Gartenende eine bunt blühende Hecke pflanzen. An einer Seite grenzte der Garten an ein Nachbargrundstück, in dem eine evangelikale Familie wohnte, deren Töchter nur in langen schwarzen Röcken herumliefen. Wir richteten dort einen Volley-Platz ein, auf dem wir im Sommer natürlich mit nacktem Oberkörper spielten. Die Nachbarstöchter wurden dann regelmäßig ins Haus gerufen. An einer anderen Seite des Gartens richtete ich in einem Gang mit altem

Spalierobst eine Kegelbahn ein, auf der wir einige Sommer lang mit Vergnügen kegelten. Wir kochten zusammen, hatten ständig Gäste im Haus, mit denen wir stille oder auch laute Feste feierten. Es war eine entspannte Atmosphäre, bis sich die ersten Brüche bemerkbar machten.

Charlotte, eine unserer WG-Frauen, hatte einen Franzosen kennen gelernt, der einigen Siegener Freunden und mir seine Junggesellenwohnung in der Provence während seiner Abwesenheit zur Verfügung stellte. Wir genossen den ersten Urlaub in der Provence, in dem ich meine Liebe zu dieser Landschaft entwickelte.

Ab da verbrachte ich jeden Sommerurlaub in der Provence, in dem bekannten Weinstädtchen Bandol an der Côte d'Azur, einige Male auch mit den Töchtern Babette und Rose. Wir schlugen unsere (getrennten) Zelte auf dem schattigen Campingplatz auf und erkundeten mit dem Auto die Gegend von Avignon bis Marseille. Abends verschwanden die Mädchen auf dem Campingplatz in der Jugenddisco und kamen nicht vor Mitternacht in ihr Zelt zurück. Ich lag dann in meinem Zelt und wachte, bis sie eingeschlafen waren. Morgens stand ich auf und setzte mich ins Café, mit einer großen Schale Kaffee und einem Croissant, und las, bis sie gegen Mittag verschlafen dazukamen: der gemeinsame Tag konnte beginnen. Es waren entspannte Urlaube, in denen wir uns gegenseitig die nötige Freiheit gaben und friedlich die Sonne und das Meer genossen.

Dann kam Babette, meine Älteste, in unser Haus in Buschhütten. Meine Mitbewohner waren alles andere als begeistert, aber ich überredete sie. Babette richtete sich ein Zimmer ein, in dem sie sich vergrub und wie ein Schlot rauchte. Wenn man sie noch so vorsichtig zur Ordnung ermahnte, verließ sie wortlos das Haus, wir wussten nicht, wohin sie ging und ob und wann sie zurückkommen würde. Aber sie ging zur Schule. Ihre Lehrerin, eine alte GEW-Freundin unseres Hauses, brachte sie einigermaßen zur Reason. Wir feierten gemeinsam einen wunderschönen Geburtstag mit großem Trödelmarkt und Zeltlager für die junge Generation. Babette schaffte unter vielem Zureden im zweiten Anlauf den Schulabschluss. Dann zog es sie unwiderstehlich in die Berliner Subkultur. Sie hatte dort, auf welchem Weg auch immer, einen Jungen kennengelernt, zu dem ich sie nun bringen sollte. Dort angekommen, verlangte sie, dass ich sie nun endlich in Ruhe lassen sollte, sie wisse selbst, was sie wolle. Was sollte ich tun? Ich konnte ihr nur einprägen, dass ich immer für sie da sei, dass sie jederzeit und unter allen Umständen zu mir kommen könne. Ich zog ab. Über ein Jahr hörte ich nichts mehr von ihr.

Berliner Leben

Ich fuhr jetzt oft nach Berlin. Einerseits besuchte ich die hinreißenden Theaterinszenierungen Peter Steins in der Schaubühne am Halleschen Ufer. Andererseits hatte ich die vage Hoffnung, Babette wiederzufinden. Sie hatte sich, das wusste

ich, von dem damaligen Jungen getrennt und war irgendwohin in die Berliner Subkultur abgetaucht. Ich konnte ihren Freiheitsdrang ja verstehen, auch ich hatte mich ja nur mit Mühe, wenn auch anders als sie, aus den Beengungen der von der Mutter dominierten Familie reißen müssen. Ich logierte dann in einer schwulen Pension am Kurfürstendamm, von der aus es nicht weit war bis in die schwule Welt Berlins.

Dort traf ich eines Nachts in einer Bar auf Jules, die gepflegte Edeltunte mit dem blonden Lockenkopf und dem rätselhaften Davidstern auf der offenen Brust. Er führte mich durch die schwulen Bars ebenso wie in seine Lieblingsrestaurants, darunter ein israelisches, wo wir ausgezeichnete kosher zubereitete Gerichte aßen und israelischen Wein genossen. Jules war zärtlich und einfühlsam. Mit ihm kaufte ich meine ersten hochhackigen Stiefelchen und die engsten Jeans mit einem Schlag von einem halben Meter. Von unserem Zusammensein, das sich vor allem im gemeinsamen Urlaub abspielte, erzähle ich in der Geschichte „Davide, Davide“. Es ging gut bis ich sah, dass er in seiner Wohnung Postkarten und Fotos von mir an der Wand aufgebaut hatte wie einen Altar. Mich packte wieder der Schrecken und ich floh.

Medaillon für Lothar

Ein Grund meiner Flucht vor Jules in Berlin war ehrlich gesagt auch, dass ich inzwischen Lothar kennen und lieben gelernt hatte, meinen ersten wirklichen Geliebten, mit dem ich wohl gern eine Lebenspartnerschaft eingegangen wäre. Er war meine große Liebe, jünger als ich, herzerreißend schön, jungenhaft schlank, mit wehendem Blondhaar, auf Anhieb von allen im Buschhüttener Haus geliebt. Ich sehe ihn im Buschhüttener Garten bei meinem vierzigsten Geburtstag inmitten von meinen Gästen, in der Sonne, nur eine Badehose an seinem schönen Körper. Ich sehe ihn in der Küche, hingebungsvoll mit Kochen beschäftigt, nur eine Schürze an seinem begehrenswerten Körper. Ich sehe ihn in der Badewanne, mit einer Handdusche seinen braungebrannten nassen Körper ausgiebig pflegend. Ich liebte ihn wie vielleicht keinen meiner beiden späteren Lebenspartner. Ich verbrachte einen Winter bei ihm in seiner Wohnung, wo ich mein Buch „Die Lernfelder des Lernbereichs

Sprache in der Primarstufe“ schrieb und zusammenstellte. Er hat mir eine Art von unbefangenen, jugendlichem, verständnisvollem, ja verschwörerischem Umgang mit seinen Schülern und Schülerinnen gezeigt, um die ich ihn beneidete. Es ging nicht lange gut. Er verließ mich für Monate, kehrte mit großen Versprechungen, immer bei mir bleiben zu wollen, zurück und verschwand wieder. Er kam in psychiatrische Behandlung. Ich litt noch Jahre unter dem Ende unserer Beziehung: Er war meine große Liebe.

Die Kinder

Babette war inzwischen aus der Berliner Sub wieder aufgetaucht, zu ihrer Mutter nach Hamburg zurückgekehrt und hatte sich mit ihr versöhnt. Sie war zwar einigermaßen vernünftig geworden, aber sie war nach wie vor ein widerspenstiges antiautoritäres Mädchen geblieben, mit löchrigen Jeans und ausgeleierte T-Shirts, struppigen Haaren und allerhand Tätowierungen auf Armen und Rücken, eine Windsbraut, die ihre eigenen Wege ging. Sie wollte jetzt das Abitur nachholen, ging auf eine Abendschule und bestand nach einiger Zeit die Prüfung.

Sie studierte an einer privaten Hochschule Tanzpädagogik: früher wollte sie unbedingt Ballett tanzen, also versuchte sie jetzt, den verlorenen Traum auf diese Weise zu verwirklichen. Ich erlebte ihre Abschlussarbeit mit, eine Tanzeinstudierung mit Jugendlichen, erstaunlich perfekt, kreativ, innovativ. Nachdem sie auch diese Prüfung bestanden hatte, fand sie schnell Beschäftigung bei verschiedenen Sportvereinen, die geschnallt hatten, dass Tanzen eine geeignete Vorstufe für spätere sportliche Höchstleistungen sein kann, und die deshalb schon Kinder und Jugendliche unter entsprechender pädagogischer Anleitung zu Tanzkursen verdonnerten. Babette hatte durchaus Erfolg in ihren tanzpädagogischen Bemühungen mit diesem jungen Volk, aber sie war doch bald den ständigen Wechsel der Tanzeleven leid, die ja nicht zur Teilnahme an den Kursen gezwungen werden konnten, und sie verlor die Lust.

Sie liierte sich mit einem Jungen, einem Spätentwickler, der sich als ziemlich schwulenfeindlicher Rocker gebärdete und entsprechend ziellos durchs Leben ging. Mit ihm hatte sie ihre zwei Töchter, Louisa und Tabea, die sie einige Jahre mit Sozialhilfe und meiner und ihrer Mutter Unterstützung durchbrachte, bis sie sich von dem Jungen trennte und ihren heutigen Mann kennen lernte. Auf meinen größeren Festen, zu denen ich natürlich auch immer meine Kinder mit Anhang einlud, leistete sie sich regelmäßig am Ende eine dramatische Szene mit Vorwürfen und Tränen, die nur Maria beruhigen konnte. Sie hatte wohl ihr Leben

als vaterloses Kind und Jugendliche nicht überwunden und war verborgen eifersüchtig auf das schwule Leben des Vaters. Erst seit meiner Behinderung ist sie mit mir versöhnt und wir telefonieren häufig miteinander. Vor allem ist sie Bernhard dankbar, dass er mich so aufopferungsvoll versorgt, vielleicht weil er auch sie von entsprechenden töchterlichen Verpflichtungen entlastet. Heute betreibt sie mit ihrem Mann erfolgreich einen Imbiss am Berliner Prenzlauer Berg, einen Treffpunkt von Linken und allerhand Außenseitern, der vor allem durch seinen „Marienburger“, einen Spezialburger, berühmt ist.

Rose besuchte weiter die Schule. Sie war ein heiteres, freundliches, für alles Neue aufgeschlossenes Mädchen, aber reichlich schlampig. Nie war ihr Zimmer aufgeräumt, wenn sie in die Schule aufbrach, hatte sie regelmäßig irgendetwas absolut Wichtiges vergessen, vernachlässigte ihre Hausaufgaben, vor allem in Mathematik und Naturwissenschaften, wo sie dann auch entsprechend schlechte Noten heimbrachte. Gut war sie vor allem in Fremdsprachen, sprach noch vor Abschluss der Schule nahezu perfekt Englisch und Französisch. Schon vor dem Studienbeginn war sie länger in England und in Frankreich, wo sie von Freunden nur so umschwärmt wurde.

Sie kam dann nach Siegen, um Romanistik zu studieren, freundete sich mit meiner lieben Kollegin Ursula Böhmer an, die sie ihr ganzes Studium hindurch mit Rat und Tat begleitete. Sie wohnte in einer wilden Wohngemeinschaft mit Wein-Achim zusammen, unserem langjährigen Weinhändler. Sie kam oft zum Abendessen zu uns, wir unterhielten uns immer gut, sie wusste immer etwas Interessanten und Spannendes zu erzählen und wir machten manche Wanderungen und Spaziergänge. Während eines Urlaubs in der Provence lernte sie einen Franzosen, Jean Marc, kennen, ihren ersten längerfristigen Freund.

Später studierte sie in Aix-en-Provence und lernte dort den Brasilianer Xeu Torres kennen und lieben, den sie nach einigen gemeinsamen Stationen in Europa in Hamburg heiratete, mit dem sie schließlich in seine Heimat nach Fortaleza im Norden Brasiliens ging, wo sie bis heute leben. An ihrer Hochzeit in einem riesigen Festzelt auf der Dachterrasse eines Hochhauses, hoch über dem Hamburger Hafen, nahm ich mit Bernhard teil. Ich schenkte ihr ein Gästebuch und erinnerte an die Familientradition, in der meine Eltern auch Katharina und mir bei unserer Hochzeit ein solches Gästebuch geschenkt hatten. Katharina stichelte, dass wir unser Gästebuch ja nie Gästen für einen Eintrag angeboten hätten, und ließ erkennen, dass sie nicht gerade erfreut über Bernhards Anwesenheit war. Es war eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen ich Katharina noch begegnete, sie war mir fremd geworden.

In Fortaleza war Rose viele Jahre als Sekretärin an der dortigen Niederlassung der Konrad Adenauer Stiftung tätig, was sie mir lange verschweigen zu müssen meinte. Daneben gründete sie mit einer Freundin ein Art Konzertagentur, die vor allem Jugendbands und Orchester aus brasilianischen Favelas, Armenvierteln, im

Land und in Deutschland vermittelte. Das gibt ihr Gelegenheit, bis heute ca. alle zwei Jahre als Betreuerin und Dolmetscherin in der Bundesrepublik herum zu reisen, wobei auch immer ein Treffen irgendwo mit mir auf dem Programm steht.

Johann vermisste mich wohl am stärksten. Er schien unter der Vaterlosigkeit im Stillen zu leiden. 1983 schrieb er mir einen seiner seltenen Briefe, in denen dies für mich stark zum Ausdruck kommt, obwohl er es gerade nicht anspricht:

Hallo mein lieber Popp, dies ist glaube ich der erste Brief, den ich dir schreibe (oder?). Ich bin eben erst auf den Geschmack gekommen. Wie ich auf die Idee gekommen bin? Im Radio lief gerade ein Stück, gesungen vom Winzbacher Knabenchor. Es war doch der Winzbacher Knabenchor? Aber nicht erschrecken, Popp. Ich denke auch bei anderen Gelegenheiten an dich. Also eher: Wenn ich schon in einer Situation bin, in der ich im Radio den Winzbacher Knabenchor höre, dann freue ich mich, wenn mir die Idee kommt, ich könnte statt dessen einen Brief schreiben. Und noch mehr freue ich mich wenn ich dann plötzlich dir schreibe, dem gegenüber es mir schwer fällt zu reden. Also forsch losgeschrieben. Weil es wohl doch zu ungewohnt wäre, die Worte wegzulassen: Viele Worte, wenig Inhalt. Und um dann noch einmal deutlich zu machen, eine Wiederholung: Hallo mein lieber Popp, Johann.

„Viel Worte, wenig Inhalt“? Von wegen: ich lese aus diesen wenigen Worten viel Inhalt von Sehnsucht nach dem fremd gewordenen „Popp“, von Suche nach Verständnis, von Zuneigung. Die Schwierigkeiten beim Miteinander-Reden sind geblieben, Johann ist ein Schweiger geblieben. Aber er gedieh doch prächtig. Er war bei allen Besuchern im Haus Katharinas beliebt, ein absolut sonniges Kind. Er begann, Schlagzeug zu spielen und brachte es bald zu einer Meisterschaft, die ihm die Aufnahme in eine bekannte Jugendband ermöglichte. Er achtete sehr auf sein Äußeres. Seine langen blonden Locken schnitt er als Jugendlicher ab und ließ sich ab da die abenteuerlichsten Frisuren verpassen. Einmal waren sie feuerrot, einmal in lauter kleine verschiedenfarbige Quadrate geschnitten. Einmal, als Wolfgang und ich auf einer Tagung in Hamburg waren, sagten wir uns für den Nachmittag bei Katharina an. Es verlief zunächst ganz friedlich, bis Katharina damit heraus kam, dass Johann am Abend mit seiner Band spielte und sich wahn-sinnig freuen würde, wenn ich dazu käme. Ich konnte aber nicht, weil wir zurück auf die Konferenz mussten. Darauf schrieb sie mir einen bitterbösen Brief, in dem sie mir Grausamkeit gegen meine Kinder vorwarf. Ich war am Boden zerstört. Aber ich schrieb an die Kinder, dass sie inzwischen groß genug seien, um mich zu besuchen, wenn sie dazu Lust hätten, und dass ich das Haus ihrer Mutter nicht mehr betreten würde. Sie haben es offenbar verstanden, denn meine Beziehung zu ihnen wurde entspannter, auch wenn es noch eine Weile dauerte, bis sie mich dann tatsächlich besuchten.

Johann schildert die Situation ziemlich treffend, als es einmal anlässlich eines Festes in der Langenauer Straße in Buschhütten zu einem der üblichen Konflikte kam:

Lieber Popp, ich habe mich über deinen Brief gefreut und gewundert. Es schien mir als würdest du denken, ich erwarte etwas von dir (womöglich daß du eine Vaterrolle spielst.) Ich kann dir versichern, daß ich erfreulicher Weise nichts von dir erwarte, außer eine finanzielle Unterstützung. (Das ist auf keinen Fall eine Anspielung darauf, daß du mir Geld schicken sollst, sondern nur auf das Geld, das du für meinen Lebensunterhalt zahlst, bezogen. Also nur eine Feststellung und keine Bitte.)

Vielleicht war die Situation in der Langenauer Straße deshalb etwas verkrampft weil du dich plötzlich gedrängt fühltest, mir deine besondere Zuwendung zu schenken, ohne daß du in dieser Situation in der Lage dazu warst. Wenn ich mit dieser Vermutung richtig liege, dann bringt es weder dir noch mir etwas, wenn wir unsere Beziehung immer so unheimlich ernst nehmen.

Deine Einladung nehme ich natürlich gerne an, aber ich habe auch in Hamburg sehr viele wichtige, schöne, interessante, zeit- und kraftschenkende, schwere, leichte, traurige, unangenehme und wunderbare Sachen zu tun. Ich kann also nicht genau sagen, wann ich komme, aber ich ruf dich dann an, Johann.

Einer seiner wenigen Briefe, in schwer leserlicher Schrift mit allerlei Verschreibungen und Krakeleien, die erkennen lassen, dass er um die Formulierungen gerungen hat. Und er hat Recht, weil er erkannt hat, dass ich mich mit der Vaterrolle oft gequält habe, und dass dies uns beiden nichts bringt. Dass er differenziert zwischen der (nicht ausgesprochenen) „Bitte“ um Geld und der „Feststellung“ der selbstverständlichen Unterhaltszahlung, zeigt, dass er meine diesbezüglichen Verpflichtungen wohl anerkennt. Mit seiner Aufzählung der vielen wichtigen „Sachen“, die er zu tun hat, will er mich beruhigen und signalisiert zugleich, dass er in Hamburg ein eigenes Leben führt und zufrieden damit ist. Einen solchen Sohn habe ich mir immer gewünscht: Klar in seinen Abgrenzungen, aber voll Verständnis für den anderen, schonsam in seinem Umgang, zukünftige Möglichkeiten ins Auge fassend.

Johanns Fähigkeiten am Schlagzeug erlebte ich übrigens auch noch, als er einmal mit seiner Band in Köln in einer Bar oder Diskothek auftrat. Sie spielten unerträglich laut, ich hatte mich, um meine Ohren zu schonen, in die hinterste Ecke der Bar zurückgezogen, dann kam Johanns Einlage: Plötzlich löste er sich von seinem Schlagzeug und schlängelte sich am Boden, mit nacktem Oberkörper, nur noch zwei Becken in den Händen, die er rhythmisch aneinander schlug, durch die herumstehende, staunende und Beifall klatschende Menge – bis zu mir. Es erschien mir als eine Ovation an seinen schwulen Vater, er erinnerte mich mit

seiner nackten, haarlosen Jünglingsbrust und seinen schönen, wilden Körperverrenkungen ein wenig an Mick Jagger, der ja durchaus ein schwules Idol war. Er sah mich mit einem Blick an, der mein Herz erwärmte – und schlängelte sich ohne ein Wort durch die gaffende Menge wieder zurück zur Band. Wir sprachen an diesem Abend noch lang in einer weniger lauten Kneipe, ich bewunderte seine Kunst und bestärkte ihn, das weiter zu treiben. Allerdings empfahl ich ihm, beim Spielen Oropax in die Ohren zu stecken. Wenig später gestand er, dass er tatsächlich einen nicht unerheblichen Gehörschaden erlitten hatte. Er verlegte sich auf elektronische Musik. Mit meiner Unterstützung kaufte er sich eine teure Musikmaschine, auf der er zu komponieren anfang. Seine ersten Kompositionen, die er mir auf Band schenkte, waren für mich unverständlich. Aber zu meinem 60. Geburtstag stellte er eine witzige, originelle Toncollage zusammen, über die sich auch alle meine eingeladenen Freunde und Freundinnen freuten.

Einige Zeit später schickte ich ihm eine Geschichte von mir, in der ich über meine Einsamkeits- und Fremdheits-Erfahrungen in meiner Kindheit und Jugend einiges erzähle und das Ganze mit der Perle vergleiche, die in der Muschel schlummert, und nur ans Licht der Welt kommen kann um des Todes der Muschel willen, die sie verborgen hat. Darauf schrieb er mir den vielleicht wichtigsten Brief unserer spärlichen Korrespondenz:

Lieber Wolfgang, ich habe mich verdammt über deinen Brief und deine Geschichte gefreut. Eine ‚Perle‘. Das ist eine gute Bezeichnung. So gut, dass ich versucht bin, gedanklich nicht ‚ich‘ und ‚du‘ und ‚uns‘ zu sagen, sondern die entsprechenden ‚Perlenwörter‘. Trotzdem tue ich es immer wieder. Worauf ich aus bin, ist nicht das Produkt der Perle, sondern das Sandkorn und der Schleim, der sich um seinetwillen zur Perle bindet. Was ich mir wünsche ist, dass wir über Dinge sprechen oder irgendwie kommunizieren können, die uns ganz unklar sind, bei denen wir uns unsicher sind. ‚Ich wünsche mir‘ heißt nicht, ‚Ich fordere von dir...‘. Ich glaube, ich (möchte) statt dessen auch sagen: Ich wünsche mir Intimität, bzw. mehr Intimität. Das scheint mir unserer verschobenen Liebe (Ich liebe dich!) angemessen. Ich habe aber ein Verhaltensmuster – ich bin fast sicher, von dir – mich doch lieber zurück zu halten.

Ich glaube, du hast, als Katharina und du euch trennten, auf deine emotionalen Wünsche uns Kindern gegenüber verzichtet, um eine Katastrophe zu vermeiden. Stimmt das? Mir scheint es jedenfalls sehr schlüssig und (vor allem) gut. Aber trotzdem ich es sehr hoch achte, dass du dich so zurückgehalten hast, wünsche ich mir eben genau, dass du dir etwas von mir wünschst, und bin zu einem konkreten Wunsch nicht in der Lage, weil ich eben genau diese zurückhaltenden Verhaltensmuster angenommen habe, und auch jetzt die ganze Zeit denke: ‚Johann, du darfst auf keinem Fall den Eindruck erwecken, dass du irgendwelche Forderungen stellst.‘ Obwohl ich dieses meiner Meinung nach

gar nicht mache. Und selbst, wenn ich es tue, wäre es doch auch nicht schlimm. Jedenfalls längstens nicht so schlimm, wie ich es zu vermeiden suche. Du siehst, dieser Brief ist keine Perle. Ich hätte dir gern eine geschickt, aber ich habe nicht genug Geduld, erst eine aus dieser großen Menge an Schleim anwachsen zu lassen. Ich kenne dich nicht genug, um zu wissen, ob du mit diesem konfuse Haufen von Wörtern und Sätzen etwas anzufangen weißt. Wenn Ja, dann ist es sogar besser, als in abgerundeter Form. Ich grüße dich herzlichst. Johann.

Was für ein Brief! Was für ein Bekenntnis eines Sohnes gegenüber seinem fremden Vater! Was für eine Feinfühligkeit für die Beweggründe des Alten gegenüber seinen Kindern! Was für ein Aufschrei nach „Intimität“ mit dem Alten! Er hat das Einverständnis mit dem, was ich bin und tue, und dem was er ist und tut, zwischen uns etwas geklärt, obwohl die gegenseitige Sprachunfähigkeit geblieben ist. Ich habe einen Sohn, der mich bei aller Fremdheit liebt! Etwas besseres hätte mir auf meine alten Tage nicht passieren können.

Auch mit seiner Mutter, Katharina habe ich mich wieder verständigt. Sie hat ihr Hexenhäuschen im Rahlstädter Park für Johanns junge Familie freigemacht und verbringt ihren Lebensabend in einem vornehmen Damenstift in Harvestehude. Sie schenkte mir kürzlich eine CD, auf der u. a. alte Aufnahmen von uns mit Kinderliedern von Armin Knab und Modest Moussorsky wieder aufbereitet wurden. Wenn ich sie wieder höre, kommen mir die Tränen. Und trotzdem erkenne ich wieder, was ich seinerzeit an ihrem Gesang so beckmesserisch kritisiert habe.

IV Universität Siegen

Als ich vom Dekan der PH Siegen eingeladen wurde, mich dort auf eine Professur zu bewerben, konnte ich nicht widerstehen. Zwar hatte ich eigentlich vor, mich auf der Dozentenstelle, auf der ich ziemlich frei war, gründlich auf die weitere Hochschulkarriere vorzubereiten, aber die Chance war ziemlich einmalig: Die pädagogischen Hochschulen waren durch die neue SPD-Landesregierung in den Rang wissenschaftlicher Hochschulen aufgestiegen und es herrschte Mangel an qualifizierten Professoren. Ich hatte mich inzwischen an der PH Münster kumulativ und mit meinem Lesebuch „fahrpläne“ habilitiert. Es war im Ergebnis keine glanzvolle Habilitation, aber ich brachte sie durch. Das Lesebuch übrigens erschien nie im Druck.

Ich bewarb mich also in Siegen und wurde genommen. Das war 1972. Ich war mit 37 Jahren einer der jüngsten Professoren der Bundesrepublik. Der Dekan des germanistischen Fachbereichs Jochems empfing mich mit der offenen Bemerkung, er habe gegen meine Berufung gestimmt. Ich hätte sie vor allem den studentischen Mitgliedern der Berufungskommission zu verdanken, aber nun sei ich gewählt und er hoffe auf eine gute kollegiale Zusammenarbeit. Er war der Typ des traditionsbewussten Professors, immer im korrekten Anzug mit Krawatte, steif und unnahbar. Ich trug Jeans und T-Shirt, hatte lange Haare, ging auf sogenannten Plateau-Schuhen, für jeden Nonkonformismus aufgeschlossen. Spätestens als die PH in die neu gegründete Gesamthochschule und spätere Universität eingegliedert und ich zum Dekan des Fachbereichs gewählt wurde, gab Jochems seine Vorurteile gegenüber meinem Äußeren auf und wir fanden zu der von ihm erhofften guten kollegialen Zusammenarbeit. Und die studentischen Mitglieder in der Berufungskommission haben ihre Entscheidung, wie sie bekundeten, nicht bereut.

Die Studienfächer, die sich bisher nur auf die Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen für die Grund- und Sekundarstufe I beschränkten, wurden bei der Gesamthochschulgründung ausgeweitet auf die Sekundarstufe II und die Promotion. Es kamen neue Kollegen ins Haus, wir hatten Studien- und Prüfungsordnungen auszuarbeiten, die sich auf integrierte Studien bezogen. Es gab heftige Auseinandersetzungen zwischen den Didaktikern der alten PH und den Neuen, die von traditionellen Universitäten kamen. Der Star-Germanist Helmut Kreuzer hatte Sorge, dass seine Literaturwissenschaft in der Ausbildung zu kurz käme. Ich bestand auf der Dominanz der Didaktik. Seine von der Universität mitgebrachten

Assistenten unterstellten mir, ich sei – wie viele meiner PH-Kollegen – gar nicht habilitiert, also ein Professor zweiter Klasse. In einem persönlichen Gespräch unter vier Augen erklärte Kreuzer, er habe sich gegen andere ambitionierte Angebote für die neu gegründete Gesamthochschule Siegen entschieden, um hier eine fortschrittliche Alternative statt der alten Zöpfe der unreformierbaren Universität mit aufzubauen. Darin waren wir uns einig und fanden zu allerhand Kompromissen, die bald aufgeweicht wurden und sehr viel später in die unheilvollen Bologna-Magister- und Masterstudiengänge mündeten.

Ein anderer Streit, der den Fachbereich erschütterte, ging um die Rechtschreibreform. Kollege Gerhard Augst, der neu berufene Sprachwissenschaftler, war an die Spitze der Rechtschreib-Reformer gelangt und leitete schließlich die offizielle bundesweite Kommission. Es gab einen Aufschrei durch das ganze Land, als deren Vorschläge bekannt wurden. Sie musste an manchen Stellen schwere Rückzieher machen, aber das Endergebnis befriedigt bis heute einflussreiche Kreise nicht. Bücher, vor allem alle Schulbücher mussten umgeschrieben werden, bedeutende Autoren weigerten sich, in der neuen Schreibweise zu publizieren, Zeitungen halten bis heute an der alten Schreibung fest. Einige Kollegen regten sich über die Rechtschreibreform unheimlich auf. Sie sahen die deutsche Sprache verhunzt und auf Unverständlichkeit degeneriert und wiesen auf Ungereimtheiten und Missverständlichkeiten hin, befürchteten, dass künftige Generationen Goethe-Texte nicht mehr lesen könnten. Ich versuchte sie zu beschwichtigen, verteidigte aber z. B. die vereinfachte „ss“-Schreibung statt „ß“ und andere Vereinfachungen. Ich kehrte von der gemäßigten Kleinschreibung, der die Kommission nicht gefolgt war, was ich inkonsequent fand, zur alt eingeführten Großschreibung zurück.

Berufsverbote

Meine relativ kurze Mitgliedschaft in der SPD, um Willy Brandt zur Kanzlerschaft zu verhelfen, war beendet, als er 1972 den „Radikalenerlass“ gegen Bewerber für den öffentlichen Dienst, vor allem gegen Lehramtsbewerberinnen und -bewerber, erließ. Ich trat unter Protest aus. Ich gründete einen informellen Kreis von Hochschulangehörigen, die gegen die „Berufsverbote“, die diesem Erlass folgten, öffentlich Stellung nahmen. Wir sahen in ihnen die generelle Einschränkung der Meinungsfreiheit als ein grundgesetzlich geschütztes Recht. Die „Berufsverbote“ richteten sich zunächst gegen Bewerber für den öffentlichen Dienst, vor allem gegen angehende Lehrer und Lehrerinnen. Gegen sie und ihre politischen Einstellungen wurde die „Regelanfrage“ beim Verfassungsschutz eingeführt, die zur Bespitzelung von Millionen von Bürgerinnen und Bürgern führte: ein offener Verfassungsbruch. So wurden nicht nur jede politische und studentische Betätigung, sondern vor allem die Mitgliedschaft in linken Parteien – vor allem der DKP und ihr verwandten Organisationen – zur Begründung für „Zweifel an der

Verfassungstreue“ von Bewerbern herangezogen. Bald dehnte sich diese Praxis auch auf bereits im öffentlichen Dienst Tätige aus und auf andere Berufsgruppen. Sie hatten hochnotpeinliche Anhörungen von Zehntausenden von Betroffenen zur Folge, wie bei den Nazis zuerst Kommunisten, dann Sozialdemokraten, Gewerkschafter und kirchlich Beschäftigte und so weiter. Wir schlossen uns dem bundesweiten Widerstand gegen die Berufsverbote an. Dort arbeitete ich jahrelang mit Horst Bethge zusammen, einem Hamburger Lehrer und GEW-Kollegen, der mir zum engen Freund wurde. Wir gründeten die „Siegener Initiative gegen die verfassungswidrigen Berufsverbote“, zu deren Sprecher ich gewählt wurde.

Bald wurde auch der erste Fall an unserer Hochschule bekannt: ein wissenschaftlicher Mitarbeiter wurde zu einer „Anhörung“ geladen. Ich trommelte meinen Arbeitskreis von Kollegen zusammen und wir richteten ein Protestschreiben an das Ministerium, es unterzeichneten fast alle Professoren unseres Fachbereichs. Daraufhin stellte das Ministerium tatsächlich das Verfahren ein. Wir ließen uns das zur Lehre gereichen: jedes Mal, wenn aus unserer Hochschule und aus der Schulbehörde ein neuer Fall bekannt wurde, schrieben wir sofort an die zuständigen Stellen und hatten häufig auch Erfolg.

Der Fall Beate Vollmer

Während diese Berufsverbotsfälle immer schon vor dem Wirksamwerden geklärt und ausgeräumt werden konnten, erregte ein Berufsverbotsfall in Siegen und darüber hinaus erhebliches Aufsehen: Der Fall Beate Vollmer. Ein typischer sozusagen verspäteter Fall aus der Provinz, der aber zu einer erheblichen Ausdehnung der Berufsverbotspraxis führte. Während schon viele Politiker öffentlich über den politischen Schaden dieser Praxis nachdachten, Willy Brandt den „Radikalerlass“ von 1972 als „seinen größten Fehler“ bekannte, die Bundesregierung unter Helmut Schmidt nach einem Grundsatzurteil des Bundesverfassungsgerichts von 1975 differenzierte Verfahrensregelungen zur Prüfung der Verfassungstreue erließ, fühlte sich die Stadtverwaltung Siegen 1979 veranlasst, vor der Einstellung von Beate als Sozialarbeiterin beim Verfassungsschutz nachzufragen, ob „Erkenntnisse“ gegen sie vorlägen und bekam prompt die Antwort, dass sie tatsächlich Mitglied im MSB Spartakus und in der DKP sei, was sie allerdings nie verschwiegen hatte und was durch ihr Engagement in der verfassten Studentenschaft allgemein bekannt war.

Der Fall war vor allem deswegen interessant, weil einerseits die Stadt und der Kreis ihr beste berufliche Eignung bestätigt und bereits eine verbindliche Einstellungszusage gemacht hatten, und weil andererseits zum ersten Mal eine kommunale Behörde eine Anfrage beim Verfassungsschutz gestellt hatte, was vorher ausschließlich auf Bundes- oder Landesbehörden begrenzt war. Es fand also eine „Anhörung“ vor einer Prüfungskommission statt, die von einem CDU-Stadtrat

geführt wurde, der schon vorher bekundet hatte, dass ihm die DKP-Mitgliedschaft genüge, um die Bewerberin abzulehnen. Ein ausführliches wissenschaftliches Gutachten keines geringeren als des Hamburger Verfassungsrechtlers Norman Paech bestätigte nicht nur, dass die bereits erfolgte Einstellungszusage vor jedem Arbeitsgericht Bestand hätte, sondern dass das gesamte „Anhörungs“-Verfahren nichtig sei, da es gegen das Urteil des Verfassungsgerichts von 1975 ebenso verstoße wie gegen die differenzierten Verfahrensregelungen der Bundesregierung von 1979. Darüber hinaus sei fraglich, wer überhaupt entscheiden und prognostizieren dürfe und könne, ob ein Bewerber oder eine Bewerberin sich vermutlich stets verfassungstreu verhalten werde. In einem Arbeitsgerichtsprozess wurde die Stadt denn auch kostenpflichtig dazu verurteilt, Beate einzustellen.

Obwohl immer mehr Arbeitsgerichte urteilten, dass die Berufsverbotsverfahren nicht rechtsgültig und die betroffenen Bewerber und Bewerberinnen einzustellen seien, allein in NRW waren es über 40 Urteile, wurden immer neue Verfahren angestrengt. Dabei spielte zunehmend die Frage eine Rolle, welche Bedeutung eigentlich der „Regelanfrage“ beim Verfassungsschutz zukommt und inwieweit sie die ungehemmte Bspitzelung der Bürger fördert, was wiederum im Ausland erhöhte Wachsamkeit auf undemokratische Entwicklungen in der BRD weckte. So gründeten sich in Frankreich, den Niederlanden, Dänemark und anderen Nachbarländern eigene Komitees gegen die deutschen Berufsverbote.

Gerichtlicher Streit mit dem Rektor

In der BRD war in der Bewegung gegen die Berufsverbote vor allem auch der „Bund demokratischer Wissenschaftler“ (BdWi) engagiert, eine Vereinigung kritischer Wissenschaftler, die bis heute existiert und zu allen hochschulpolitischen Entwicklungen Stellung bezieht. Ich bin seit ihrer Gründung 1968 Mitglied. Dort traf ich viele gleichgesinnte Kollegen und Kolleginnen aus anderen Fachgebieten, deren Resolutionen gegen Berufsverbote an den verschiedenen Universitäten und in den verschiedenen Fächern ich unterstützte und mit denen ich später auch in der Friedensbewegung viel zusammen arbeitete.

In welchem Umfang die juristische Verfolgung von staatskritischen Äußerungen und Verhaltensweisen sich auch auf die Friedensbewegung ausweitete, lässt sich an einem juristischen Streit erkennen, den ich Anfang der 1980-er Jahre mit dem Rektor der Hochschule bzw. dem Land NRW ausfechten musste: zu einer Zeit, als die Friedensbewegung zur Massenbewegung gegen die so genannte „Nachrüstung“ wurde. Ich formulierte damals mit verschiedenen hochschulpolitischen Gruppen einen Aufruf „für ein atomwaffenfreies Siegen; gegen die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in Europa!“, in dem wir unter anderem Hochschul-lehrer und Studierende dazu aufriefen, in den Lehrveranstaltungen den Aufruf zu diskutieren und sich ihm anzuschließen. Der Rektor sah darin ein Amtsanma-

ßung, Überschreitung meiner Beamtenpflichten und eine Aufforderung an Kollegen zur Verletzung ihrer Dienstpflichten. Starker Tobak. Wir stritten eine Weile mit wechselseitigen Schreiben, in denen ich ihn von seiner Meinung abzubringen versuchte, was er schließlich im Oktober 1983 mit einer offiziellen Missbilligung meines Verhaltens zu beenden versuchte. Das Wissenschaftsministerium stellte sich hinter ihn und sprach gleichfalls die Missbilligung aus, die in meine Personalakte eingetragen werden sollte und mir als Beamten durchaus schaden konnte.

Ich klagte schließlich vor dem Verwaltungsgericht auf Aufhebung der Missbilligung. Der BdWi unterstützte die Klage, die GEW gab Rechtsschutz, mein juristischer Vertreter war der Rechtsanwalt Peter Hauck aus Marburg, ein Gewerkschaftskollege. Ich argumentierte in einer ausführlichen schriftlichen Stellungnahme zu der Klage u. a.:

Die Aufrufenden wollen mit dieser Aktion die Hochschulangehörigen dazu bewegen, für die genannten Forderungen mit ihrer Unterschrift einzutreten und Unterschriften dafür zu sammeln. Die Leistung einer Unterschrift unter einen politischen Aufruf [...] ist im demokratischen Rechtsstaat eine Sache politischer Verantwortung und politischer Überzeugungsarbeit. Ich halte leichtfertig gegebene Unterschriften und Texte welcher Art immer für im demokratischen Sinn verwerflich. [...] Dennoch wird man von Initiatoren eines politischen Aufrufes nicht verlangen dürfen, dass sie – die von der Richtigkeit der Inhalte und Ziele ihres Aufrufs überzeugt sind – in ihrem Aufruf ausdrücklich formulieren, die Adressaten mögen das Für und Wider dieser Ziele diskutieren und abwägen.

Schließlich äußere ich mich zu Behauptungen des Erlasses des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung (MWF) zur Wissenschaftlichkeit:

Das Schreiben des MWF vom 1.9.83 sagt dazu u. a.: „Aus §80 WissHG ergibt sich nicht, dass die Diskussion über die Frage, wie u.a. Frieden gesichert wird, zu jedem wissenschaftlichen Studium gehört.“ Dies habe ich an keiner Stelle behauptet. Der Inhalt des „Aufrufs“ enthalte eine aktuelle, konkrete politische Forderung, deren Bewertung streitig ist; mein Vorschlag zielle auf eine „entsprechende politische Diskussion, die nicht in einem wissenschaftlich begründbarem Zusammenhang zur Lehre steht.“ Ich kann nicht erkennen, was das MWF mit einer „entsprechenden“ Diskussion meint. Im Schreiben vom 6.8.84 behauptet der MWF: „Ganz offensichtlich wollte der Kläger politisch agitieren; er trat nicht als Wissenschaftler auf, der eine wissenschaftliche These etwa zu Friedensforschung zur Diskussion stellen will.“ [...] Als Mitverantwortlicher des Aufrufs mag man mir politische Agitation unterstellen. Ich kann aber nicht erkennen, an welcher Stelle ich hier irgendwelche Vorschriften, Normen oder

Regeln der demokratischen politischen Auseinandersetzung verletzt hätte. Als Hochschullehrer, der anderen Kolleginnen und Kollegen die Behandlung eines Themas in ihren Lehrveranstaltungen vorschlägt, bestehe ich darauf, darin ernst genommen zu werden, dass der von mir verwendete Begriff „Diskussion“ tatsächlich die wissenschaftlich begründete Diskussion unterschiedlicher Positionen meint. [...] Woher das MWF die implizite Vorstellung hat, man dürfe in der hochschulpolitischen Diskussion nur „als Wissenschaftler“ auftreten und „wissenschaftliche Thesen“ zur Diskussion stellen, ist mir unerklärlich.

Ich verweise darauf, dass Gegenstand einer wissenschaftlichen Diskussion eine Vielzahl von Texten und Textsorten sein können, nicht zwingend nur „wissenschaftliche Texte“. Zu der Unterstellung des MWF, ich hätte dazu aufgefordert, „in jeder beliebigen Lehrveranstaltung“ über den Aufruf zu diskutieren, verweise ich darauf, dass sich das „in geeigneter Form“ ja gerade auf die Verantwortung des Hochschullehrers bezieht, zu entscheiden, in welchen Lehrveranstaltungen die Diskussion als „geeignet“ erscheint. Ich biete an, dem Gericht eine Liste aus dem aktuellen Vorlesungsverzeichnis der Universität zusammenzustellen, in der solche Lehrveranstaltungen enthalten sind, deren Themen die Diskussion des Aufrufs potentiell möglich machen würden, falls die Lehrenden eine Behandlung für „geeignet“ hielten. Zum Schluss verweise ich auf eine Vielzahl von ähnlich wie unser Aufruf lautenden Aufrufen prominenter Hochschullehrer und sage:

Wenn die aktuelle politische Situation so ist, wie sie aus (meinen) Zitierungen hervorgeht, und wenn Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer daraus eine „Selbstverpflichtung“ ableiten, es nicht mit „einer Pädagogik des Verschweigens“ zu halten, dann kann ich Vorschläge zur Realisierung dieser „Selbstverpflichtung“ nicht als Dienstpflichtverletzung ansehen und akzeptieren.

Im Oktober 1985 kam es schließlich vor Gericht zu einem Vergleich, in dem Rektor und Wissenschaftsministerium die Missbilligung anstandslos zurückzogen und zur Übernahme der gesamten Verfahrenskosten gezwungen wurden. Darüber hinaus wurde es gerügt, weil es eine unzulässige „Zweite Personalakte“ angelegt hatte, in der weitere politische und hochschulpolitische Tätigkeiten von mir dokumentiert waren. Ich zog daraus die Lehre, in größeren Abständen Einsicht in die Personalakte zu nehmen, um zu kontrollieren, was darin so alles festgehalten wird.

Befristung heißt Berufsverbot

Eine andere, den Berufsverboten fast gleichkommende Bedrohung für wissenschaftliche Mitarbeiter an Hochschulen waren die Befristungen aller Art der

Beschäftigung, durch die viele nach ein paar Jahren arbeitslos wurden. Um ihnen zu helfen, wurden an unseren Hochschulen allerhand Initiativen gestartet. Mit diesen Initiativen setzte ich mich in der Zeitschrift „Demokratische Erziehung“ auseinander:

Selbsthilfeprojekte – jetzt auch für arbeitslose Wissenschaftler?

Die gewerkschaftliche Diskussion über den sozialen, politischen und finanziellen Sinn von „Selbsthilfeprojekten“ arbeitsloser Lehrer – mit gewerkschaftlicher Unterstützung – ist noch voll im Gang, da scheint diese Idee auch in den Hochschulbereich überzugreifen: Immerhin lässt sich auch da das Problem der steigenden Zahl arbeitsloser Wissenschaftler immer weniger vertuschen oder verdrängen.

An der Universität-Gesamthochschule Siegen wurde eine „Aktionsgemeinschaft für Arbeitsbeschaffung“ gegründet. Die Initiatoren, unter ihnen der Rektor und der Kanzler, stellen ausdrücklich darauf ab, „dass möglichst alle diejenigen, die an unserer Hochschule unkündbar sind oder eine Lebensstellung haben, ihre Solidarität mit arbeitslosen Kollegen durch den Beitritt in der Aktionsgemeinschaft beweisen“. Die Betroffenen erscheinen ausschließlich in der passiven Position derjenigen, denen die Aktionsgemeinschaft eine „finanzielle, aber auch psychische Hilfeleistung geben“ will: „Sie will verhindern, dass Arbeitskollegen sich ins Abseits gedrängt fühlen und dass ihnen die Ausübung einer sinnvollen Tätigkeit versagt wird.“ Dabei soll die Hilfe „kein Almosen sein, sondern Bezahlung von Leistungen, die auch für unsere Hochschule sinnvoll sind.“

Es ist dies nicht das erste Mal, dass Hochschullehrer über ihre materielle Privilegiertheit nachdenken und zu aktiver Solidarität mit weniger Privilegierten aufrufen. [...] Die Sache ist virulent genug, um gründlich und rational diskutiert zu werden. Und zwar unter verschiedenen Aspekten:

1. Der soziale Aspekt:

[...] Selbst wenn die Hilfe nur eine kleine kollegiale Geste bleibt – Honorierung eines Vortrags, Zuschüsse für eine Publikation, Finanzierung eines befristeten Lehrauftrags – dürfte und könnte sie doch bewusstseinsbildende Rückwirkungen haben: Bei den Betroffenen könnte das Gefühl, nicht ganz ausgeschlossen und abgeschoben zu sein, dazu führen, dass sie ihr wissenschaftliches und existenzielles „Heil“ nicht ausschließlich im hemmungslosen Konkurrenzkampf suchen, sondern die Bedeutung gemeinsamer – politischer – Aktivitäten erkennen. Für die „Privilegierten“ könnte das Gefühl relativer Ohnmacht bei ihren Hilfeleistungen dazu führen, dass sie erkennen, in welchem Maße durch Sparpolitik und Stellenstreichungen ihre eigenen „Privilegien“ bzw. ihre realen wissenschaftlichen Tätigkeiten eingeschränkt werden, und dass sie daraus politische und gemeinsame Konsequenzen ziehen.

Freilich dürfen auch die Gefahren eines solchen Modells nicht übersehen werden: Die Beitragszahlungen können die ‚Privilegierten‘ in ihrem sozialen Gewissen entlasten, so dass sie sich – wie bisher – über die existenziellen Folgen der Wendepolitik für die Hochschule und ihre Angehörigen keine weiteren Gedanken machen zu müssen glauben. Und für die Betroffenen können die potenziellen Hilfeleistungen des Vereins dazu führen, dass sie – noch mehr als bisher – sich den Erwartungen der ‚Privilegierten‘ unterwerfen und auf wissenschaftliche Selbstständigkeit verzichten. Die Siegener Aktionsgemeinschaft erklärt sich ausdrücklich als „unpolitisch“, was immer das heißt. Sie wird aber nicht darum herum kommen, in jedem Einzelfall von Hilfeleistung über Inhalte, und das heißt: politisch zu entscheiden.

2. Aspekt: Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM)

Wie bei den „Selbsthilfeprojekten“ im Lehrerbereich spekuliert man auch im Hochschulbereich auf Finanzmittel aus dem Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen-Programm der Arbeitsämter. [...] Nur: Hier sind die einzelnen Hochschullehrer gefordert, konkrete „Arbeitsbeschaffungs-Phantasie“ zu entwickeln und in langwierigen Formular- und Verhandlungskämpfen mit dem Arbeitsamt durchzusetzen. Angesichts solcher Perspektiven dürfte es für manchen verlockend sein, sein „Solidarpflichten“ durch eine verschmerzbar Beitragszahlung an einen Hilfsverein abzugelten und die ‚Arbeitsbeschaffungs-Phantasie‘ den Betroffenen zu überlassen. Und für die realisierten ABM gilt natürlich immer noch, dass sie nur befristet sind und keine Perspektive für eine dauerhafte Beschäftigung bieten.

[...]

4. Aspekt: Personalstruktur

Für viele, wenn nicht die meisten Hochschullehrer und Hochschullehrerinnen dürfte und müsste ihr jetziges Engagement für arbeitslose Kollegen einen Widerspruch aufdecken: Auf der einen Seite wollen sie einzelnen helfen, und sei es nur punktuell und kurzfristig, auf der anderen Seite befürworten sie eine Personalstruktur, in der die Wissenschaftler-Arbeitslosigkeit vorprogrammiert ist und zwar massenhaft und langfristig. Für die Siegener Hochschule hat die GEW ausgerechnet, dass in den kommenden Jahren jährlich ca. 40 Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler arbeitslos werden. Unter welchen Bedingungen könnte die „Aktionsgemeinschaft“ diese Kolleginnen und Kollegen vor Arbeitslosigkeit schützen? [...]

Hier wird das Dilemma unübersehbar: Die Ursachen für die zunehmende Massenarbeitslosigkeit von Wissenschaftlern liegen offen zutage: Eine Personalstruktur, in der die Mehrzahl planmäßig nur befristet beschäftigt wird, produziert zwangsläufig Arbeitslose. Und grotesker Weise werden Wissenschaftler in dieser Personalstruktur regelmäßig und zwangsläufig dann arbeitslos, wenn

sie das höchste Niveau ihrer Qualifikation und Leistungsfähigkeit erreicht haben. Wer vor einem solchen System die Augen verschließt oder es gar befürwortet, macht sich auch in seinem sozialen Engagement für einzelne Betroffene ungläubwürdig. „Unpolitisch“ zu bleiben, ist hier unmöglich: Mit dem sozialen Engagement in Form von ‚Selbsthilfe-Projekten‘ bzw. in der Form einer „Aktionsgemeinschaft“ mit Mitgliedsbeträgen und Spenden usw. leisten die einzelnen – ob sie es wollen oder nicht – einen Beitrag zur Verschleierung der Personal- und Finanzmisere an den Hochschulen. Eine Solidargemeinschaft der Hochschulbeschäftigten wird nur dann wirkungsvoll gegen Wissenschaftler-Arbeitslosigkeit vorgehen können, wenn sie sich aktiv und offensiv mit dieser Misere auseinandersetzt. Dies muss das soziale Engagement der einzelnen nicht schmälern. Es könnte aber bedeuten, dass mehr Hochschullehrer und Hochschullehrerinnen als bisher ihre politische Verantwortung für das System Hochschule wahrnehmen und aktiv und gemeinsam vertreten. Die wieder ausgebrochene Auseinandersetzung um das Hochschul-Rahmengesetz – in der bezeichnender Weise das Problem der Arbeitslosigkeit keine Rolle spielt! – könnte dazu Gelegenheit bieten.

V Homosexualität und Literatur

Der rosa Winkel

Ich suchte nach Wegen, mein berufliches Engagement mit den neuen Erfahrungen meines schwulen Lebens zu verbinden. So wie ich in meiner privaten Umgebung keinen Hehl aus meinem Schwulsein machte, so trug ich auch wie selbstverständlich auf gewerkschaftlichen oder Friedensveranstaltungen, Demonstrationen und Konferenzen, den rosa Winkel. Er war in NS-Zeiten das Zeichen, das schwule Häftlinge in Gefängnissen und im KZ tragen mussten, mit dem sie stigmatisiert wurden. Er war unter Linken umstritten: Linke NS-Opfer, die als „Politische“ einen roten Winkel tragen mussten, fühlten sich desavouiert, weil Homosexuelle schließlich meistens nicht aus politischen Gründen verfolgt wurden, also keine Antifaschisten seien. Diese Kontroverse erlebte ich auf der ersten von schwulen Studenten organisierten Demonstration in der BRD, in Münster, an der ich teilnahm: die linken Studentenorganisationen wie des MSB Spartakus oder der SHB verweigerten ihre Solidarität mit uns, z. T. weil wir den rosa Winkel trugen. Aber der rosa Winkel setzte sich dann doch allmählich als Zeichen des demokratischen, antikapitalistischen Kampfes der Schwulen für ihre gesellschaftliche gleichberechtigte Anerkennung durch. In Amsterdam wurde ein ganzer Platz als rosa Winkel gestaltet, im ausdrücklichen Gedenken an die im KZ umgekommenen Schwulen.

Auf der Demo in Münster lernte ich auch Rainer Plein kennen, den Begründer der „Homosexuellen Selbsthilfegruppe Münster“ (HSM), und seinen Freund Frank Ripplloh, der später als Regisseur des Films „Mit dem Taxi zum Klo“ ein Vorkämpfer der schwulen Coming-out Bewegung wurde. Rainer nannte sich später RainerElia. Ich besitze ein Dokument, in dem er diese Namensgebung begründet:

17. Juni 1976

„RainerElia“: Versuch einer dialektischen Meditation.

„Rainer“: Meine Eltern hatten das Recht. Mir meinen Namen zu geben. Ich bin Teil von ihnen!

„Rainer“ steht als Symbol für: Unterdrückung – Angst – Abwehr – Verzweiflung – Anpassung – Tod.

„Rainer“ steht für die Vergangenheit, in der ich wurzele, die Gegenwart, in der ich lebe.

„Elia“: Ich nehme mir das Recht, mir meinen Namen zu geben. Ich bin ich selbst!

„Elia“ steht als Symbol für: Freiheit – Hoffnung – Geöffnetsein – Freude – Selbstfindung – Liebe.

„Elia“ stehe für die Zukunft, an der ich arbeite.

„RainerElia“ ist ein Symbol der Einheit: ich kann die Vergangenheit nicht abstreifen, ich will der Gegenwart nicht entfliehen. Ist ein Symbol der Getrenntheit: ich bin nicht gefesselt an das, was war und ist, ich stehe weit und offen für das, was sein wird.

Der neue Name hat ihm nicht geholfen. RainerElia brachte sich um, am Leben gescheitert. Es war der erste Tod, der mich tief erschütterte, noch vor dem Tod meiner Eltern und meines Bruders Eber. Als ich Jahre später bei einem Vortrag über Homosexualität in Münster an RainerElia erinnerte, kannte keiner der Asta-Schwulen, die mich eingeladen hatten, seinen Namen mehr.

In der Zeit um 1975 nahm ich auch am „Forum Homosexualität und Sozialwissenschaft“ teil, das Rüdiger Lautmann von der Universität Bremen ins Leben gerufen hatte: das erste wissenschaftliche Treffen zu diesem Thema. Dort trafen sich schwule Wissenschaftler aus allen möglichen Fächern, auch einige Literaturwissenschaftler. Wir bildeten zunächst eine Arbeitsgruppe, machten uns aber ein Jahr später als „Forum Homosexualität und Literatur“ selbstständig. Ich hatte bis dahin meine wissenschaftlich-didaktische Arbeit an der Hochschule ziemlich unberührt von meinem schwulen Privatleben verfolgt. Jetzt überzeugten mich die Kollegen und Kolleginnen in der Arbeitsgruppe, die alle jünger waren als ich und auf befristeten, jederzeit kündbaren Stellen an verschiedenen Universitäten saßen, dass ich als unkündbarer Beamter das Literaturforum doch zum Arbeitsbereich meiner wissenschaftlichen Tätigkeit im offiziellen Rahmen der Hochschule machen müsste.

Pornografie

Schon damals beschäftigte uns zunehmend die Frage der Grenzen zwischen der offenen Darstellung sexueller/schwuler Szenen in der Literatur und der Pornografie: Wo wird schwule Literatur unglaubwürdig, wenn sie das Sexuelle ausklammert, wo gleitet sie in (unliterarische) Pornografie ab, wenn sie sexuelle Szenen allzu drastisch darstellt oder ihnen allzu großes Gewicht gibt? Wann reizt es uns, auch wegen der offenen Gestaltung von solchen Szenen, diese Literatur zu lesen, wann stumpft sie uns ab oder wird uns langweilig? Es sind Fragen, die mich in meinen literaturwissenschaftlichen Forschungen zur schwulen Literatur immer wieder beschäftigten, bis hin zur Gutachtertätigkeit in juristischen Verfahren zu einzelnen schwulen Büchern, denen ein Verbot als pornografisch drohte.

Als mich 1990, kurz nach der Vereinigung, die damalige DDR-Gesellschaft für Sexualwissenschaft zu ihrer Jahresversammlung nach Leipzig einlud, um über das Thema „Literatur zwischen Pornographie und Erotik“ zu referieren, stellte ich in meinem Vortrag heraus, dass es für die Literaturwissenschaft immer und auch bei diesem Thema um den Zusammenhang von Produktion, Produkt und Rezeption von Literatur geht. Auch die Sexualwissenschaft tue gut daran, sich nicht nur um das Produkt, die Pornografie, und deren Rezeption und Wirkung, sondern auch um den Produktionsbereich, insbesondere seine im Dunkeln bleibenden Ursprünge zu kümmern. Zum Produktionsbereich bezog ich mich auf die zwei Pornoschreiber, die ich am Anfang meines Referats vorgestellt hatte und fasste ihre Antworten auf unsere Fragen zusammen:

1. Der Pornoschreiber ist in einem höheren Maße auf die imaginative Kommunikation mit dem potenziellen Leser angewiesen als jeder andere Schriftsteller. Dieser Leser – der ja immer schon erst gesellschaftliche Barrieren überwinden muss, um an seinen Lesestoff zu kommen – will durch die Lektüre eines Pornos sexuell erregt werden. Für den Pornoschreiber stellt sich das durchaus kreativ-ästhetische Problem: Wie ver helfe ich ihm dazu? Sexuelle Erregung (und möglicherweise masturbative Befriedigung) des Pornolesers erfolgt über die Konfrontation mit der literarischen Darstellung sexueller Szenarien. Diese sind – im Gegensatz zu allen anderen literarischen Szenarien – sehr eingegrenzt auf das (literarische) Sichtbarmachen von Genitalien, nackten Körpern, konkret-sexuellen Handlungen. Auf diesem eng eingegrenzten Territorium muss der Pornoschreiber die lesend-reproduzierende sexuelle Phantasie des potenziellen Lesers erregen (und möglichst zur Befriedigung bringen) können, wenn er sein Geld verdienen will. Bloße Wiederholungen von bereits Gelesenem würden den Leser bald anöden und vom Kauf immer neuer Pornohefte abhalten; immer neue Sensationen in einem so engen Handlungsraum, dem der sexuellen Aktivitäten, sind gefragt. [...]

2. Unsre beiden Pornoschreiber sind bei verschiedenen Versuchen, ihre sexuellen Phantasien in der Realität zu konkretisieren, mehr oder weniger gescheitert. Das weiß eigentlich jeder Pornoleser, dass die Wirklichkeit nicht so ist wie das, was er liest. Sonst würde er nicht zum Porno greifen. [...] Lasst uns, signalisieren die Pornoschreiber implizit dem Leser, unsere sexuellen Phantasien, Wünsche und Hoffnungen auf dem Terrain des Literarischen ausleben, im Schreiben und Lesen; lasst uns so die Scheiterungen, Enttäuschungen, Frustrationen in der Realität überwinden. Du bist glücklicher, signalisieren sie dem Leser, wenn du diesen Porno mit all seinen Sensationen hinter verschlossenen Türen allein liest und dir einen herunterholst, als wenn du Lebenszeit darauf verschwendest, diese Sensationen in der Realität finden zu wollen.

3. Als – womöglich böartige oder zynische – Manipulatoren der sexuellen Phantasien der Leser fühlen sich die Pornoschreiber nicht. Sie wollen ihre potenziellen Leser weder zu sexuellen Exzessen in der Realität verführen, noch zur gesellschaftlichen Emanzipation ihrer sexuellen Wünsche und Dispositionen. Sie verstehen ihre Pornos weder als Handlungsanweisungen zur realen Umsetzung des Beschriebenen, noch als Stimulanz zum offenen sexuellen Coming-out. Im Gegenteil: Voraussetzung für die Lust am pornografischen Schreiben sind die Scheiterungs- und Frustrationserfahrungen in der Realität, und die Erwartung, Leser mit ihren Produkten über solche Frustrationserfahrungen hinweg zu trösten.

Zum Rezeptionsbereich von erotischer Literatur und Pornographie behaupte ich zunächst, dass erotische Literatur schnell pornographisch werden kann, indem sie die entscheidende Steigerung von erotischer Anziehung zweier Protagonisten, nämlich das sexuelle Begehren und Erfüllen ausklammert, nur andeutet, in die berühmten drei Pünktchen verbannt, und der Phantasie des Lesers überlässt. Ich weise auf die einschlägigen Verbotsparagrafen für die offene Darstellung von Sexuellem und die entsprechenden Literaturprozesse hin, und mehr. Vor allem geht es dabei um Definitionsfragen: Was ist zu verbietende Pornographie? Es wird unterschieden zwischen „schädlicher“ und „unschädlicher“ Pornographie, zwischen „einfacher“, „harmloser“, „weicher“ und „harter“, „extremer“, zwischen „pädophiler“ und „sado-maso“ oder „gewaltverherrlichender“ Pornografie usw.

Ich komme dann zum Produkt erotischer Literatur oder Pornographie selbst. Wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, dass literarische Produkte eine gesellschaftliche Wirkung haben, dann müssen wir auch konzедieren, dass die literarische Gestaltung des Erotischen und Sexuellen gesellschaftlich Wirkungen hat:

Wirkungen, die für den einen zur Sublimation seiner vielleicht nonkonformen oder gesellschaftsschädigenden Phantasien dienen, für einen anderen zu Erweiterung seines realen Sexuallebens, für eine Minderzahl vielleicht auch zum Ausleben gesellschaftlich diskriminierter oder krimineller Sexualwünsche, und – ganz sicher – für die Mehrheit sexuell depravierter Leser zur Gefahr werden für ihr sorgfältig aufgebautes (spieß-)bürgerliches Selbstbild, zur Gefahr für ihre sorgfältige Verdrängung sexueller Wünsche, oder gar zur Gefahr für ein sorgfältig kaschiertes Doppelleben. Es ist diese Mehrheit, die – aus verständlichen Gründen – am schnellsten und lautesten nach dem Kadi ruft, um die gefährliche Bedrohung erotischer und pornografischer Literatur zu bannen – und sei es unter den Ladentisch, wo sie sie dann doch wieder zu finden hofft. Die Unterscheidung zwischen erotischer Literatur und Pornografie wird unter diesen Bedingungen höchst zweifelhaft – und prinzipiell irrelevant. Zwar geht es in den großen Pornografie-Prozessen immer wieder

darum, ob ein inkriminierter Text als Kunstwerk unter der Freiheitsgarantie des Grundgesetzes stehe oder ein bloßes nichtkünstlerisches Machwerk sei, es wird unterschieden zwischen „erotischer Kunst“, „obszöner Kunst“, „künstlerischer Pornografie“ und „Schmutz und Schund“ – und was der definitorischen Spitzfindigkeiten mehr sind.

Ich schloss mein Referat mit zwei literarischen Beispielen, einem Auszug aus einem als pornografisch inkriminierten Trivialroman und Franz Kafkas hochliterarischer Parabel „Der Kreisel“, um diese Schwierigkeiten plausibel zu machen. Die DDR-Freunde in der sexualwissenschaftlichen Gesellschaft konnte ich mit meinen Gedanken zwar beeindrucken, aber kaum überzeugen.

Das Waldschlösschen

Das Waldschlösschen bei Göttingen war die erste ausgesprochen schwule Tagungsstätte in Deutschland und ist bis heute einzigartig. Im „Forum Homosexualität und Literatur“, das ab 1982 regelmäßig im Waldschlösschen stattfand, trafen sich nun einmal im Jahr 60 schwule Literaturwissenschaftler und lesbische Literaturwissenschaftlerinnen mit gleichgesinnten Leserinnen und Lesern und einigen schwulen Autoren, um über einzelne Themen der schwulen Literatur zu diskutieren. Zuerst wurden die endlos langen und langweiligen wissenschaftlichen Referate von den zum Zuhören Genötigten in Grund und Boden kritisiert, dann aber auch die abgehobenen, ästhetisch verschlüsselten und z. T. kitschigen Lesungen der Autoren aus eigenen Werken. Es dauerte einige Treffen, bis wir einen akzeptablen Ausgleich zwischen Wissenschaft und Lektüreinteressen fanden. Ein wahrer Lichtblick war der Besuch zweier gewaschener schwuler Pornoautoren, die aus ihrer täglichen Arbeit berichteten: Wie sie vom Verlag gezwungen waren, jeden Monat einen Porno abzuliefern, in dem soundso viele Sex-Akte mit genauer Beschreibung der einzelnen Praktiken vorkommen mussten, wie viele Sado-Szenen welcher Qualität usw. Sie gaben uns Kostproben, aus denen wohl mancher noch etwas Neues lernen konnte!

Aber das Haus, ein schönes Fachwerkgebäude, das früher ein Kurhotel war, hatte von Anfang an ein besonderes Flair, auch wenn man in den 80-er Jahren etwas provisorisch und primitiv dort lebte. Es befand sich in unmittelbarer Nähe der damaligen DDR-Grenze, die man auf einem Wanderweg durch den Wald in einer halben Stunde erreichen konnte. Man war also mitten in der Einöde, konnte weite Spaziergänge im Wald unternehmen und sich recht ungezwungen verhalten, vor allem natürlich im Haus selber. Es gab im Anfang nur einige größere Räume unterm Dach, in denen einfache Matratzen auf dem Boden neben einander lagen, Bettzeug musste jeder selbst mitbringen. Wenn man abends nach dem offiziellen „Programm“ im großen Speiseraum oder etwas später im gemütlichen

Kaminzimmer seine Flasche Wein getrunken hatte, ging es anschließend in diesen Schlafräumen noch recht munter und intim weiter, was einige auch auf die langen Mittagspausen ausdehnten. Ich beschreibe dieses Treiben in einem Text: „Geheimnis der Nacht“, den ich anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Waldschlösschens beitrug:

[...] Ich komme immer zu spät. Die Betten sind verteilt und ich muss mit dem Vorlieb nehmen, das übrig geblieben ist. Aber auch das hat seinen besonderen Reiz: bis zur Nacht weiß ich nicht, welcher Schläfer sich da schon neben dem frei gebliebenen Bett eingerichtet hat und warum. In diesem Jahr hat er einen mit bunten Blumen bedruckten Bettbezug: sein Schönheitssinn reicht also offensichtlich bis zum Bettzeug. [...] Dann sitze ich unten im Saal und rätsele, zu welchem Gesicht wohl das Blumenplumeau passt. [...] Wie öfter [kroch] ich im stockdunklen Zimmer auf mein Lager. Ringsum ein vielhöriges Schnarchen. Auch der unbekannte Schläfer neben mir röhrt mit einem bedeutendem Organ in diesem Chor mit. Vielleicht war es der reichlich geflossene Wein, vielleicht die späte oder frühe Stunde: mein Interesse richtete sich jedenfalls mehr auf das Erfassen dessen, was da neben mir lag, als auf das Erkennen, wer das denn sei.

Und es fasste sich gut an: eine üppige Brust mit leichtem Gewöll und ein nicht weniger üppiger Bauch, weich und warm, der sich im Atmen des Schläfers regelmäßig hob und senkte. Dann hörte sein Schnarchen plötzlich auf, sein Atem setzte aus, als lausche er in die Dunkelheit. Ich hatte ihn geweckt und alsbald kroch seine Hand unter meine Bettdecke. Das tastende Erfassen wurde allmählich zum Handgemenge, an dem schließlich nicht nur die Hände beteiligt waren. Ich spürte lustvoll seinen kratzigen Bart zwischen meinen Schenkeln, und was ich mit meinem Bart kratzte, war auch nicht von schlechten Eltern. Der Wunsch, zu erfassen, steigerte sich zur Leidenschaft. Aus irgendeinem Bett rief es: Geht's nicht ein bisschen leiser? Aber wer kann solche Leidenschaft bremsen? Das Erkennen freilich blieb das Geheimnis der Nacht. Erst als ich am Morgen verschlafen meinen Kopf zwischen zwei behaarten Männerbeinen hervor wühle, erkenne ich: Es ist R. mein langjähriger Hausgenosse und Freund. Er ist so erstaunt wie ich. Worauf wir bei Tageslicht all die Jahre nicht kamen, hat uns die Nacht geschenkt. Wir bewahren es als ihr Geheimnis. Und haben es nie durch Wiederholung trivialisiert.

Das „Forum“ im Waldschlösschen war in gewisser Weise eine Vorform der späteren „Kolloquien“ und der Zeitschrift „Forum Homosexualität und Literatur“. Aber es behielt zugleich durch die Jahre hindurch seine spezifische Form der zwanglosen und lustbestimmten Begegnung von literarischen Laien, Autoren und Autorinnen und professionalisierten Wissenschaftlern.

Das Forschungs- und Lehrgebiet Homosexualität und Literatur

Ab da führte ich also auch an der Hochschule regelmäßig Seminare zum Thema homosexuelle Literatur durch, die genauso begehrt waren wie meine Friedensseminare. Die Teilnehmenden waren keineswegs alle schwul oder lesbisch – wenn sich auch einige mehr oder weniger deutlich outeten – sondern das Thema war, wie das Friedensthema, im Nachklang der 68er Bewegung aktuell für Emanzipationsbestrebungen an der Hochschule wie an den Schulen, auf die sich die Studierenden ja in ihren Lehramtsstudien vorbereiteten. Allerdings mussten wir erst gründliche allgemeine Aufklärungsarbeit leisten, denn es stellte sich schnell heraus, dass viele der Teilnehmenden vielleicht Probleme mit der eigenen Sexualität hatten, aber kaum etwas darüber wussten – und erst recht nicht über Homosexualität. In einer kleinen Gruppe von studentischen Mentoren erarbeiteten wir ausführliche Reader mit Grundaussagen aus der wissenschaftlichen Literatur, mit Arbeitsbögen für Einzel- und Gruppenarbeit, mit Fragenkatalogen zur Evaluation usw.

Wir luden Hubert Fichte ein, über dessen „Versuch über die Pubertät“ in der gymnasialen Oberstufe ich schon einen Beitrag in dem Buch „Zeitgenössische Literatur in Deutschunterricht“ meiner alten GEW-Kollegin Juliane Eckhardt veröffentlicht hatte. Jetzt saß er vor den verblüfften Studierenden und redete frei von der Leber weg über schwulen Sex, über Ficken unter Männern, über die sexuelle Attraktivität von Negern und ähnliches. Und er las die deftigsten Stellen aus seinen Büchern vor. Sein Auftritt wurde im Fachbereich zum Tagesgespräch.

Hans Henny Jahn Kolloquium

Als ersten Autor machte ich den Hamburger Skandalautor Hans Henny Jahn zum Thema eines Seminars. In dessen Gefolge veröffentlichte ich mit Maria Kalveram und Dietrich Molitor das Buch: „Die Suche nach dem rechten Mann. Männerfreundschaft im literarischen Werk Hans Henny Jahns.“

Mit Maria und Dietrich organisierte ich 1985 das erste Kolloquium, das „Siegener Hans Henny Jahn Kolloquium“, zu dem wir bundesweit einluden. Es meldeten sich einige junge Wissenschaftler und vor allem ältere Herren, die Jahn noch persönlich kennengelernt hatten oder mit ihm (von Jugend an) befreundet waren. Sie kamen mit der erklärten Absicht, ihn vor unserer „schwulen Vereinnahmung“ schützen zu wollen. Hubert Fichte reagierte auf unsere Einladung mit einem verletzenden Brief, in dem er die Sprache unserer Einladung parodierte und behauptete, sich angesichts einer solchen Sprache nur noch aufhängen zu wollen. Auch Wolfgang von Wangenheim, der eine Biografie über Hubert Fichte veröffentlicht hatte, wies unsere Einladung zurück: wir trügen das Schwulsein „wie ein Schibboleth“ vor uns her. Hans Mayer, der zur Werkausgabe Jahns

ein kundiges Vorwort geschrieben hatte, teilte uns lapidar mit, er habe nichts zu unserem Thema zu sagen.

Im „tip“, dem Siegener Stadtmagazin, erschien ein Interview mit mir unter dem schreienden Titel und mit falsch geschriebenem Namen: „Hans Henry Jahn – schwuler geht’s nicht!“ – eine heftige Leserbrief-Diskussion inklusive. Ein schwuler Hochschul-Kollege, der auf dem Kolloquium eine Lesung aus Jahnn-Texten machen wollte, sagte kurz und empört ab. Die stellvertretende Bürgermeisterin (SPD) zog ihr zugesagtes Grußwort zurück. Einzig der Rektor der Hochschule hielt ein mutiges Grußwort, in dem er die Notwendigkeit der Unterstützung auch aus dem Rahmen fallender Themen und Forschungsgebiete wie unseres als Aufgabe einer Gesamthochschule begründete.

*Medaillon für
Dietrich Molitor und Uwe Meyer*

Dietrich wurde ein unentbehrlicher Mitarbeiter. Er trieb die Arbeit im Forschungs- und Lehrgebiet in allen praktischen Angelegenheiten voran. Er organisierte die Waldschlösschen-Treffen, wir brachten das „lexikon homosexuelle belletristik“ heraus, in dem wir jahrelang in Einzelblatt-Lieferungen schwule und lesbische Literatur der Gegenwart und Vergangenheit vorstellten. Er besorgte den Druck des ersten Jahnn-Buches und die Dokumentation des Jahnn-Kolloquiums. Er entwarf das charakteristische Layout der Zeitschrift „Forum Homosexualität und Literatur“, deren erster verantwortliche Redakteur er auch wurde. Er studierte neben Deutsch auch Kunst und war ein guter Maler. Das Aquarell mit den beiden Rückenansichten zweier Männer, das auch auf dem Titel meines Buches „Männerliebe“ wiedergegeben ist, stammt von ihm. Das Original hängt in meinem Zimmer. Später schenkte er mir auch die Zeichnung mit zwei nackten Jungen von René Sintenis, die ich für meinen Beitrag zur Mühlberger-Ausstellung „Die Knaben und der Fluss“ in Eislingen verwendete. Wir wurden echte Freunde. Als ich in die Oberstadt zog, renovierte er in liebevoller wochenlanger Arbeit die Wohnung. Und baute mir noch zum Einzug das Stehpult, das ich mir gewünscht hatte.

Als sein Arbeitsvertrag endete, zog Dietrich mit seinem Freund Uwe nach Köln. Schließlich entwickelte er sich in Köln zu einem kreativen Computer-Designer und handwerklichen Könnern. Im Gegensatz zu seinem Freund Uwe, der von Anfang an seine Studien an der Universität auf die wissenschaftliche Promotion hin anlegte. Er promovierte mit Glanz über Grete Weil, eine jüdische alte Schriftstellerin, die er auch persönlich kennen lernte und mit der er wie ein Sohn vertraut war. Sie besuchten mich zusammen einmal: eine durch und durch beeindruckende Dame. Seine Promotion zu begleiten, war ein Genuss und für mich äußerst lehrreich. Es war meine erste Begegnung mit der jüdischen deutschen Literatur der Nachkriegszeit, die Jahrzehnte später zu meinem Buch „Leben im Zeichen von Verfolgung und Hoffnung“ über jüdische Autorinnen und Autoren führte. Zur souverän bestandenen Promotion schenkte ich ihm die handsignierte Titelgrafik der Antigone aus Eduard Barchers Antigone-Zyklus.

Mein Buch „Männerliebe. Homosexualität und Literatur“

Homosexualität und Faschismus

Im Forschungsgebiet Homosexualität und Literatur erarbeitete ich einige Jahre mein einschlägiges Hauptwerk „Männerliebe. Homosexualität und Literatur“, das 1992 im Metzler-Verlag erschien. Ich versuchte darin, einen ersten Überblick über die europäische Schwulenliteratur zu geben, mit einigen Blicken auf Amerika. Ich ordnete die einzelnen bedeutenden Autoren bestimmten, von mir ausgemachten Schwerpunkten der homosexuellen Literaturproduktion zu und veranschaulichte dies jeweils mit charakteristischen längeren Originalzitaten. Schwerpunkte waren z. B.: Männerfreundschaft – homosexuell? (Platen, Jahn, Whitman, Pasolini, Verlaine); Männlichkeitsbilder: Matrosen, Soldaten, Farbige (Genet, Melville, Baldwin); Sehnsucht nach der Unschuld (Kavafis, Gide, Penna, Schult); Sex und Gewalt (Fichte, Winkler, Reve, Burroughs, Navarre, Bachmann); Eine Liebe wie jede andere? (Ziegler, Vidal, White, Meyer, Leavitt); Rückgriff auf die Geschichte (Rausch, Klaus Mann, Geiser, Fernandez); Maske und Signal (Andersen, George, Kafka); Humor, Ironie, Satire (Proust, Thomas Mann, Orton, Rexhausen).

Das Buch fand, wie die meisten meiner Bücher, nicht die Resonanz in der Öffentlichkeit und Rezension, die ich mir erhofft hatte und die es, meine ich auch heute noch, verdient hätte. Lediglich von bekannten schwulen Rezensenten

wurde es erstaunlicher Weise ziemlich sauertöpfisch runter gemacht. Sie meinten nachweisen zu müssen, dass einzelne Autoren anderen Schwerpunkten zugeordnet werden müssten, was ich gar nicht bestritt. Und sie kritisierten, dass ich die Autoren und ihr Werk quasi neutral vorstellt, ohne ihre sehr unterschiedlichen literarischen Qualitäten zu bewerten, was doch meine erklärte Absicht war, um die Vielzahl der literarischen Zugänge zum Thema zu zeigen.

Am heftigsten kritisierten sie wohl am Kapitel Schwule und Faschismus herum, an dem mir als Antifaschisten besonders viel lag. Deshalb gehe ich hier noch einmal näher darauf ein. Ich berücksichtige folgende Autoren: Christopher Isherwood, Ludwig Renn, Hans Siemsen, Klaus Mann, Jean Genet, Manuel Puig. Isherwood beschreibt im 1939 erscheinenden Roman „Leb wohl, Berlin“ seine Erlebnisse im Berlin des aufkommenden Faschismus von 1930 bis 1933 aus der Perspektive eines „neutralen Kameraauges“ mit feiner Schärfe für die alltäglichen Unterdrückungsmechanismen der untergehenden Weimarer Republik. Erst im autobiographischen Rückblick „Christopher and His Kind“ von 1976 entlarvt er selbst seine distanzierte Haltung in „Leb wohl, Berlin“ als eine durchaus schwule Perspektive und legt die wahren Lebensgeschichten seiner damaligen Protagonisten offen, vor allem die des jüdischen Kaufhausbesitzers, der vielen Juden den Weg ins englische Exil ermöglicht, und der ihn offenbar liebte, aber beim Flug nach England in einem faschistischen Flugzeugangriff umkommt.

Die deutschen Autoren Renn, Siemsen und Klaus Mann hatten sich im Exil vor allem mit dem antifaschistischen pejorativen Stereotyp des „schwulen perversen Nazis“ auseinanderzusetzen und taten dies auf verschiedene Weise: Renn bedient das Stereotyp zunächst in seinem Exilroman „Vor großen Wandlungen“ von 1939, um es allerdings durch sympathische schwule Kontrastfiguren einigermaßen zu unterlaufen. Hans Siemsen, in der Weimarer Republik ein prominenter und offensiver Vertreter des Kampfes gegen den § 175 und erklärter Antifaschist, bedient das Stereotyp des „schwulen Nazis“ in seinem erst 1940 in englischer Übersetzung erschienen Buch „Die Geschichte des Hitlerjungen Adolf Goers“ (1947 in der deutschen Urfassung), indem er diesen Hitlerjungen die HJ-Führer durchaus als hemmungslos pervers und promisk schildern lässt, aber er unterläuft das Stereotyp zugleich, indem der gleiche Hitlerjunge auch von wahrer Freundschaft und schwuler Liebe zwischen Führern und Jungen schildern darf.

Klaus Mann braucht keine literarische Rechtfertigung des Homosexuellen, weder als Korrektur des antifaschistischen Stereotyps vom ‚homosexuellen Nazi‘, noch als Rechtfertigung für die Teilnahme Homosexueller am antifaschistischen Widerstand. Er hatte sich bereits 1934 in seinem Aufsatz ‚Die Linke und das Laster‘ in den ‚Europäischen Heften‘ eingehend und eindeutig zu diesem Thema geäußert. [...] In seinem 1939 veröffentlichten Roman ‚Der Vulkan‘ kann Klaus Mann deshalb ohne Rücksicht auf solche Probleme

facettenreich und differenziert die unterschiedlichsten Schicksale deutscher Emigranten schildern, die aus unterschiedlichen politischen, rassistischen, religiösen oder bloß ideologischen Gründen vor dem NS-Faschismus flüchten mussten und sich im Ausland in wechselnden Gruppierungen wieder trafen. In diesen wechselnden Milieus [...] siedelt Klaus Mann die homosexuelle Liebesgeschichte zwischen dem 25jährigen deutschen Emigranten Martin Korella und dem exotischen Jüngling Kikjou an, dessen Herkunft ungewiss ist. [...] Für die Entstehung dieser homosexuellen Liebesbeziehung gibt Klaus Mann, durchaus glaubwürdig, keine weiteren Begründungen: die beiden begegnen sich und erkennen sich – und verfallen einander.

Der Franzose Jean Genet hat den NS-Faschismus vor allem in der Form der brutalen Besatzung seines Landes erlebt und allen Grund, ihn wie viele seiner schriftstellerischen französischen Kollegen eher aus der Distanz, mit Verachtung oder aus einer spezifischen antifaschistischen Haltung heraus zu thematisieren. Aber er steht dem französischen Staat und seiner Kultur eher mit höhnischer Kritik gegenüber, was bei seinem Lebenslauf durchaus verständlich ist. Er verbringt seine Jugend als früher Kleinkrimineller Jahre hindurch immer wieder in Gefängnissen, in denen er auch seine Erlebnisse aufschreibt und zum anerkannten Autor wird. Er fühlt sich sein Leben lang den Unterdrückten und Widerständigen verbunden. Seine Texte sind stark durchsetzt mit homosexuellen oder homoerotischen Gefühlen. Und diese bringt er regelmäßig mit Gewalt, Verbrechen bis zum Mord zusammen.

Sein dunkelster und für mich geradezu ärgerlicher Roman „Das Totenfest“ von 1947 handelt im von den Nazis besetzten Paris. Der französische Ich-Sprecher trauert um seinen schwulen Freund Jean, der als Widerständler im Kampf mit den Nazis umgekommen ist. In der Erzähl-Gegenwart begegnet er dem strahlend schönen deutschen Offizier Erik. Er verfällt spontan und in landesverräterischer Rücksichtslosigkeit der Schönheit des verschüchterten Deutschen. Zugleich versucht er, sein ganz persönliches „Totenfest“ für den umgekommenen Jean in einer wilden Orgie von phantasierten Szenen zu bannen, die fast die ganze Länge des Romans ausmachen: Phantasien von Erik als Hitlerjungen, der vom „Henker von Berlin“ vergewaltigt wird, über Phantasien von der Massenhysterie einer NS-faschistischen Versammlung in Nürnberg bis zu Phantasien von einer wilden Fickszene auf den Dächern von Paris zwischen Erik und einem jugendlichen französischen Kollaborateur, der schließlich Erik erschießt und als kleiner Verräter in den Pariser Straßen gelyncht wird.

Ich stelle „Das Totenfest“ als einen durchaus gesellschaftskritischen „Frankreichroman“ dar, der die heuchlerische Heroisierung der „Grande Nation“ kritisiert und den Verrat der jugendlichen Kollaborateure feiert. Ich bin aber skeptisch gegenüber Kommentierungen, dass der Roman keinesfalls den NS-Faschismus

feiere oder auch nur Sympathie des Autors für ihn erkennen lasse – zumal wenn sie aus der deutschen Ecke kommen. Die Unmenschlichkeit und der Sadismus der realen NS-faschistischen Machtausübung waren zu verheerend, als dass man sie in der Weise, wie Genet das tut, in die Individualphantasien eines vom Schmerz des Freundes-Verlusts gepeinigten (schwulen) Außenseiters einbeziehen könnte – oder dürfte. Das „Totenfest“ ist ein politischer und in seiner (französischen) Gesellschaftskritik mehr als provokanter Roman. Genet bleibt für heterosexuelle wie für schwule Leser und Leserinnen ein Ärgernis.

1994 erschien die Festschrift „Sprachreich“ zum 60. Geburtstag meiner mir freundschaftlich verbundenen Kollegin, der Romanistin Ursula Böhmer. Mein Beitrag zu diesem Buch beschäftigt sich mit dem „Faszinosum Faschismus“ und bezieht sich schwerpunktmäßig auf einen Grafik-Zyklus des US-amerikanischen Künstlers Douglas James Johnson zu Jean Genets „Totenfest“. Ursula Böhmer hatte in unserem „Forum Homosexualität und Literatur“ die „Breker-Affäre“ von Jean Cocteau vorgestellt, in dessen „Salut à Breker“ von 1942 die monströsen Statuen des NS-faschistischen Bildhauers Arno Breker die entscheidende Faszination Cocteaus ausmachen, jene Statuen, die er bei Cocteau / Böhmer: „mit dem schrecklichen Schritt der Venus von Ille“ an der Place de la Concorde ankommen sieht. Das Faszinosum des NS-Faschismus, das viele französische Autoren ergriff, hatte schon 1965 der Romanist Walter Heist festgestellt. Schon er hatte von Jean Genet behauptet, dass seine Literatur aus einer extrem exhibitionistischen und damit unkommunikativen Grundeinstellung entspringe, die sich „als ein zutiefst asozialer, im Grunde ahumaner Akt“ herausstellt.

Es bleibt ein problematisches, analytisch kaum entwirrtes, vielleicht gar nicht entwirrbares Knäuel von Wechselbezügen der Ästhetisierung des Faszinosums Faschismus: Der homosexuelle Schriftsteller Cocteau begeistert sich (mit Schrecken!) an den monströsen Plastiken des deutschen Faschisten Breker, der homosexuelle französische Schriftsteller Genet feiert literarisch (aber nur als Phantasma!) den Landesverrat durch Kollaboration mit dem faschistischen Gegner, der ein US-amerikanischer Künstler Johnson setzt diese Feier – das Totenfest – um in eine Serie von Grafiken.

Diese Grafiken stellen abwechselnd jeweils ein Porträt Genets in verschiedenen Lebensaltern in den Mittelpunkt oder einen nackten Mann, der in seiner Nacktheit sowohl als schutzbedürftig als auch als hingegen mit seinem Geschlecht spielend erscheint, dem Penis, der darüber hinaus auf mehreren Grafiken übertrieben und wie in Stein gehauen auftaucht. Diese, durchaus aufeinander bezüglichen Mittelpunkt-Figuren kennzeichnen das unbezweifelbare homoerotisch-pornographische Element des Romans. Sie sind umgeben von emblematischen Elementen des faschistischen Faszinosums wie die martialische Militärparade, übersymbolisiert in einer Phalanx von Hakenkreuzstandarten, der grafisch ver-

vielfältige Aufmarsch von Hitler selbst mit Gefolge vor dem Eiffelturm und viele mehr.

Damit visualisiert Johnson zugleich die essentiellen Embleme der Cocteau'schen Vision vom Marsch der faschistischen Statuen über die Place de la Concorde. Und er visualisiert Genets Raster- und Collage-Verfahren bei der Darstellung gleichzeitig ablaufender Erzählelemente, die dieser gleichwohl hintereinander anordnen muss: die Bilder von der Trauer um den ermordeten Widerstandskämpfer, die Bewunderung für den germanisch-blonden faschistischen deutschen Soldaten, den Verrat des jugendschönen todgeweihten französischen Milizionärs, den schaurigen Prunk faschistischer Macht- und Totenrituale, anale schwule Vergewaltigungen zwischen Töten und Sterben in einer martialischen Männergesellschaft und manches mehr. Gerade dadurch, dass es dem grafischen Künstler gelingt, solche im Literarischen notwendig aufeinander folgende Erzählelemente jeweils in einem Bild zur Anschauung zu bringen, kann er das geradezu manische (erzählerische) Umkreisen von relativ überschaubaren Handlungs- oder Erfahrungselementen, die sich lediglich aus immer wieder neuen Perspektiven in immer neuen, sich ins Monströse und Makabre steigende Konstellationen zeigen, quasi meta-narrativ verdichten.

Dabei bleibt in allen Grafiken das ästhetische Moment des schönen, begehrens- und betrauernswerten Männerkörpers und des maskenhaften, ritualisierten faschistischen Hintergrunds ambivalent. Und genau in dieser Ambivalenz möchte ich jene ambivalente Faszination wiederfinden, die die Erscheinungsformen des NS-Faschismus auf die ästhetische Phantasie von Künstlern und Schriftstellern der Moderne ausgeübt hat und noch ausübt, und die sich auch und vor allem in Jean Genets „Totenfest“ literarisch manifestiert. Walter Heist sagt, Genet sei „nur in einer latent faschistischen Epoche denkbar“. Das bezieht sich mindestens auf die Entstehungszeit des „Totenfests“, also ca. 1945 bis 1950. Wir wissen heute, dass diese latent faschistische Epoche unübersehbar noch nicht vorüber ist. Das gibt zu denken: nicht nur darüber, wie Künstler und Schriftsteller sich mit den historischen und den gegenwärtigen Erscheinungsformen von Faschismus auseinandersetzen, sondern auch, wie wir als Rezipienten darauf reagieren, aus welchen Tiefen oder Abgründen unsere ästhetischen Einstellungen kommen, sei es, dass sie sich in Begeisterung oder Faszination äußern, sei es in Ratlosigkeit oder Abscheu.

Zum 50. Jahrestag der Befreiung von Paris von der NS-faschistischen Besatzungsmacht 1944 im Jahr 1994 fanden in Orleans und in Siegen zwei Symposien statt, in denen sich Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen verschiedener Fachdisziplinen mit dieser Besatzungszeit beschäftigten. Ich bot dazu einen Beitrag zu dem Roman „Der Kuss der Spinnenfrau“ des argentinischen Autors Manuel Puig an, ein Angebot, das im Vorfeld in Siegen umstritten war: Einige Kollegen sahen

keine überzeugenden Bezüge zum Symposium-Thema, anderen erschien der Autor nicht bedeutend genug, sicher stand hinter den Einwänden auch eine Aversion gegenüber der Verbindung von schwuler und antifaschistischer Thematik. Letztlich entlarvte Ursula Böhmer als Romanistin solche Einwände als inkompetent, so dass ich den Beitrag nicht nur vortragen konnte, sondern dass er auch unverändert im Dokumentationsband der Symposien 1995 steht.

Der 1932 in der Nähe von Buenos Aires geborene Manuel Puig schreibt den Roman, der 1976 erscheint, also im Jahr des Militärputsches und der beginnenden Diktatur in Argentinien, und der sofort verboten wird. Er handelt in großem Zeitabstand von der NS-Diktatur in Deutschland und in kontinentalen Abstand zu Europa und zu Deutschland. Dennoch spielt der Vergleich der beiden Diktaturen die entscheidende Rolle: die argentinische Diktatur, die den Autor zur Emigration zwingt, wirkt vor allem im drakonischen Gefängnis, in das sie die beiden so gegensätzlichen Protagonisten der Handlung wirft, die deutsche Diktatur erscheint in der faschistischen Besatzungszeit von Frankreich in Paris. Im argentinischen Gefängnis der Gegenwartshandlung teilen der transvestitische Schwule Molina und der Revolutionär Valentin die Zelle, Molina mit dem diktatorischen Auftrag, den Revolutionär zu bespitzeln und ihm die Pläne seiner revolutionären Mitverschwörer zu entlocken. Er erhält dafür allerhand Vergünstigungen, darunter vor allem Fresspakete, die den beiden zum Überleben des ungenießbaren Gefängnisessens verhelfen. Dabei will Molina auf keinem Fall zum Geheimnisträger werden, denn er verliebt sich in Valentin. Er unterläuft den Bespitzelungsauftrag subversiv. Um die qualvollen und schlaflosen Nächte zu überstehen, erzählt er Valentin ausschweifend die Handlungen alter Spielfilme, die er gesehen hat. Darunter auch einen Nazi-Schinken, der in der Zeit der Paris-Besetzung handelt und den Valentin als üblen Propagandafilm entlarvt, während Molina sich an den kitschig-sentimentalen Liebesszenen zwischen einer wunderschönen französischen Sängerin, mit der er sich identifiziert, und einem gleichfalls schönen maskulinen deutschen Offizier aufgeilt. Trotz ihrer gegensätzlichen Auffassungen gelingt es Molina im Lauf der Zeit, das Vertrauen Valentins zu gewinnen, es kommt zu einem nächtlichen Sexualakt zwischen ihnen und als Molina vorzeitig entlassen wird, sagt Valentin: „Molina, versprich mir, dass du dich von niemandem zur Sau machen lässt“ und vertraut ihm eine geheime Botschaft an seine Komplizen an. In der Freiheit soll Molina das Geheimnis Valentins von der diktatorischen Geheimpolizei abgepresst werden, aber die Komplizen Valentins erschießen ihn zuvor.

In Deutschland ist der Roman in Übersetzung 1979 erschienen, wurde aber wohl erst durch den berühmten Film 1985 des argentinischen Regisseurs Hector Babenko allgemein bekannt. Für deutsche Augen hält der Film durchaus Provokationen bereit: Wir müssen nicht nur zur Kenntnis nehmen, dass ein mit allen vorurteilshaften Klischees der Tunte (Queer Queen) ausgestatteter Homosexuel-

ler sich im Lauf der Handlung als ernst zu nehmender Mitmensch herausstellt. Wir müssen vor allem ertragen, dass diese argentinische Tunte der Gegenwart sich ausgerechnet und unerträglich kritiklos an einem NS-faschistischen Filmschinken begeistert. Unverbesserliche Alt- oder Neo-Nazis wird dabei stören, dass sie sich mit dieser unverbesserlichen Tunte den Traum vom ritterlichen, strahlenden, germanisch-blonden Helden in Paris teilen müssen. Einigermassen selbstbewusste und emanzipierte Homosexuelle aber müssen sich ärgern, dass die offenbare Sympathiewerbung für die Tunte verbunden wird mit diesem NS-faschistischen Propaganda-Kitsch.

Molina lässt in seiner Filmerzählung den eigentlich entscheidenden politischen und propagandistischen „Mittelteil“ des Films aus, der nur in einer Fußnote mitgeteilt wird, er interessiert ihn nicht oder er verschließt vor ihm die Augen. Aber er realisiert in der Trostlosigkeit der Gefängniszelle ganz unpathetisch das große Gefühl des Sich-Opfern in der großen Liebe. Dabei weiß er genau, dass er selbst dieses Gefühl in der schwulenfeindlichen Gesellschaft seiner Gegenwart nicht realisieren kann – und real daran gescheitert ist. Er hält trotz der vernichtend klaren Analysen Valentins zum Illusionären solcher Gefühle an deren potentiellen Realisierbarkeit fest. Und er realisiert sie praktisch in seinen trivialen und selbstlosen Hilfsleistungen für Valentin in der Gefängniszelle.

Damit erweist sich letztlich der schwule Molina als widerständiger und oppositioneller gegenüber dem herrschenden Machtsystem und als der heterosexuelle Revolutionär. Sein Widerstand und sein Aufbegehren ist subversiv im Sinn des Wortes: Er unterläuft die gesellschaftlichen Machtansprüche, indem er ist, was er ist, ein stigmatisierter Außenseiter, eine Tunte, ein Stricher, der sich aus den Normvorstellungen der Gesellschaft von vornherein ausgeschlossen weiß und genau deshalb mit sich, seinen Wünschen und Phantasien identisch ist. Der schwule Molina ist und bleibt sich in all seinem Gefühlsdilemma treu, der scheinbar so widerstandsfähige und politisch sichere Valentin dagegen erfährt in der Begegnung mit Molina eine Verunsicherung seiner politischen (und machistischen) Positionen, die ihn, wenn nicht zur Liebe, so doch wenigstens dazu befähigt, in Molina einen Menschen zu erkennen und zu akzeptieren, der ihm Entscheidendes bedeutet und den er nicht vergessen wird.

Schwule Kindheit

Ein anderer Schwerpunkt im Forschungsgebiet Homosexualität und Literatur war meine Beschäftigung mit schwuler Kindheit und Jugend. Das lag nahe, weil ich das, was mich in meiner Kindheit bewegte und woran ich mich erinnern kann, so wenig mit der Erkenntnis des eigenen Schwulseins in Verbindung zu bringen schien. In der schwulen Literatur begegnete ich einer Reihe von schwulen Kinder-Figuren, die von den (schwulen) Autoren jeweils in besonderen Situati-

onen geschildert werden. Der autobiografisch markierte Detlef in Hubert Fichtes „Waisenhaus“ etwa steht am Beginn des Romans „abseits von den andern auf dem Balkon“. Das heißt, er ist allein und zugleich den Blicken der anderen schutzlos ausgeliefert. Er greift auf dem Balkongeländer in Vogelscheiße, die er für ein Pfauenauge hält. Das verweist auf einen geheimen „After-Sinn“: Die Anal-Sexualität wird es sein, an der sich Detlef beschmutzen wird, wie jetzt das Kind an der Vogelscheiße. – Der kindliche Ichsprecher in Georges-Arthur Goldschmidts „Ein Garten in Deutschland“ wird gleichfalls auf einem Balkon ausgestellt, den Blicken der anderen preisgegeben. Und zwar zugleich vereinsamt und beschämend unter dem Dach seines Bett-Leintuchs, das er als Bettnässer vollgepinkelt hat. Später sagt der Autor über diese Situation: „Es war, als ob ich hinter einer Wand stünde.“ – Der recht humorig aus seinem Leben erzählende Gad Beck in „und gad ging zu david“ gerät gar in Atemnot, als ihm eine Frau mit ihren vollen Busen jede Sicht aus dem Kinderwagen nimmt, woraus er seine spätere Abneigung gegen Frauen ableitet. Und er fühlt schon als Kind, dass sich in der Hose eines Onkels, der ihn gern auf den Schoß nimmt, etwas rührt, das er verschwörerisch-lustvoll an seinem Hintern wahrnimmt. Das sind sicher sehr unterschiedliche Wahrnehmungen von Kindern, die sich später als Schwule identifizieren, aber ihnen ist vor aller Sexualität ein Gefühl gemeinsam, irgendwie fremd und abgesondert auf dieser Welt zu sein.

In einem längeren Beitrag in Imbke Behnkens und Jürgen Zinneckers Handbuch „Kinder. Kindheit. Lebensgeschichten“ fasse ich 2001 die Ergebnisse meiner einschlägigen Forschungen zusammen. Ich weise die Merkmale des Fremdseins und der Ausgesetzttheit an weiteren literarischen Kindheitsdarstellungen nach. Und ich beziehe mich auf Frieder Hentzelt und sein 1993 gerade erschienenes Buch: „Häßliche Entlein. Die vorschwule Phase.“ „Vorschwule Phase“ nennt der Psychologe die Phase der Kindheit, in der schwule Kinder zwar schon ein Selbstbild von sich haben oder entwickeln, das aber noch nicht sexuell geprägt ist. Ihr folgt nach Hentzelt die „schwule Phase“, in der sie ahnen, dass sie eventuell schwul sein könnten (und sich meist dagegen wehren) und das „schwule Coming-out“. Hentzelt befragt sechs junge Männer nach ihren frühen Kindheitserinnerungen.

Die Gesprächspartner Hentzels benennen übereinstimmend ein Gefühl des Andersseins als Charakteristikum der „vorschwulen Phase“, das sie im Rückblick zugleich als „Vorwegnahme von Elementen ihres heutigen schwulen Lebenskonzepts interpretieren“, nämlich die frühe Identifikation mit gesellschaftlichen Minderheiten, Gefühle, der männlichen Rolle nicht gerecht zu werden, extreme Leistungsorientierung, Lust und Ekel bei flüchtigen Kontakten mit Männern, diffuse Gefühle des Alleingelassenseins oder der Angst vor Sexualität jeder Art. Alles Erfahrungen und Gefühle übrigens, die ich als Kind und Jugendlicher auch hatte, die ich freilich später nicht in eine schwule Selbstfindung integrieren konnte.

Ich zitiere in meinem Beitrag den Psychoanalytiker Fritz Morgenthaler, der die Entwicklung zur Homosexualität bereits in der frühkindlichen („narzistischen“) Lebensphase verortet,

in der das Kind sich nicht mehr als Teil der Mutter, sondern als selbstständiges, in sich abgegrenztes Wesen erfährt. Dabei entwickelt sich ein Bedürfnis nach Identität (die Errungenschaft zu wissen, wer man ist) und ein Bedürfnis nach Autonomie (die Gewissheit, selbstständig entscheiden und handeln zu können).

Die Entwicklung zur Homosexualität ergibt sich dann für Morgenthaler in dieser Phase durch die Dominanz des Autonomiebedürfnisses, im Gegensatz zum heterosexuellen Kind, das die Befriedigung des Identitätsbedürfnisses in der Sicherheit der normativen Männer- bzw. Frauenrolle findet.

Gerhard Härle „radikalisiert“ den Ansatz Morgenthalers zu dem Gedanken,

dass schon das Kleinkind sich auf einen Lebensweg begibt, der nicht ‚irgendwann‘, sondern von vornherein durch Homosexualität gekennzeichnet ist – dass dieses Kind also nicht homosexuell wird, sondern ein ‚homosexuelles Kind‘ ist.

Härle unterscheidet dabei zwischen „Ich“ und „Selbst“ und zwischen „Homoerotik“ und „Homosexualität“: „Ich“ ist die „steuernde und ausgleichende Instanz, die sich in ständigen Entscheidungsprozessen befindet“, „Selbst“ das „unbewusst-bewusste Zentrum des gesamten psychischen Kosmos der Person.“ „Homoerotik“ versteht er demgemäß als die „erotische Spannung“ zwischen zwei Personen, die zu mehr oder weniger sexuellen Handlungen führen kann. „Homosexualität“ ist dagegen die „sexuelle Identität, nämlich das Selbstbild, nicht aber unbedingt als Konkretion des sexuellen Begehrens.“ In genau diesem Sinn bestätigt sich mein eigenes Homosexualitätsverständnis, das sich eben lange Zeit meines Lebens nicht sexuell „konkretisiert“ hat, aber dennoch immer in meinem Selbstbild verankert gewesen sein muss.

Der Psychoanalytiker Paul Parin hat in seiner Praxis einen weiteren Befund zur frühkindlichen Welterfahrung schwuler Kinder festgestellt. Nämlich eine auffällige Gemeinsamkeit von Unterdrückungserfahrungen seiner jüdischen und seiner homosexuellen Patienten, Kindheitserfahrungen, die nicht auf realen Erfahrungen basierten, sondern eher auf unbewussten Grundgefühlen des Unterdrücktseins und Verfolgtwerdens, die jederzeit aktiviert werden können.

Gerhard Härle greift diesen Ansatz 1999 in einer schweizerischen Zeitschrift für Kinderpsychologie auf. Er fragt angesichts dieser Befunde: Wie

tradiert sich das kulturelle und das unbewusste Wissen in einer offensichtlich so amorphen Gruppe wie der Gruppe der Homosexuellen? Bei der Gruppe der

Juden lässt sich die ethnische Tradierung ja noch erahnen, wenn man das Fortleben des unbewussten Erbes auch in stark assimilierten, dem Jüdischen abgewandten Familien unterstellt. Hier ist die Traditionskette weitgehend mit der Familiengeschichte identisch, was für die Gruppe der Homosexuellen gewiss nicht zutrifft.

Er vermutet für die Gruppe der Homosexuellen im Gegensatz zur „offenbaren oder abgesunkenen“ jüdischen Tradierung das Fehlen jeder Tradierungsmöglichkeit selbst, die

aus welchen Quellen immer sich speisende Suche nach den verlorenen Traditionen [...], die zu den Grunderfahrungen homosexueller Kinder gehören, sodass sie sich, wie jüdische Kinder auch, von vornherein als fremd, anders, in einer feindlichen Umwelt lebend erfahren.

Tatsächlich finden ja schwule Kinder in ihrer Lebensumwelt in der Regel keine Vorbilder oder Muster für eine andere, ihnen entsprechende (schwule) Lebensweise als die heterosexuelle, meist noch ohne jede Kenntlichkeit von etwas wie Sexualität. Die Eltern waren qua Definition als Erzeuger heterosexuell und konnten nichts anderes vermitteln, eventuelle (befreundete) homosexuelle Paare blieben als Außenseiter markiert, selbst wenn sie als Besondere akzeptiert wurden. In meinen kindlichen Erfahrungen und Gefühlen dieses Fremdseins, Andersseins in meiner Lebenswelt war ich vermutlich schon auf der „Suche nach verborgenen Traditionen“ meiner Gefühle und ich entwickelte weitgehend unbewusst das Wissen, dass ein Ausleben meiner Homosexualität von dieser Lebenswelt, von der Gesellschaft, in die ich geboren war, nicht akzeptiert würde und mich Verfolgungen aussetzte. Das erzeugte meine Anpassung an die Normen meiner Gesellschaft bis ins Erwachsenenalter. Und es erzeugte mein lebenslanges Bemühen um Verständnis der jüdischen Erfahrungs- und Gefühlswelt.

Ich habe in meiner Kindheit und Jugend nicht sonderlich unter dem Gefühl gelitten, anders, einsam, ausgeschlossen zu sein, ich empfand es eher als Privileg. Und ich hatte offensichtlich genug Kompensationsmöglichkeiten, vor allem meine frühen Schreibversuche, das Lesen, die Musik, vielleicht auch die Jungengruppe. Und ich hatte Erwachsene, die mich in diesem Treiben bestätigten, mir halfen, mich auch ernst nahmen. Alles in allem wohl doch eher eine befreiende und befriedigende Kindheit. Meine Schwierigkeiten, Unsicherheiten mit meiner Sexualität kamen erst im gestandenen Mannesalter.

Die August von Platen Stiftung

Mit einem Teil von Wolfgangs finanzieller Hinterlassenschaft gründete ich noch im Jahr 1989 die August von Platen Stiftung, eine kleine gemeinnützige Stiftung unter dem Schirm der Universität Siegen. Der Dichter der Goethezeit August von Platen-Hallermünde (1796–1835) gilt als einer der „Urväter“ der Geschichte einer deutschsprachigen homosexuellen Literatur: In seinen berühmten Gedichten spricht er weitgehend camouflierend, in seinen intimen Tagebüchern überraschend offen über das schwule Begehren und das Leiden an ihm und seiner gesellschaftlichen Ächtung. So schreibt er Sätze wie: „Wenn die Natur diese Liebe verbeut, warum hat sie mich also geschaffen?“ Nicht nur weil in meinem Geburtsjahr der 100. Todestag des Dichters war, sondern weil ich Wolfgang ein würdiges Gedächtnis setzen wollte, in Erinnerung an unsere gemeinsamen Bemühungen um die Emanzipation der Schwulen und um schwule Literatur, wählte ich für die Stiftung den Namen Platen.

Die Hauptzweckbestimmung der Stiftung war die Vergabe eines Stipendiums für wissenschaftliche Arbeiten zum Thema Homosexualität und Literatur. Das Stipendium wurde jeweils für ein Jahr vergeben mit der Möglichkeit einer Verlängerung und betrug DM 1000 später 500 Euro pro Monat. Viele Stipendiaten, junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, haben es genutzt, um wichtige Beiträge zum Fortschritt der einschlägigen Forschung zu erbringen.

Einer der ersten war Lutz van Dijk, der alte schwule Männer nach ihren Lebenserfahrungen während des NS-Faschismus und in der Adenauer-Republik befragte. Daraus entstanden seine Bücher „Verdammt starke Liebe“, „Einsam war ich nie“ (zu dem ich ein Nachwort schrieb) und „Endlich den Mut...“, sein Briefwechsel mit dem Polen Stefan T. Kosinski.

Doris Wölke legte in meiner Reihe „Literatur – Männlichkeit/Weiblichkeit“ das Buch „Der männliche Blick in der Literaturwissenschaft“ vor, das auf ihrer Examensarbeit beruht. Eine fulminante Auseinandersetzung mit der männlichen Dominanz in der Literaturwissenschaft aus feministischer Perspektive. In der gleichen Reihe erschien das Buch von Suzanne Legg „Zwischen Echos leben. Christa Wolfs Prosa im Licht weiblicher Ästhetikdebatten“. Und von Sabine Puhlfürst: „„Mehr als bloße Schwärmerei: Die Darstellung von Liebesbeziehungen zwischen Mädchen/jungen Frauen im Spiegel der deutschsprachigen Frauenliteratur des 20. Jahrhunderts“.

Im „Archiv unveröffentlichter Arbeiten“, das zur August von Platen Bibliothek gehört, befinden sich weitere wissenschaftliche Arbeiten von Stipendiaten und Stipendiatinnen, darunter: Ina Hartwig: „Maskierungen – zu einem poetischen Verfahren in Jean Genets Roman ‚Querell de Brest‘“ (Magisterarbeit an der FU Berlin). Klaus Müller: „Der Andere als Homosexueller: Die wissenschaftliche Rede über Homosexualität in medizinischen, juristischen und literarischen Tex-

ten“ (Staatsexamensarbeit an der Universität Münster). Johannes Schmidinger: „Klaus Mann und Frankreich: Eine Untersuchung“ (Dissertation an der Universität Siegen). Antje Stork: „Frauenliteratur – Männerliteratur: Versuch einer exemplarischen Gegenüberstellung anhand von ausgewählten Beispielen“ (Hausarbeit an der Universität Siegen).

Jahre später wurden die Mittel zur Stipendienvergabe aufgrund sinkender Zinsen weniger, es gab aber auch weniger Nachfragen. Heute kann die Stiftung nur noch für einzelne Arbeiten Druckkostenzuschüsse in geringer Höhe gewähren. Aber es gibt sie immer noch.

Zur Stiftung gehört auch die August von Platen Bibliothek, die bis zu meinem Tod in unserer Wohnung steht und für Studierende als Standortbibliothek zugänglich ist. Sie hat zurzeit einen Bestand von ca. 5.000 Büchern und soll laut Stiftungsurkunde nach meinem Tod an die Universitätsbibliothek Siegen gehen.

VI Forum Homosexualität und Literatur und die Siegener Kolloquien

Das Forum Homosexualität und Literatur

In unserem schwul-lesbischen Lesekreis fingen wir an, eine wissenschaftliche Zeitschrift, das „Forum Homosexualität und Literatur“, zu planen. Vom Hans Henny Jahnn Kolloquium waren Gerhard Härle, Wolfram Setz, Friedrich Kröhnke und aus Holland Marita Keilson-Lauritz zu uns gestoßen. Dietrich entwarf das Titelblatt, das Heft 1 erschien 1987. Die Zeitschrift fand von Beginn an ein breites Echo in der ganzen Bundesrepublik, Beiträge flogen uns nur so zu. Es stellte sich heraus, dass das Thema vor allem auf jüngere Literaturwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen eine gewisse unerwartete Attraktivität auszuüben schien. Die Zeitschrift wurde zu einem Tummelplatz für Beiträge, für die andernorts keine Veröffentlichungsmöglichkeit bestand. Nach zwei Jahren übernahm Gerhard Härle, der mein wissenschaftlicher Assistent geworden war, die Redaktion. Dann stieß Dirck Linck zu uns, wurde nach Jahren Härles Nachfolger als Assistent und Redakteur des Forums. Marita betreute viele Jahre die weibliche Seite im Forum und in den Siegener Kolloquien.

Das Forum erschien von 1987 bis 2007, zwanzig Jahre lang, in denen insgesamt 50 stattliche Bände zustande kamen, mit Beiträgen von ca. 140 Männern und immerhin über 30 Frauen. Neben jungen Beitragern und Beiträgerinnen sind auch viele bekannte Literaturwissenschaftler und Literaturwissenschaftlerinnen vertreten wie Robert Aldrich, Alexander von Bormann, Alexandra Busch, Paul Derks, Heinrich Detering, Hartmut Böhme, Thomas Freeman, Bernd Ulrich Hergemöller, Ernest Hess-Lüttich, Fredric Kroll, Jürgen Link, Ulla Link-Heer, Gert Mattenklott, George L. Mosse, Uwe Schweikert, Horst Weich, Elsbeth Wolffheim und andere.

Vorgestellt wurden ca. 120 Autoren, unter denen viele erstmals in der Literaturgeschichte unter der homosexuellen Thematik analysiert wurden. Dass dem gegenüber nur 20 Autorinnen behandelt werden, wirft ein Licht auf die generelle Unterrepräsentation von Frauen und speziell von solchen mit lesbischer Thematik in der Literaturgeschichte. Am weitesten häufigsten begegnen Beiträge zu Hans Henny Jahnn, Hubert Fichte, August von Platen und Thomas und Klaus Mann. Aber es wurden nicht nur deutschsprachige Autoren behandelt, sondern viele fremdsprachige wie die US-Amerikaner Walt Whitman, William S. Burroughs

und David Leavitt, die Franzosen Jean Genet, André Gide, Marcel Proust und Dominique Fernandez, aus anderen Sprachen Konstantin Kavafis, Oscar Wilde, Christopher Isherwood, Luis Antonio de Villenas und Luis Cernuda, Hans Christian Andersen, Herman Bang, Fernando Pessoa und viele andere.

Ein Schwerpunkt des Forums lag natürlich bei der Diskussion von Theorien der schwulen Literatur, um homowissenschaftliche und homopolitische Zusammenhänge und ähnliche. So entwickelte Jacob Stockinger einen interessanten Vorschlag zu einer Theorie der „Homotextualität“, mit deren Hilfe man erkennen könne, wie sich Homosexualität in Texte „einschreibt“, welche eindeutigen Signale, Merkmale in einem Text darauf hinweisen, dass es sich um einen „Homotext“ handelt. Als solche Signale bezeichnet er z. B. den Spiegel, den Raum, den Slang, den intertextuellen Bezug. Marita Keilson-Lauritz führt die heftigen Diskussionen zwischen dem „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ von Magnus Hirschfeld und der Schwulenzeitschrift „Der Eigene“ von Adolf Brand vor. Hans Krahl untersucht an ca. 150 Filmen im Fernsehen, wie in ihnen Schwule und schwule Welten repräsentiert sind.

Mehrere Hefte des Forum sind dem Thema des 5. Siegener Kolloquiums Homosexualität und Literatur gewidmet: „Homosexualität und Krankheit. Literarische Gestaltungen eines prekären Zusammenhangs“. Es waren die Jahre, in denen die Krankheit Aids aufkam, schnell als die „Schwulenkrankheit“ diffamiert wurde und zu großen Unsicherheiten in der schwulen Community führte. Tatsächlich starben an ihr eine Vielzahl an Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern, die zum engeren oder weiteren Kreis des Forums gehörten oder in den Kolloquien auftraten. Im letzten Heft des Forums, Heft 50, erinnere ich noch einmal an sie, für die in den vorausgegangenen Jahren Nachrufe erschienen waren. Das Heft 18/1993 eröffnet Detlef Meyer, der selbst 1999 an Aids starb, mit dem Gedicht „Ganz schön traurig“, das er im Gedenken an seinen verstorbenen Freund Hajo geschrieben hat:

Wo du jetzt bist, da wird es niemals regnen,
und selbstverständlich ist es niemals kalt.
Ein junger Gott wird deinen Heimstatt segnen,
das ist ein Haus aus Marmor und Basalt.
In deinen Höfen blühen Hyazinthen,
in deinem Brunnen sprudelt kühl der Sekt.
Ein schöner Gärtner liebt dich scheu von hinten,
weil ihn dein junges Antlitz fast erschreckt.
Wo du jetzt bist, wird niemals etwas enden,
drum bleibt der Gärtner ewig an dir dran,
hält ewig dich in seinen schönen Händen –
was ich nicht konnte, weil das niemand kann.

Ich ließ dich los nach ein paar schönen Jahren,
und du verschwandest wie ein schöner Traum.
Sacht spielt der Wind in deinen schönen Haaren,
Spürst du das noch? Du spürst es kaum...

Im gleichen Heft findet sich auch eine Reihe von Fotos, die einzelne Autoren und Autorinnen zeigen und die die enge Zusammenarbeit zwischen Autoren und Wissenschaftlern auf den Kolloquien dokumentieren: Christoph Klimke und Christoph Geiser, Wolfgang von Wangenheim, Mario Wirz, Lutz van Dijk, Jutta Heinrich, Detlef Meyer, Napoleon Seyfarth und andere.



Medaillon für Marita Keilson-Lauritz

In Rainer Marbachs Buch „Waldschlösschen – Mittendrin“ bekennt Marita:

Für mich wird das Waldschlösschen bei aller Wirklichkeitsbezo-
genheit, bei allen realpolitischen Ansprüchen und Erwägungen
immer auch etwas Exterritoriales, etwas beinahe Exterrestrisches
behalten. Ein Ort, an dem geduldig nicht nur an einem neuen
Gästehaus, sondern auch an einer neuen, offeneren Gesellschaft
gezimmert wird. Ein Ort, an den man immer wieder zurückkeh-
ren möchte.

Damit charakterisiert sie nicht nur ihr eigenes Verhältnis zu die-
ser schwulen Tagungsstätte, sondern das vieler Gäste dort, deren
Einstellungen in Marbachs Buch dokumentiert sind. In der Tat
gab und gibt es eine Atmosphäre von Aufbruch, von etwas ganz
Neuem, von Befreitsein vom Alltag, von Hineinschlüpfen in eine
eigene Welt und Community. Marita waren die intensiven und offe-
nen Diskussionen wichtig, die wir führten, immer auf literarischen
Entdeckungen, in kleinen Arbeitsgruppen oder im Plenum, jeder
konnte seine Erkenntnisse vortragen und waren sie noch so einfach
gestrickt, keiner wurde hochmütig belächelt, keiner musste Angst
haben, nicht auf der Höhe der Diskussion zu sein. Es gab keine

großartigen wissenschaftlichen Vorträge, aber didaktisch ausgefeilte, meist anschaulich bebilderte Reader, es gab oft Lesungen von Texten, aus der Literatur oder selbst gemachten, von gestandenen Autoren oder von Laien, und man durfte sagen, wenn man etwas nicht verstand oder sonst zu kritisieren hatte. Kurz, es war immer eine ausgesprochen offene, entspannte, freundschaftliche Atmosphäre.

Marita nahm, glaube ich, an allen Siegener Kolloquien teil und war eine der eifrigsten Beiträgerinnen unser Zeitschrift: Ich zähle insgesamt 20 kürzere und längere Beiträge. Zu Alfred Schuler, Stefan George, Hubert Fichte, Hans Henny Jahnn, oder zu wissenschaftlichen Diskussionen wie Gay Writing, schwuler Literatur, zu Hans Dietrich Hellbach und den pädagogischen Eros, zu Magnus Hirschfeld, und vielen anderen Themen. In Forum 50 erinnert sie an unser gemeinsames Gespräch mit dem kanadischen Literaturwissenschaftler Robert Martin, das wir 1987 anlässlich des Amsterdamer Kongresses „Homosexuality – which Homosexuality?“ führten und im Heft 4/88 veröffentlichten. Wir trafen uns damals in Bussum bei Amsterdam, in Maritas gastlichem Haus, das ich bei dieser Gelegenheit kennenlernte. Und ich lernte dort ihren Mann kennen, den bekannten Psychoanalytiker Hans Keilson, ein wichtiger jüdischer Autor, der im niederländischen Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht gestanden hatte, an den ich viel später in unserem Buch „Leben im Zeichen von Verfolgung und Hoffnung“ erinnere. Marita bedauert, dass die Rubrik „Interviews“ in der Zeitschrift, in der unser Gespräch erschien, so schnell abgebrochen wurde:

...sie hielten höchst interessante Bilder eines Status quo fest. Das zeigt sich beim Wiederlesen, nach zwei Jahrzehnten, auch dessen, was man da selber mal zum besten gegeben hat. Da sind sie noch einmal, die Pläne und Ziele von einst, die Analysen und kritischen Anmerkungen. [...] Ist es wirklich schon 20 Jahre her, dass uns die Diskussion um Essentialismus und Konstruktivismus, um Gay Writing und Gay Reading schlaflose Nächte bereitete?

Gerade die sympathische, leicht ironische Art, ihr eigenes Tun und Denken in Frage zu stellen, machte es ihr auch manchmal schwer, sich im Kreis ihrer überwiegend männlichen schwulen Gesprächs-

partner zu behaupten. Sie konnte es im Waldschlösschen bis zu bitteren Tränen und lautem Türenknallen treiben, und ich war oft ratlos, wie ich sie verstehen sollte. Aber sie konnte sich auch immer wieder selbst zurück nehmen und versöhnen, vielleicht eine Eigenschaft, die mehr von friedlicher Kommunikation an sich hatte als das eben doch oft recht machohafte Gebaren der Männer. Ich begriff, dass das Arbeiten an schwulen Themen für eine Frau noch schwieriger ist als für Männer. Die Forschung zu Homosexualität und Literatur hat ihr sehr zu danken, dass sie gegen viel Kritik festgehalten hat an ihrem Forschungsschwerpunkt Homosexualität und dabei wichtige Pionierarbeit geleistet hat.

Medaillon für Wolfram Setz

Wolfram war von Anfang an der kritische Geist des Forums, der sich gleichwohl immer im Hintergrund hielt. Er kritisierte die einzelnen Beiträge im Voraus auf ihre Inhalte und ihre sprachliche Fassung, er kritisierte die Aufmachung der einzelnen Hefte, ihre vielen Rechtschreibfehler und Ungenauigkeiten. Nur selten trug er selbst etwas zu einem Heft bei, aber wenn, dann hatten seine Beiträge allerdings Gewicht, wie seine Anmerkungen zu Oskar Wildes „Teleny“, zur „Geburt des Homosexuellen aus dem Geist der Literatur“, oder zu Xavier Mayne, Robert Sherard, Antonio Roccas, Jaque d’Adelswärd-Fersen, oder auch zu Ludwig Thoma und die Eulenburg-Affäre, alles wertvolle Neuentdeckungen der Homowissenschaft. Er ist als Herausgeber und meist Wiederentdecker und kundiger Kommentator vergessener Autoren in der „Bibliothek rosa Winkel“ ein unentbehrlicher Pionier der schwulen Literatur geworden. Auch an manchen Kolloquien hat er als kritischer Kommentator und Beiträger mitgewirkt. Er ist aus der Entwicklung des Siegener Forschungsgebiets Homosexualität und Literatur nicht wegzudenken.

Die Siegener Kolloquien

Gerade an diesen Kolloquien nahmen neben den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen auch immer auch viele schwule Autoren und lesbische Autorinnen teil. Obwohl die Männer immer in der Überzahl waren, versuchten wir, den teilnehmenden Frauen hinreichend Gehör zu verschaffen. So gibt es Beiträge von Gisela Bleibtreu-Ehrenberg, Ursula Böhmer, Alexandra Busch, Cecilia Drey-müller, Ina Hartwig, Marita Keilson-Lauritz, Gertrud Lehnert, Ursula Link-Heer, Madeleine Marti, Christina Rauch, Erika Runge, Annette Runte, Angela Steidele, Christina Strobel, Catherine Viollet, Elsbeth Wolffheim und einigen mehr. Wir mussten erkennen, dass lesbische und schwule Lebenswelten und ihre literarische Gestaltung nicht unter dem gemeinsamen Label „homosexuell“ bearbeitet werden können, dass lesbische Wissenschaftlerinnen und Literatinnen, bei allen Gemeinsamkeiten in unseren Kolloquien, auch eigene Foren zur Diskussion ihrer speziellen Probleme als Frauen und Lesben schaffen müssen.

Wir dokumentierten die Kolloquien in umfangreichen Dokumentationsbänden und im Forum: das erste Kolloquium in dem Band „Hans Henny Jahnn Kolloquium“ 1986, „Erkenntniswunsch und Diskretion“ 1990, „Ikonen des Begehrens“ 1997, „Erinnern und Wiederentdecken. Tabuisierung und Enttabuisierung der männlichen und weiblichen Homosexualität in Wissenschaft und Kritik“ 1999. Dieses Thema schien uns besonders notwendig, da nur selten Dokumente zur schwul-lesbischen (Sub-) Kultur in Archiven oder Bibliotheken aufbewahrt werden. Das hieß, eine schwul-lesbische Historiographie unter erschwerten Bedingungen selbst zu erarbeiten. Weil gesamtgesellschaftliche Verhältnisse immer Machtverhältnisse sind, ist die schwul-lesbische Kultur ständig davon bedroht, ausgelöscht zu werden. Autoren und Autorinnen können ermordet, vertrieben, vergessen werden. Bücher kann man zensieren, vernichten, Manuskripte können ungedruckt bleiben. Biographien kann man fälschen, Inhalte verändern. Die Arbeit dagegen bedeutet, solche Prozesse aufzudecken und rückgängig zu machen.

Darüber hinaus waren weitere Themen von Kolloquien: „Homosexualität und Krankheit“ 1993, „Erfahrungsräume – Begehrensräume. Literarische Raumentwürfe als Inszenierungen homosexueller Kommunikation, Imagination und Selbstreflexion“ 2000, „Kindheit und Adoleszenz. Entwicklung und Gestaltung eines Themas in der homosexuellen Kunst und Literatur“ 2001, aus denen wir nur einzelnen Beiträge im Forum veröffentlichten. Die internationalen Kolloquien wurden von der Hochschule und der Deutschen Forschungsgemeinschaft großzügig finanziell gefördert, was wir als eine Anerkennung für unsere wissenschaftlichen Emanzipations-Unternehmungen empfanden.

Zwischen diesen gewissermaßen offiziellen und eigentlich immer internationalen Kolloquien gab es von Jahr zu Jahr inoffizielle Kolloquien auf eher pri-

vater Ebene, in denen durchweg junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, häufig noch Studierende, ihre Studien und Untersuchungen im kleinen Rahmen vorstellen konnten. Manche dieser Arbeiten erschienen dann im Forum. Insbesondere bei diesen „kleinen“ Kolloquien kam die Unterstützung unserer studentischen Hilfskräfte zum Tragen. Mit drei von ihnen, Crauss, Olaf n. schwanke und Nils Wilkinson, hat mich der literaturwissenschaftliche Austausch und eine Jahrzehnte lange Freundschaft verbunden.

Medaillon für Thomas Böhme

Noch bevor ich mir meine Homosexualität einzugestehen imstande war, war ich von der unschuldigen, aber erotischen Ausstrahlung von Jungen, von Unbeschwertheit und geheimnisvollem Wissen des Jungseins fasziniert und ohnmächtig vor ihm zugleich. Mein heimliches Begehren beschränkte sich aufs Auge, auf das Anschauen und fand darin seine Befriedigung. Bei der ersten Begegnung mit Thomas Böhmes Gedichten fühlte ich sofort eine Gemeinsamkeit in diesem Verhalten. Es waren die „Gassenpiloten“, die er beschreibt als beseelt von jungenhafter Abenteuerlust, Technikfaszination, Unberührbarkeit und Verletzlichkeit:

...der piloten flaumige wangen in hart
gummihelme mit polster gepreßt und
die füße auf schmalen stegen, sie legen
sich in die kurven aus sehnsucht...
dies sind die gassenpiloten
ein grobwurf verluderter zwillinge
engel mit kopfhörern brüder
gefangener drillichempfänger
ausgestoßen
von kuckuckseltern errauchen
sie sich eine aura aus krallen
und steigen gelegentlich in die skizzen
blöcke, verklärender sehnsüchte
zärtlicher raub

Thomas Böhme war 20 Jahre jünger als ich, ein eher schüchtern wirkender, schmalbrüstiger und auffallend jungenhafter Mann. Er hatte eine recht DDR-typische Biographie: nach abgebrochenem Lehrerstudium Ausbildung als Bibliotheksfacharbeiter und Tätigkeit in einer Bibliothek und als Journalist in der Werbebranche, danach Fernstudium am Literaturinstitut Leipzig, ab 1985 freiberuflicher Autor mit staatlicher Unterstützung, Mitglied des PEN-Zentrums der DDR, des Schriftstellerverbandes und der Akademie der Künste. Im Forschungsgebiet Homosexualität und Literatur verfolgten wir seine Entwicklung von ihrem Beginn an bis zum Ende der DDR als die eines ganz außergewöhnlichen offen schwulen Lyrikers und Erzählers im stark geregelten und ideologiegefährdeten Literaturbetrieb der DDR. Wir luden ihn zum Siegener Kolloquium ein, wo er aus seinen Gedichten las, und besprachen viele seiner Veröffentlichungen im „lexikon homosexuelle belletristik“. Ich selbst schreibe zu seinem Gedichtband „stoff der piloten“ u. a.:

Wie schon in den früheren Gedichten, jetzt aber mit deutlicheren und präziseren Bildern und Formulierungen, dominiert der schmerzliche Blick zurück auf eine vergangene und vergängliche Jugend, sei es die eigene, sei es die der nachwachsenden Jungen:

„...locken die frühkühnen jungen
ins moor, ich ruf sie zurück
aber zusehends ändern sich
ihre namen... [...]
nichts ist berechenbar. als gäbs das:
zärtliches aus-der-bahn-gehen?
wer kennt schon die pfade der distelköpfenden
knaben wer das orakel der hufspur?
wenn das eis schmilzt schwimmt der silen
zu den trauernden ufern des sees.“

[...] Thomas Böhme ist ein Lyriker mit unübersehbar eigener individueller Sprache. Seine Gedichte belegen, dass Lyrik noch lange nicht unzeitgemäß oder tot ist. Und sie belegen, dass lyrische Sprache einen besonderen, geradezu aufklärerischen

Zugang zum Thema Homosexualität und Päderastie eröffnen kann.

Das war 1988, noch kein Mensch dachte an den Niedergang der DDR, der Lebenswelt Böhmes. 1991 erschien dann der Gedichtband „Ich trinke dein Plasma November“, Gedichte aus der Umbruchszeit, in der diese Welt zerstört und von westlichen „Werten“ überschwemmt wurde. Sie sind düsterer und verzweifelter als früher, nichts mehr von den Körperschönheiten und der Selbstgewissheit der „Gassenpiloten“, sondern Erkenntnis der Vergeblichkeit des Begehrens, des unaufhaltbaren Alterns, des Endes aller Utopien und Hoffnungen. Ich schrieb:

Die lyrische Sprache hat sich gewandelt und ist sich treu geblieben: immer noch bestechen Böhmes Gedichte durch geschliffene Sprachpointen, die mehr sind als Gags, die zum Nachdenken anregen. Aber jetzt entspringen diese Pointen aus neuen lyrischen Visionen. Vorbei die Zeit der heidnischen Freuden an den selbstvergessenen „gassenpiloten“ – „engel mit kopfhörern brüder“ – jetzt ist der Blick verdunkelt, die Engel sind entstellt. [...] Sich selbst sieht das lyrische Ich mit gnadenloser Präzision der Bilder in die Einsamkeit wandern:

„so wächst der fuß hinter den fersen
begegnungen nur mit abgeblendeten augen
du kennst deine zielzeit...“

Oder:

„ich umwuchs meines sommers dunkel
meine hände – befaßt mit verbotenem –
brachen vom trugrand des moores
das eulenoehrige knabenkraut...“

ich sank

mit dem klang meines namens narzissus.“

Und:

„gesichter, aus angst vor verletzung verummte
ich suche noch immer das weite.“

Im Jahr 1990 schreibt Böhme auch erstmals einen Roman, „Einübung der Innenspur“. Ab dann wechseln Gedichtbände mit

romanhaften Geschichten ab bis 1995 der nächste größere Roman erscheint: „Vom Fleisch verwilderte Flecken. Ein latenter Roman“. Ein Text, der eine Vielzahl von Einzelgeschichten an einen Ich-Erzähler, den „Beobachter“ und sein Alter Ego, den Klassenkameraden „Fel“ bindet. Der „Beobachter“ geriert sich als „reifer Herr“, der sich an Jugenderinnerungen aufgeilt. In ihm begegnet unschwer das in die Einsamkeit des Alterns getriebene Ich aus den Gedichten von 1991.

Schließlich wird der Lyriker und Erzähler Thomas Böhme gewissermaßen konsequenter Weise zum Fotografen seiner begehrten Jungen. In dem 1998 erscheinenden Band „Jungen vor Zweitausend. Porträtphotos aus Leipzig und Halle“ stellt er in der Tat eine erstaunliche Sammlung von Jungenfotos zusammen, die die ganze Bandbreite von Ausdrucksweisen in diesem Alter dokumentieren. Ich schrieb damals dazu:

Wenn man den Jungen, die er fotografiert hat, ins Gesicht sieht, wenn man sich ihren distanzierenden, lauenden, fragenden, spöttischen Blicken aussetzt, erkennt man die „Gassenpiloten“ aus den Gedichtbänden der 80er Jahre wieder. Der Fotograf erfasst die Spannung, die erotische Spannung, die zwischen dem eigenen beherrschenden Blick und dem Blick der Knaben zittert. Und er erfasst das Besondere am Jungen, ‚die verschiedenen Facetten einer Persönlichkeit‘ und die ‚Entwicklungsphase zwischen Kind und Mann‘. Die DDR-Jungen der 80er Jahre und die (fotografierten) Jungen vor Zweitausend zeigen gewiss unterschiedliche Facetten einer Persönlichkeit, aber sie haben gemeinsam, dass sie in der immer wieder faszinierenden Entwicklungsphase zwischen Kind und Mann stehen. Und was der Fotograf nur in vielen Gesichtern auf einen Nenner bringen kann, das erblickt der Lyriker als Vision im Gedicht: ‚Wenn ich das eine Gesicht, sagte er, gefunden habe, wird nur noch dieses Gesicht zählen.‘

Medaillon für Christoph Geiser

In einem langen Gespräch, das Gerhard Härle, sein Freund und ich mit dem Schweizer Schriftsteller Christoph Geiser 1991 in Paris hatten, und das wir im Forum 13/1991 dokumentieren, sagt Christoph Geiser zu seinem damals in Arbeit befindlichen Sade-Projekt unter vielem anderen:

Ich halte meine Phantasie für exemplarisch. Ich halte das Thema ‚Phantasie, Überschreiten der Wirklichkeit, Erweitern der Wirklichkeit durch Wünsche‘ für ein allgemeines Thema. Dabei können die Wünsche eine Eigendynamik bekommen und uns irgendwo hinführen, wo man gar nicht hin will. Ein weiteres Thema des ganzen Projekts ist das Pathos, das ich nicht in der Wirklichkeit finde und das ich in die Sprache zu bringen versuche: die Sprache zu öffnen für dieses – man könnte sagen – erotische Pathos. (Gerhard verdeutlicht:) ‚Schwule Autoren zu allen Zeiten haben sich ihr Leben erschrieben, weil sie es realiter nicht erleben konnten oder erleben wollten in allen Facetten, die die Phantasie und die Wünsche einem eingeben. Könnte man sagen, dass in der Entwicklung von Wunschphantasien in die Sprache hinein – anstelle erlebten Lebens – etwas spezifisch Schwules zum Ausdruck kommt? Oder dass Schwule ein ganz spezifisches Verhältnis dazu haben?‘ (Geiser:) ‚Ich glaube schon. Schwule Autoren haben ein stärkeres Bewusstsein dieser prekären Möglichkeit. Im Kopf ist immer mehr möglich als in der Wirklichkeit, da bestehen große graduelle Unterschiede. Ich glaube allerdings, dass Phantasie und Sexualität ohnehin eng miteinander verbunden sind und dass vielleicht Heterosexuelle sich dessen nicht so bewusst sind.‘

Wir kommen im weiteren Gespräch auf die eigene Entwicklung Geisers von einem eher politisch argumentierenden gesellschaftskritischen Journalisten bis zum allmählichen schwulen Coming-out als Schwuler und als Autor. Von seinen stark autobiografisch

geprägten Romanen „Grünsee“ und „Brachland“ über den Roman „Wüstenfahrt“, der zum ersten Mal eine Männerfreundschaft in den Mittelpunkt der Handlung stellt, bis zu den schwulen Obsessionen seines Caravaggio-Romans „Das geheime Fieber“.

Wir haben die wichtigsten Werke Geisers im Lauf der Zeit in unserem „lexikon homosexueller belletristik“ besprochen. Über „Das geheime Fieber“ schreibt Elmar Drost, übrigens ziemlich abfällig, so dass ich mich veranlasst fühlte, einen etwas korrigierenden Beitrag zu liefern. Ich hebe die Besessenheit Geisers von den Bildern des Renaissance-Malers Caravaggio heraus, indem er drei Erzähl-Ebenen miteinander vermischt:

(1) Die Ebene seiner Realitätswahrnehmung in der Erzählgegenwart, in der er geradezu obsessionell auf der Suche nach den erhaltenen Bildern Caravaggios ist; (2) die Ebene der Begegnung mit diesen Bildern, deren Entstehung er nachvollzieht, indem er sich fikionalisierend und identifizierend in die jeweilige Erfahrungs- und Stimmungslage des historischen Malers versetzt; (3) die Ebene der fikional-dokumentarischen Nachzeichnung des Lebens Caravaggios, soweit dies aus historischen Zeugnissen rekonstruierbar ist. [...]

Immer wieder ist es die realistische, säkularisierende Demonstration männlicher Körperlichkeit und Sexualität in den religiösen Bildern Caravaggios, die den Ich-Sprecher des Romans in seiner Erzählgegenwart fasziniert, und die er mit historischem Spürsinn für den Grund hält, dass Caravaggios religiöse Bilder in den Kirchen seiner Zeit nicht oder nur an versteckter Stelle öffentlich gezeigt werden und schnell in Vergessenheit geraten. Caravaggio ist und bleibt in der Perspektive Geisers ein homosexueller und zugleich lebenssüchtiger Rebell der Kunst. Das ‚geheime Fieber‘ ist ein außergewöhnliches Beispiel für den literarischen Zugriff eines zeitgenössischen homosexuellen Autors auf die Geschichte zur Rechtfertigung der homosexuellen Existenz und des homosexuellen Begehrens vor dem Hintergrund der abendländischen Kulturgeschichte. Die homosexuelle Obsession gegenüber dem männlichen Fleisch in den Bildern Caravaggios bleibt freilich auch im Jahr 1987, in dem der Roman erscheint, eine homosexuelle Utopie.

Das in unserem seinerzeitigen Gespräch im Mittelpunkt stehende Sade-Projekt veröffentlichte Christoph Geiser dann 1992 unter dem Titel „Das Gefängnis der Wünsche“, in dem er auf virtuose Weise der Chaotik des Lebens und der literarischen Phantasie des Marquis de Sade die Welt der bürgerlichen Ordnung Goethes gegenüberstellt. 1995 erscheint schließlich „Kahn, Knaben, schnelle Fahrt. Eine Phantasie“. Er kehrt noch einmal in seine eigene Biografie zurück, die er allerdings jetzt, im Gegensatz zu seinen früheren Büchern, geradezu übertrieben als ein schwules Coming-out beschreibt. Ich schreibe dazu im „lexikon“:

Der erkennbar autobiografisch ausgestattete Erzähler des Romans findet ein altes Foto von sich als vierzehneinhalbjähriger, etwas hilflos oder verschüchterter dreinschauender Junge. Der ganze Roman besteht aus einem großen Monolog, in dem der Erzähler diesen Jungen anspricht, Vermutungen über seine Lebensumstände und Gedanken als Knabe anstellt und ihm mit zunehmender Obsession und Radikalität ein geradezu fantastisches Coming-out andichtet. Der entscheidende Wendepunkt in dieser – nachträglich angedichteten – Biografie ist ein vierwöchiger Aufenthalt des Knaben in einem Kloster, mit dem er sich aus dem Elternhaus befreien will und bei dem er entdeckt, dass er Männer liebt (wobei der Erzähler ihn immer wieder ermutigt, zu seinem Schwulsein zu stehen). Von hier aus entwickelt sich die schwule Biografie des Knaben immer schneller: Blick- und Masturbationserfahrungen im Schwimmbad, erster Analsex in der Badekabine, orgiastische Nächte mit dem ersten Liebhaber, Urlaub am südlichen Meeresstrand mit Gruppensex, der erste Schwarze. Der Erzähler treibt den Jungen von einem Sexabenteuer zum nächsten, immer wieder autoritär bestimmend: ‚Wir wollen das so!‘; ‚Sag nicht nein! Keinem! Frag nicht lang! Nie!‘. Und er treibt ihn – mit dreißig – in den erwartbaren (AIDS-) Tod. ‚Der Tod...kommt von hinten... auf dem Klo. Über die Schüssel gebeugt. Im Pissoir. Unter der goldenen Dusche...Überm Bockchen – egal welchem – reitet der Tod dich von hinten, ein apokalyptischer Reiter.‘ – Geiser nennt diesen atemlosen und bilderreichen Großmonolog zu Recht ‚eine Phantasie‘. Radikaler als in den vorausgegangenen Romanen inszeniert er ein offen schwules, bis ans Pornogra-

fische rührendes Kopftheater, das durch die unübersehbaren autobiografischen Bezüge auch als ein schwulen-literarisches Coming-out des Autors gelesen werden kann. Die so hemmungslose ‚Phantasie‘ wirkt aber, je länger man liest, auch ermüdend, das selbtherrliche ‚Wir‘ des Erzählers drängt sich zu sehr in den Vordergrund und zerstört gewissermaßen die erotisierenden Bilder durch allzu schnelle Wechsel und durch ständiges Infragestellen: Kaum ein Satz kommt ohne Frage- oder Ausrufezeichen aus.

In der Tat war ich durch die Lektüre dieses Romans zutiefst in meinem eigenen Selbstbild verunsichert. Einerseits faszinierte mich die abenteuerlich offene und unproblematische schwule Erfahrung, die Geiser durch seinen Ich-Erzähler dem schüchternen Knaben andichtet, andererseits fragte ich mich, ob der Phantasie alles erlaubt sein dürfe und wohin diese auf Sexualität fixierte Phantasie führen soll. Sicher, Fragen, die Geiser selbst in unserem damaligen Gespräch umtrieben und die er spätestens im Roman „Das Gefängnis der Wünsche“ auslebte. Genau damit aber ist er mir, neben Thomas Böhme, einer der wichtigsten und nächsten schwulen Autoren, die in meiner eigenen Lebens- und Denkwelt als reale Ansprechpartner existierten.

Medaillon für Gerhard Härle

Gerhard teilte sich anfangs eine Assistentenstelle mit Maria Kalveram. Das war wenig Geld für viel Arbeit. Er blieb in Marburg wohnen, wo er mit seinem Freund zusammenlebte. Er erhielt wohl nebenher ein Stipendium von einer Stiftung für die Anfertigung einer Arbeit über den Begriff der „Reinheit“ bei Luther und in seinem Gefolge. Eine Arbeit, die er schließlich als Habilitationsschrift zu einem glänzenden Ende brachte. Er übernahm die verantwort-

liche Redaktion des „Forums Homosexualität und Literatur“ und brachte sie von 1988 bis 1992 bis auf eine ungeahnte Höhe wissenschaftlicher Reputation in der gesamten Literaturwissenschaftswelt. Neben der Redaktionsarbeit lieferte er auch selbst immer wieder interessante Beiträge und entdeckte manche schwule Literatur neu fürs Forum. Schon im ersten Heft setzte er sich mit überraschendem Scharfsinn und bezeichnender Offenheit mit der Bedeutung des „Analen“ in der schwulen Ästhetik auseinander. Er erkannte als erster die homosexuelle Thematik im Werk von Thomas Mann und erschloss Autoren wie Raymond Queneau oder Ludwig Winder für die schwule Literatur. Er wurde mein enger Freund, Vertrauter und Mitarbeiter in vielen Jahren. Er schlug die Themen der „Siegener Kolloquien Homosexualität und Literatur“ vor und organisierte sie weitgehend selbstständig.

Mit ihm und Maria Kalveram gab ich 1992 den Dokumentationsband des 3. Kolloquiums „Erkenntniswunsch und Diskretion. Erotik in biographischer und autobiographischer Literatur“ heraus. Ein Dokument vieler Biographien und Autobiographien schwuler Männer und lesbischer Frauen, das damals die ganze Verklemmtheit der schwulen und lesbischen Zuschreibungen und Selbstoffenbarungen in dramatischer Weise offenlegte. Und ich gab mit ihm und Anette Runte, einer Wissenschaftlerin, die auch einige Zeit meine Assistentin war, die Dokumentation des 7. Kolloquiums heraus: „Ikonen des Begehrens. Bildsprachen der männlichen und weiblichen Homosexualität in Literatur und Kunst.“ Für mich das schönste Buch aus dem Überschneidungsbereich zwischen Literatur, Kunst und Film zum Thema Homosexualität, mit einer Vielzahl von schönen Bildern von Michelangelo, Girodet, Picasso, Caravaggio, Sebastian im Film von Jarmann, Arabische Jungen im Film von Canot auf den Spuren von André Gide und anderen.

Homosexualität und Krankheit

Die engste und intensivste Zusammenarbeit zwischen Gerhard und mir ergab sich wohl bei der Vorbereitung des 5. Kolloquiums „Homosexualität und Krankheit“ 1993, wo wir u. a. einen gemeinsamen Einführungsvortrag in dieses „prekäre“ Thema hielten, den ich gern in Auszügen dokumentieren möchte:

Gesundheit und Krankheit (Popp)

Wie gehen Menschen mit dem Phänomen Krankheit um, in ihren individuellen und alltagspraktischen Erfahrungen, in ihren umweltlichen und in ihren politisch-staatlichen Sozialgefügen? Wir können beobachten, dass die Antworten auf diese Frage heute auseinanderzudriften scheinen: die Heilsversprechungen vom technisch perfekten unsterblichen Menschen auf der einen Seite und auf der anderen die Cassandra-Rufe vom Untergang der Menschheit in der selbstgefertigten und selbstverschuldeten epidemischen Ausrottung. Die Dichotomie dieses Auseinanderdriftens ist offenbar schon immer im menschlichen Denken angelegt: Muss oder soll die Existenz von Krankheit im menschlichen Leben gegenüber der menschlichen Gesundheit geleugnet, verdrängt, überwunden werden oder soll der Mensch lernen, mit der Krankheit umzugehen, sie als zu seinem Leben, zu seiner Gesundheit gehörend anzunehmen, zu begreifen, dass Gesundheit und Krankheit das körperliche Fundament seiner Ich-Identität sind?

Zumindest in der Tradition des westlichen, europäischen Denkens fungiert Krankheit doch weitgehend, wie Gebrechlichkeit, Behinderung und Alter, als ein gesellschaftlicher Ausnahmezustand, der vorübergehend oder dauerhaft zur Gettoisierung führt, zum mentalen oder realen Ausschluss von kranken, gebrechlichen, behinderten und alten Menschen aus den „normalen“ Lebenszusammenhängen der „gesunden“ Gesellschaft. Ich bin durchaus unsicher, was diese gesellschaftliche Gettoisierung deutlicher markiert: die Glöckchen, die in historischen Zeiten Leprakranke tragen mussten, damit man sie kommen hört und sich entsprechend schützen kann, – oder in unserer Gegenwart die immer häufiger begegnenden Rollstuhl-Symbole, die signalisieren, dass entsprechend Behinderte Zugang finden zu einer Autobahntoilette, einem Restaurant oder – leider seltener – zu einem öffentlichen Gebäude, einer Behörde und ähnlichem. Es geht mir nicht um eine sozialkritische Bewertung solcher Markierungen von Krankheit und Behinderung. In Zeiten, in denen die Lepra-Krankheit medizinisch nicht behandelt oder geheilt werden konnte, mögen die Glöckchen der Kranken durchaus einen vielleicht geradezu humanen Sinn machen für eine gesellschaftspolitische Lösung des Problems, wie leprakranke Minoritäten mit der „gesunden“ Majorität zusammen leben können. Und die Rollstuhl-Symbole in unserer Zeit signalisieren natürlich begrüßenswert und beruhigend, dass unsere Gesellschaft sich um die Integration Behinderter bemüht. Aber es bleibt – wenn das Paradox erlaubt ist – eine Integration von Ausgegrenzten, die besonders markiert werden muss. [...]

Diese Dichotomie von Ausgrenzung und (zweifelhafter) Integration ausgegrenzter kranker, gebrechlicher, behinderter und alter Menschen erkenne ich gewissermaßen exemplarisch [...] in zwei Symbolisierungen der darstellenden Kunst: Die eine ist das berühmte Gemälde von Pieter Breugel „Der Blinden-

sturz“, die, einer sich am anderen haltend, ihrem blinden Anführer blindlings in den Sumpf folgen. Die andere Symbolisierung ist ein anonymer Kupferstich ungefähr der gleichen Zeit: ein junger, kräftig gebauter Blinder trägt einen lahmen Alten auf den Schultern, der ihm den Weg weist.

Beide Bilder haben gemeinsam, dass sie zunächst die Distanz des „gesunden“ Betrachters zum Dargestellten visualisieren: Sie geben sozusagen kommentarlos die abgebildeten Behinderten dem befreienden, wenn auch vielleicht angstbesetzten, sich distanzierenden Lachen des Gesunden preis. Aber sie wären nicht Kunst, wenn sie nicht etwas über das Abgebildete hinaus Bedeutendes transportieren würden. Und da unterscheiden sich die Bilder: Breugels Gemälde sagt uns, vereinfacht interpretiert, die menschliche Existenz ist Blindheit und solange wir uns als Blinde von Blinden führen lassen, geraten wir allesamt in den Abgrund. Der anonyme Kupferstecher dagegen will uns bedeuten: Gebrechen haben wir alle, aber sie sind unterschiedlich, wir können uns gegenseitig helfen, wenn wir unsere gesunden Fähigkeiten für einander einsetzen.

Von da aus ist es nicht weit zu einer dritten Symbolisierung – zu einer literarischen: „Etwas Besseres als den Tod finden wir allemal“, sagen sich vier wegen Krankheit und Gebrechlichkeit Ausgestoßene, tun sich zusammen und vertreiben mit ihren je spezifischen Fähigkeiten eine Räubergesellschaft, etablieren sich im Leben. Es sind, wie unschwer zu bemerken ist, die Bremer Stadtmusikanten. [...] Dies alte Märchen ist, muss ich zugeben, eine seltene literarische Vision davon, wie sich Kranke, Gebrechliche, Ausgestoßene, dem Tod Geweihte einen Platz im Leben, in der – räuberischen – Gesellschaft erobern. Der vor kurzem erschienene Fotoband von Jürgen Baldiga spielt mit seinem Titel „Etwas Besseres als den Tod finden wir allemal“ auf das Märchen an und zeigt uns in drastischen Bildern das Gesicht von ausgegrenzten aidskranken Menschen, die auf ihrem Recht auf Teilnahme am gesellschaftlichen Leben bestehen. [...]

Die Krankheit muss geheilt, bekämpft, beseitigt, ausgemerzt werden, um die Ganzheitlichkeit der Gesundheit zu sichern. Wir erfahren und erleiden Krankheiten in der Regel als Einbruch in unser Ich-Verständnis, unser Lebensgefühl, als Störung oder Unterbrechung unseres Lebensrhythmus.

Erst wenn wir wieder gesund sind, sind wieder ganz Ich. [...]

Warum fällt es uns so schwer, unsere profanen Krankheiten als eine notwendiges Implikat unserer Gesundheit zu verstehen? Oder, andererseits, warum sprechen wir so schnell von einer „Flucht in die Krankheit“ bei Menschen, denen wir damit doch unterstellen, dass sie die Last der allseitigen und fort-dauernden Gesundheit nicht ertragen, die ihnen die Gesellschaft auferlegt. Krankheit als Einbruch in die Gesundheit oder als Flucht vor ihr bezeichnet sehr drastisch das Isolationistische, Ausgrenzende, den Distanzzwang unseres

Krankheits-Phantasmas. Krankenhäuser als Fluchtburgen, die wir bei Gott nicht missen wollen, sind zugleich Superzeichen des Distanzzwangs: wer geht schon gern und freiwillig ins Krankenhaus. [...] So sehr wir das Krankenhaus brauchen, zur fachkundigen und spezialisierten Heilung unserer Krankheiten, so sehr steht es symbolisch für das Ausgrenzen, Isolieren, Verdrängen des Krankheits-Phantasmas gegenüber dem gesellschaftlichen Zwang zur Gesundheit.

Homosexualität und Krankheit (*Härle*)

Wenn wir in dieser Weise den gesellschaftlichen Umgang mit Krankheit, Gebrechlichkeit, Behinderung und Sterben als eine Reaktion des Ausgrenzens, Verdrängens, der Isolierung und der Gettoisierung erkennen, dann hat dies unmittelbar Bedeutung für den Zusammenhang von gesellschaftlicher Ausgrenzung von homosexuellen Männern und Frauen und ihrer Stigmatisierung als Kranke, Behinderte, „Anormale“.

Unter historischen und systematischen Aspekten geht es jedoch nicht nur um diese negative Valenz des Krankheitsbegriffs. Wir stoßen zwar von Anfang an auf die Verbindung des Begriffs Homosexualität mit dem der Krankheit. Aber je nach dem argumentativen Zusammenhang stellt sich diese Verbindung in unterschiedlichen Bewertungen dar, die sich auch im Sprachgebrauch abbilden, nämlich in den Konjunktionen, in denen die beiden Begriffen verbunden werden. Ich will diese Unterschiede an drei Varianten dieser Konjunktionen erläutern.

Die Konjunktion „ist“

Die erste, gewissermaßen die Ur-Konjunktion taucht in dem Augenblick auf, in dem auch der Begriff Homosexualität überhaupt in die Debatte eingeführt wird: die Konjunktion „ist“. – Homosexualität ist Krankheit. Es ist dies eine janusköpfige Konjunktion, insofern sie sowohl für den restriktiven, antihomosexuellen als auch für den emanzipativen, Homosexualität bejahenden Diskurs kompatibel ist; sie ist trotzdem in sich selbst natürlich nicht wertfrei, sondern ambivalent.

Um dies anschaulich zu machen, greife ich auf das oben ausgeführte literarische Emblem zurück: „Etwas Besseres als den Tod finden wir allemal.“ Die Erfindung des Begriffs Homosexualität und mit ihr die Geburt des modernen Homosexuellen markiert genau den Übergang von der Auffassung, Homosexualität sei ein im Grunde todeswürdiges Vergehen gegen die Gebote Gottes und der Menschen, zu der Ansicht, der Homosexuelle sei für seine Orientierung und die daraus resultierenden Handlungen nicht im Schuldsinne zur Verantwortung zu ziehen, da er krank sei. Es ist, als verwirkliche sich am Paradigma des Homosexuellen, was die Bibel im Buch Jesus Sirach grundsätzlich prophe-

zeit: „Wer vor seinem Schöpfer sündigt, der soll dem Arzt in die Hände fallen.“ (Jes Sir 38,13). Die Sünde, das Vergehen, verwandelt sich in eine Krankheit, für die nicht der Richter bzw. Scharfrichter, sondern der Arzt zuständig ist (wobei der dann allerdings oft genug in deren Fußstapfen tritt). Aber „etwas Besseres als den Tod“ finden die Homosexuellen des ausgehenden 19. Jahrhunderts damit allemal, weshalb viele von ihnen sich mit wahrem Feuereifer auf die wichtigste Möglichkeit stürzen, die ihnen die Konjunktion „Homosexualität ist Krankheit“ bietet: von sich und ihrer Leidenschaft – im doppelten Sinn des Wortes „Leiden“ – offen und öffentlich zu sprechen.

Dass dabei nicht nur der Begriff Homosexualität, sondern auch die Einsichten, denen er sich verdankt, aus der Pathologie, der Lehre von den Krankheiten stammen, macht die Konjunktion „ist“ so problematisch, wobei es nur ein geringer Trost ist, dass diese Formel in einem Kontext steht, der Sexualität insgesamt des Pathologischen verdächtigt. [...]

In dem Augenblick, in dem Homosexualität als Domäne des Arztes – sprich: als Krankheit – entdeckt wird, wird sie zum einen als Defekt des Körperschemas, zum anderen aber auch als Phänomen der Sexualität entdeckt und verbalisiert. [...]

Konjunktionen „statt“ und „ist nicht“

In der kritischen Auseinandersetzung mit dem Verständnis von Homosexualität als Krankheit haben sich, gewissermaßen als Reaktionsbildung, zwei Konjunktionen dieser Begriffe entwickelt, die jedoch die Eierschalen ihrer Herkunft sichtbar an sich tragen. Die eine der beiden ist die Konjunktion „Homosexualität oder Krankheit“, genauer und zugespitzt gesagt: die Konjunktion „statt“: Homosexualität statt Krankheit bzw. vice versa Krankheit statt Homosexualität. Diese Konjunktion liegt implizit schon der Auffassung Sigmund Freuds zugrunde, dergemäß ein bestimmtes Krankheitsbild, nämlich das der Paranoia, aus verdrängter Homosexualität entsteht, dass also das Nicht-Akzeptieren der eigenen homosexuellen Triebwünsche krankmachende Auswirkungen auf das Ich haben kann. Wenn Freud auch nicht explizit zu der Konsequenz findet, so ist sie doch naheliegend: würde der homosexuelle Triebwunsch akzeptiert, dann könnte die Krankheit vermieden oder geheilt werden. Freuds Ätiologie der Paranoia ist umstritten, dennoch wirkt sie als Modell: an ihm wird anschaulich, dass der Mensch krank werden kann, weil er nicht homosexuell wird, d. h. statt der Homosexualität befällt ihn gewissermaßen die Krankheit, die sich nun als Platzhalter an die Stelle der nicht-akzeptierten Homosexualität setzt. Und umgekehrt: im Heilungsprozess könnte Homosexualität an die Stelle der Krankheit treten und in der Konjunktion „Homosexualität statt Krankheit“ den Menschen zu seiner sexuellen (statt seiner kranken) Identität befähigen.

In die Traditionslinie dieser Konjunktion lassen sich auch Morgenthalers viel-diskutierte Thesen zur Homosexualität einordnen, wenn nämlich dieser Autor die homosexuelle Identitätsfindung als spezifische Reaktionsbildung auf die je individuellen narzißtischen Verletzungen und ödipalen Konflikte versteht. Blicke die schwule Identitätsbildung aus oder würde sie unterdrückt, so entstünde an ihrer Stelle Krankheit im psychischen oder auch psychosomatischen Sinn. Oder umgekehrt: für Morgenthaler ist Homosexualität keine Krankheit, sondern steht an der Stelle möglicher Krankheiten.

Aber auch die bewusste und pointierte Negation eines kausalen oder modalen Zusammenhangs zwischen Homosexualität und Krankheit [...] bleibt an das Krankheits-Phantasma gebunden und operiert mit den problematischen Begriffen Gesundheit, Natürlichkeit oder Veranlagung, nur eben unter umgekehrten Vorzeichen. Das heißt: auch der scheinbar naheliegende, emanzipationspolitisch womöglich notwendige Satz, „Homosexualität ist keine Krankheit und hat mit Krankheit nichts zu tun“ erweist sich als fixiert an den rein negativ konnotierten, antiemanzipatorischen Krankheitsbegriff. [...]

Mit dem Schlachtruf „Die Tunte ist tot – es lebe der normale Homosexuelle“ wird das Natürlichkeits- und Gesundheitspostulat der Homosexualität eingelöst. In ihm kehrt sich der emanzipatorische Anspruch gegen sich selbst und hebt sich auf. Auch für diese Variante des schwulen Gesundheitspostulats gilt Hartmut von Hentigs Sentenz: ‚Der Heilungswille des Homosexuellen ist seine Krankheit, nicht seine Homosexualität.‘

Ich will dies durch eine Abwandlung des vorhin zitierten Satzes aus Jesus Sirach ergänzen: „Wer vor seinem Schöpfer sündigt, der soll nicht dem Arzt, sondern dem Natürlichkeits-Soziologen in die Hände fallen!“ – Ich weiß nicht, was schlimmer ist...

Die Konjunktion „und“

Deswegen – und nur deswegen – erscheint es mir sinnvoll, die Konjunktion „Homosexualität und Krankheit“ zu denken und weiterzuentwickeln. Diese Konjunktion „und“ unterscheidet sich grundlegend von den skizzierten Gleichsetzungen und Ausschließungen der Begriffe „Homosexualität“ und „Krankheit“. Aber sie bewahrt dennoch den Zusammenhang, der nicht nur historisch, sondern auch systematisch gegeben ist. Um dieses Zusammenhangs willen haben wir die Konjunktion „und“ als Tagungsthema gewählt, obwohl wir uns der schlimmen Assoziationen bewusst sind, die das Begriffspaar auslöst. Deswegen ist es nicht zu denken ohne die Präzisierung, dass es sich dabei um einen „prekären Zusammenhang“ handelt.

Er ist, zugegebenermaßen, ein uns aufgezwungener Zusammenhang, der den, der ihn annimmt, nicht in seinem „Normalsein“ sich einrichten lässt, sondern ihn mit seinem Fremdsein konfrontiert: dem Fremdsein in sich selbst und dem

Fremdsein in einem gesellschaftlichen Umfeld, das mit Ausgrenzung, Abschiebung und Vernichtung auf das Fremde, den Fremden reagiert.

Aber eine aufgezwungen Rolle zu akzeptieren kann auch ein Zeichen von Stolz sein und Räume eröffnen, in denen diese Rolle, die der sprachlichen Konjunktion „und“ entspricht, kreativ gestaltet werden kann, sei es lebenspraktisch im Freiraum der Außenseiterexistenz, sei es künstlerisch und literarisch im Freiraum der Phantasie. [...]

Wir sind uns diese homosexuelle Perspektive, die „zerrüttet“ sein kann, weil sie eben nicht die „normale“ ist, selber schuldig. [...] Wir sind sie uns auch schuldig aus Solidarität. In dem Augenblick, in dem wir für die homosexuelle Perspektive die Qualität des Fremdseins und – sit venia verbo – Krankheit zurückgewinnen, stellen wir uns zu denen, die von HIV und Aids betroffen sind, statt sie unsererseits auszugrenzen. Denn die aufgezwungen Konjunktion „Homosexualität und Krankheit“ hat durch HIV und Aids eine brisante Aktualität zurückgewonnen, die wir nicht ignorieren können und dürfen. In ihr, so lässt sich provokant und anstößig formulieren, kommt der homosexuelle Grundkonflikt wieder zu seinem Recht, und die Spannung, die daraus entsteht, könnte und sollte uns zu produktiven Leistungen anspornen, sowohl im persönlichen Miteinander als auch in der literarischen Auseinandersetzung und Gestaltung dieses „prekären Zusammenhangs“.

Homosexualität und Literatur (Popp)

Der französische Romanist und Schriftsteller Dominique Fernandez thematisiert in seinem Roman „Der Ruhm des Paria“ provokativ den Zusammenhang von Homosexualität, Krankheit, nämlich der Krankheit Aids, Stolz und Selbstbehauptungswillen des Homosexuellen als Außenseiter, als „Paria“ der Gesellschaft. In seinem Buch „Der Raub des Ganymed“ legt uns Fernandez ein „Kulturgeschichte der Homosexualität“ vor, die gleichfalls für unser Kolloquiumsthema relevant sein sollte. Er stellt noch einmal, wie vor ihm schon andere Wissenschaftler, einen Zusammenhang her zwischen Ausgrenzung, Stigmatisierung, Diskriminierung homosexueller Künstler und Autoren und deren gerade daraus entspringender künstlerischen und literarischen Kreativität und Produktivität, einen Zusammenhang, der für ihn kulturtheoretisch zwingend erscheint. Eine „homosexuelle Kultur“ könne es nur geben, wenn Homosexuelle unterdrückt, ausgegrenzt, stigmatisiert sind. Die kulturelle Funktion der Thematisierung von Homosexualität besteht für Fernandez ausschließlich in der „Ablehnung der Normalität“ und der „Wahl des Außenseitertums“.

Aids und Literatur

Fernandez verdeutlicht dies an seinen eigenen literarischen Produktionsproblemen beim Schreiben des Romans „Der Ruhm des Paria“: Denn der

Paria dieses Romans, der 45jährige Schriftsteller Bernard, hat als Jugendlicher seine Homosexualität noch als Stigmatisierung, Abartigkeit, Krankheit erfahren, die vor der Öffentlichkeit verborgen werden muss, deren Verborgenheit aber zugleich die Lust am Gefährlichen, Abenteuerlichen, an der Grenzüberschreitung weckt. Nach der Befreiungsbewegung des Jahres 1968, die auch die Emanzipation der Schwulen bedeutet, kann Bernard aus dieser Verborgenheit heraustreten, verliert damit aber zugleich die homosexuelle Identität des Grenzüberschreiters, des Oppositionellen und Outlaws.

Das Leben eines derart emanzipierten (und entzauberten) Schwulen, und erst recht das Leben aller Schwulen der Generation nach '68 zu beschreiben, wäre nach Fernandez nicht mehr Sache einer ‚homosexuellen Literatur‘, ja es könnte wohl den Schriftsteller im schlimmsten Fall verleiten, ‚die pornographische Sprache der niedrigsten heterosexuellen Literatur zu gebrauchen‘. Die Krankheit Aids allerdings mache ‚homosexuelle Literatur‘ wieder möglich – oder fordert sie heraus. Der ‚Paria‘ Bernard hat, nach der Selbstinterpretation von Fernandez, zwei Erkenntnisse: ‚1. Die Homosexuellen sind wieder eine Risikogruppe geworden, eine Formulierung, die auf angenehme Art den Stolz in ihm weckt, zu einer bedrohten Art zu gehören. 2. Ist Aids oder zumindest seine blitzartige Ausbreitung in den Vereinigten Staaten und in Europa nicht auf eine grenzenlose Permissivität zurückzuführen, die backrooms, Saunen und andere Orte der Anmache für Liebhaber flüchtiger, anonymer und fast mechanischer Vergnügungen begünstigen? Das hieße, dass eine Zeit, in der Sex banaler Konsumartikel geworden ist, nicht nur das vom ‚Fortschritt‘ der Sitten versprochene Paradies, sondern das Scheitern des Optimismus markiert, den die Schwulen verkündeten.‘

Und Fernandez interpretiert die Konsequenzen, die sein Romanheld aus diesen Erkenntnissen zieht:

‚Diese Überlegungen und das Bewusstsein, dass er sein Schicksal letztendlich verraten hat, indem er als glücklicher Homosexueller lebt, der das auch zeigt, bereiten Bernard darauf vor, Aids, als die Reihe an ihn kommt, weniger mit Schrecken als mit Erleichterung anzunehmen. Lange hatte er in dem schmerzhaften, doch stimulierenden Gefühl gelebt, ein Outlaw zu sein, Opfer eines Fluches, der ihn quälte, ihm jedoch gleichzeitig den unschätzbaren Vorteil lieferte, sich von den anderen zu unterscheiden und dem allgemeinen Los zu entgehen. Nach einem kurzen Intervall von einigen Jahren, in denen er friedlich von den Wohltaten der Normalität zehrte, wird er plötzlich zurückversetzt in die dramatische Atmosphäre seiner Jugend. Alle, die ihm nahestehen, verlassen ihn nach und nach; es wird leer um ihn. Aus der Gemeinde ausgestoßen, allein im schwarzen Schein der Erniedrigung, holt ihn sein rühmliches Paria-sein wieder ein. Dadurch kann er im Einklang mit sich selbst sterben, dem treu, was er immer für sein Geschick gehalten hatte.‘ Das sind vielleicht nicht

nur provokative, sondern schlimme, gefährliche Spekulationen zur Beschreibung einer spezifischen ‚homosexuellen Literatur‘. Sie sollen und müssen auf diesem Kolloquium diskutiert werden.

Ich setze dem die Utopie entgegen, die der Jugendschriftsteller Lutz van Dijk entwarf: Die Utopie einer Gesellschaft, die im Gegensatz zu unserer realen den offenen, grundsätzlich wertschätzenden Umgang mit Behinderung, Krankheit, einschließlich Aids, Alter und Tod in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Prozesse stellt. Die Utopie einer Gesellschaft, in der für die Lösung aller gesellschaftlichen Probleme die Frage nach der Individualität der körperlich Benachteiligten absoluten Vorrang hätte, das Recht auf gesellschaftliche Gleichstellung für alle Benachteiligten selbstverständlich gerichtlich einklagbar wäre.

Lutz van Dijk entwirft eine allgemein Utopie einer Gesellschaft, die anders als die unsere reale mit dem Phänomen Krankheit und Sterben umgeht. Aber er kommt zu dieser Utopie aus seiner realen homosexuellen Erfahrung der Begegnung mit der Krankheit Aids. Wäre es nicht möglich, dass aus solchen Erfahrungen doch noch eine ganz andere Auffassung von der gesellschaftlichen Funktion einer ‚homosexuellen Literatur‘ erwüchse als die des bloß oppositionellen der Gesellschaftskritik aus der Position des Außenseiters, wie sie uns Dominique Fernandez vorstellt? Dass nämlich gerade die existenzielle Begegnung mit dem Phänomen Krankheit und Sterben homosexueller Autoren in besonderem Maße befähigen könnte, unserer Gesellschaft Alternativen im Umgang mit Krankheit und Sterben vorzustellen, die alle Gesellschaftsmitglieder zu einem besseren und vernünftigeren Umgang mit diesem Phänomen befähigen könnten.

Grenzüberschreitungen

Zu meinem 60. Geburtstag überraschte mich Gerhard Härle mit einer opulenten Festschrift: „Grenzüberschreitungen. Friedenspädagogik, Geschlechter-Diskurs, Literatur – Sprache – Didaktik.“ In seinem Einführungsbeitrag zu dieser Festschrift beschreibt er in seiner feinsinnigen Art am Beginn wie „Grenzüberschreitungen“ zu verstehen sind:

Wer Grenzen überschreitet, negiert diese Grenzen nicht einfach, sondern wird sich ihrer Bedeutung bewusst, besonders dann, wenn die Grenzüberschreitung als Grenzverletzung geahndet wird. Allerdings bildet die „Grenzüberschreitung“, wie das obige Motto formuliert, auch den Ursprung dessen, was ein wesentliches Vermögen des Menschen ausmacht: seine intellektuelle und moralische Erkenntnis- und Entscheidungsfähigkeit. [...] Zugleich kommt damit aber auch das Risiko in den Blick, das im wissenschaftlichen Diskurs

gewöhnlich als Ausgrenzung bezeichnet wird: die vermeintliche oder tatsächliche Selbst-Ghettoisierung von Forschungsansätzen und Methodologien, die sich nicht innerhalb der abgesteckten und somit auch anerkannten Grenzen des jeweiligen Faches bewegen.

Er bezeichnet die Beiträge in dem Buch als Beiträge zu einer solchen Grenzüberschreitung. Und stellt fest:

Die Texte stellen sich in ihrer Gesamtheit als interdisziplinäres Panorama dar, das in seinem Zentrum zusammengehalten wird von jenem wissenschaftsethischen Bewusstsein, das auch das Lebenswerk Wolfgang Pops charakterisiert: von der besonderen gesellschaftlichen Verantwortung, in die die Geisteswissenschaften gestellt sind. Im Sinne dieser Verantwortung will auch dieser Band einen Beitrag dazu leisten, sowohl die engen Grenzen der Fachdisziplin zu überschreiten als auch die Grenzen zu marginalisierten und tabuisierten Themenbereichen durchlässiger zu machen.

Die Festschrift enthält eine solche Fülle an innovativen Entdeckungen und Ideen, die mich einfach überwältigen. Alle Hochschulkolleginnen und Hochschulkollegen und viele auswärtige gute Kollegen haben insgesamt 31 Beiträgen beige-steuert. Ich lese immer wieder in diesen Texten, die ich als freundschaftliche und persönliche Zueignungen wahrnehme. Hartmut Böhme aus Berlin hat z.B. mit seinem fulminanten Text zu Albrecht Dürers Aquarell des Traumgesichts von der Sintflut meine Liebe zur literarisch gestalteten wissenschaftlichen Sprache getroffen. Helmut Kreuzer macht mich mit dem mir vollkommen unbekanntem Autor Jens Bjørneboe und einem widerspenstigen Schul-Roman bekannt. Peter Seibert eröffnet mir den Zugang zum Medium Fernsehen anhand des politisch hochbrisanten Fernsehfilm um Lysistrata von Fritz Kortner. Dass Helmut Jochems, der am Beginn meiner Siegener Zeit so skeptisch gegenüber meinem Aussehen und Auftreten war, ausgerechnet einen Text über ein so brisantes Thema wie die „Deutsche Kurzschrift unterm Hakenkreuz“ schreibt, erscheint mir als eine besondere Achtung. Auch dass sich Johannes Kramer mit einem so abgelegenen Thema wie „Weibliche Homosexualität in der griechischen Literatur“ beschäftigt, bezeichnet einen weißen Fleck in der Homoliteratur, den ich immer noch beklage. Heinrich Detering aus Göttingen füllt eine wertvolle Lücke in unserer Auseinandersetzung mit Krankheit und Homosexualität. Wolfgang von Wangenheim lässt seinen voyeuristischen Blick auf die nackten „Lazzeroni“ in der warmen Sonne Neapels so lustvoll durch die Literatur von Neapel-Besuchern wandern, dass ich sie selbst vor mir sehe. Ulla Link-Heer schreibt direkt eine „Hommage“ an mich, was mich natürlich besonders ehrt. Sie stellt die Faszination der Frau Colette an männlicher Homosexualität als Folge ihrer Ausschließung als Liebesobjekt dieser

exklusiven Beziehung dar. Ursula Böhmer, meine liebe Kollegin und Freundin, stellt den spanischen Dichter Luis Cernuda vor, der nahezu unbekannt als Homosexueller blieb. Und sie stellt einen Lazarus vor, der sehr anders ist als die nackten jungen „bräunlichen Lazzeroni“ im Neapel Wolfgang von Wangenheim, ein „Schlachtfeld zwischen Eros und Thanatos“, wie Ursula ihn nennt, so sehr in der Welt unseres Themas von „Homosexualität und Krankheit“ zuhause, ein Bündel von Leiderfahrungen, „von Trennung und Verlust, von Zerstörung und Vertreibung“, aber zuletzt doch mit der Bereitschaft „auf den Ruf des Lebens zu hören“. Rüdiger Lautmann aus Hamburg schließlich kritisiert mich offen und zu Recht für die pauschale Art und Weise, in der ich in meinem Buch „Männerliebe“ alle möglichen Sorten von Liebe unter dem vereinfachenden Begriff der Homosexualität subsumiere. Er ärgert sich vor allem darüber, dass ich die Päderastie und die Pädophilie als Homosexualität bezeichne. Er plädiert dafür, dass die „Typologien, mit denen wir erotische und sexuelle Phänomene ordnen, stimmen“ und stellt fest, dass sich Pädophilie heute „als autonome Begehrensform“ konstituiert. Das weist er an einer Vielzahl von Beispielen aus den Interviews seines einschlägigen Forschungsprojekts nach. Ich kann ihm nur danken für diese Erkenntniserweiterung meines Horizonts, man lernt nie aus.

Rede zu Gerhards Härles 60. Geburtstag

Als Gerhard mich zu seinem 60. Geburtstag einlud, den er mit vielen Gästen in Kloster Bernried feierte, war ich schon so fußleidend, dass ich absagen musste. Meine vorgesehene Ansprache zu dieser Gelegenheit sprach ich deshalb auf Videokassette und sandte sie ihm zu. Ich gebe sie hier in voller Länge wieder, weil sie, denke ich, meine Zusammenarbeit mit ihm und unsere Vertrautheit gut widerspiegelt:

Bei Anlässen wie dem heutigen greife ich gern – wie das Literaturwissenschaftler so zu tun pflegen – auf ein Buch zurück. Und zwar auf das Buch eines Autors, der weitgehend unbekannt ist, den in diesem Kreise möglicherweise nur der Jubilar kennt: denn Felix Rexhausen ist nur unter gewissen Insidern bekannt für seine hinreißenden satirischen Texte zur – hm – homosexuellen Thematik. Aber keine Angst: ich will Sie und euch nicht mit dieser Thematik bedrohen. Das Buch, auf das ich mich beziehe, hat vielmehr den unverfänglichen Titel: „Mit deutscher Tinte. Briefe und Ansprachen für alle Wechselfälle des Lebens“. Ein Buch also, das uns Anweisungen und Anregungen gibt, bei verschiedenen Anlässen den richtigen Brief zu schreiben oder die richtige Ansprache zu halten. Und darum geht es mir.

Unter der Kapitelüberschrift ‚Die Verpflichtung zur Ansprache‘ sagt Rexhausen u. a.: ‚Ohne Ansprache wäre das menschliche Miteinander öd und leer‘ und er verweist darauf, dass die Ansprache im Gegensatz zum Brief dem Kontakt

mit vielen Menschen dient: ‚Wer also glaubt, er brauche keine Ansprache zu halten, und sich dieser Verpflichtung entzieht, der verweigert sich seiner eigenen Menschwerdung, die ja erst durch das Aufgehen in einer Gemeinschaft, durch den Kontakt mit den vielen anderen erreicht wird. ‚Wer sich der Ansprache entzieht, entzieht sich sich selbst‘ hat einmal ein großer Mann gesagt, und man könnte ergänzen: er untergräbt auch den menschlichen Daseinsgrund überhaupt.

Zur Form der Ansprache gibt Rexhausen dann einige wichtige grundsätzliche Hinweise:

Zunächst: Ansprachen sollten so lang sein, dass die Zuhörer wirklich gefangen werden, und so kurz, dass sie nicht ermüden. Besser hält man in kurzem Zeitabstand zwei Ansprachen von mäßiger Länge als eine zu lange auf einmal. [...] Wie deutlich wir sprechen, hängt vom Anlass, von der Akustik des Raums und von unserer eigenen Kiefer- und Zahnstellung ab. Jedenfalls aber muss wenigstens ein Fünftel bis ein Drittel unserer Ansprache verstanden werden können, sonst lässt die Aufmerksamkeit der Hörer leicht nach. Je nachdem empfiehlt es sich, einige kurze Kernsätze bereit zu halten, die man mit aller Kraft ganz klar und deutlich hervorstößt, damit alle Hörer das Wichtigste mitbekommen, z. B. ‚Das wollen wir!‘, ‚Gott ist groß!‘, ‚Kultur ins Heim!‘, ‚Lies mal wieder!‘, ‚Goethe lebt fort!‘, ‚Keiner soll hungern!‘, ‚Sport stählt!‘ usf. [...] Sehr gut kommt man in eine Ansprache hinein, wenn man beginnt mit der Wendung: ‚Wer hätte vor XX (Jahren) gedacht, dass heute ...‘ und damit ist man schon beim Anlass. Solche Verwunderung spricht die Zuhörer sofort an, sie wundern sich mit uns und wir haben den nötigen Kontakt. Ein guter Anfang ist auch der Satz: ‚Wir sind in dieser Stunde hier zusammengekommen, um ...‘ und bei feierlichen Anlässen aller Art die Wendung: ‚Immer und überall fragt sich der Mensch, von jeher und heute besonders, fragt sich der Mensch ...‘, und es folgt eine zu dem Anlass passende Frage...

Nun gibt uns Rexhausen Anweisungen für Traueransprachen, für Einweihungsansprachen, für Protestreden, für Preisverleihungen u. ä. Und auch in dem Kapitel über Ansprachen zu Jubiläen und Gedenkfeiern macht er Vorschläge für verschiedene Anlässe: z. B. 40 Jahre Glasers Fruchtbonbons, 175 Jahre Michelangeliforschung, 1000 Jahre Hofbräuhaus u. ä., aber leider keinen für den Anlass eines 60. Geburtstages. Deshalb will ich das jetzt nachholen und dabei möglichst alle seine allgemeinen Ratschläge beachten, also:

Hochverehrter Jubilar, lieber Gerhard, hochverehrte Jubelversammlung,

wer hätte vor 60 Jahren gedacht, dass wir uns heute hier zusammenfinden, um Gerhards 60. Geburtstag zu feiern, nicht irgendwo, sondern hier, im Barocksaal eines ehrwürdigen Klosters. Wir sind also in dieser Stunde zusammengekommen, um darüber nachzudenken, was der feierliche Rahmen unserer Zusammenkunft bedeuten mag. Immer und überall fragt sich der Mensch, von jeher und heute besonders, fragt sich der Mensch, was die tiefsten Beweggründe seines Tun und Handelns sind. Zwar gibt es im Leben eines jeden Menschen Höhen und Tiefen, und das gilt sicher auch für dein Leben, lieber Gerhard, aber ein bisschen darüber nachdenken, was dich als individueller, einmaliger Mensch ausmacht: das wollen wir! Und da liegen Barock und Kloster näher beieinander, als man denken mag: Denn allein dein Wunsch, diesen Festabend unter das Leitmotiv „Begegnung“ zu stellen, gibt dich als barocken Geist zu erkennen, der seine Beziehungen nicht weit und vielfältig genug gestalten kann und vor nichts Überraschendem und Ungewöhnlichem zurückschreckt. Auf der anderen Seite aber prägt das Klösterliche, Mönchische dein Leben wohl spätestens als du dein Studium ausgerechnet mit der Theologie beginnst. Aber: Gott ist groß! Er lässt dich nicht hinter noch so prunkvollen Klostermauern verrotten, sondern wirft dich hinaus ins sprudelnde Leben. Und da hast du nichts Wichtigeres zu tun, als dich eines Themas anzunehmen, das alles andere als „Mainstream“ ist: Homosexualität und Literatur! Es war in einer Zeit, in der eine junge Generation von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen manche Tabus brechen wollte und nach Möglichkeiten hungerte, dies umzusetzen. Du selbst hast mit deinen Büchern zu Klaus und Thomas Mann und mit deinen vielen Beiträgen zu anderen Autoren Wegmarken dafür gesetzt, wie Tabubruch mit seriöser und innovativer wissenschaftlicher Arbeit verbunden werden kann. Und mit der Organisation der Internationalen Siegener Kolloquien und mit der Herausgabe der Zeitschrift Homosexualität und Literatur hast du – mit anderen – für viele andere diese tabufreie Publikations- und Diskussionsmöglichkeiten geschaffen, frei nach dem Motto: Keiner soll hungern! Dabei hast du eine Tugend entwickelt, die auch heute noch oder gerade heute wieder rar ist: Wenn man deine – barock anmutende – Publikationsliste überfliegt, kann man unschwer bemerken. Es geht dir in deiner wissenschaftlichen Tätigkeit nicht vorrangig darum, möglichst viele Monographien zu publizieren, sondern du siehst einen Schwerpunkt bei der Herausgabe von Sammelbänden. Auch das hat etwas Mönchisches und etwas Barockes an sich: in mönchischer Bescheidenheit nimmst du die Mühsalen des Einsammelns, Sichtens, Redigierens einzelner Beiträge auf dich, um durch das Ergebnis dieser Mühen die barocke Pracht einer Vielzahl von Stimmen zu entfalten. Ich darf die Gelegenheit nutzen, dir hier noch einmal ganz persönlich zu danken für die präch-

tige, barocke Sammlung „Grenzüberschreitungen“, die du anlässlich meines 60. Geburtstages organisiert hast und die mich immer noch herausfordert: Lies mal wieder! Irgendwann aber schien es an der Zeit, das allzu weltliche und schmutzige Gebiet der Schwulitäten zu verlassen und dem Ruf zu folgen: Kultur ins Haus! Du wendest dich einem altem mönchischen Thema zu und beschäftigst dich mit der „Reinheit“. Wer sagt's denn: der Mönch und Reformator Martin Luther wird zum Kronzeugen für die umfangreichste, gelehrteste und – man verzeihe mir – am wenigsten gelesene Publikation unseres Jubilars. Aber vielleicht bringt dich der Umgang mit dem wortgewaltigen Reformator auf eigene neue Reformideen: Die Reform des Literaturunterrichts im Blick auf das Sprechen über Literatur und literarische Bildung. Titel wie ‚Kein endgültiges Wort. Die Wiederentdeckung des Gesprächs im Literaturunterricht‘, ‚Sich bilden ist nichts anderes, als frei werden‘ oder ‚Alles Verstehen ... ist immer zugleich ein Nichtverstehen‘ – solche Titel greifen die Ideen der Reformdiskussion der 70er Jahre auf und führen sie weiter: du wirst zum Schöpfer einer neuen Heidelberger Literaturpädagogik, die wahrscheinlich – wie jene älteren Reformideen – nur auf dem praxisgetränkten Boden einer Pädagogischen Hochschule wachsen konnte.

In deiner jüngsten Veröffentlichung (zusammen mit Felix Heizmann), die Bernhard Rank zu seinem 65. Geburtstag zugeeignet ist, veranschaulichst du das an einem extremen Literaturbeispiel: an Franz Kafkas Studie ‚Die Brücke‘: ‚Ich war steif und kalt, ich war eine Brücke, über einem Abgrund lag ich, diesseits waren die Fußspitzen, jenseits die Hände eingebohrt, in bröckelndem Lehm hatte ich mich festgebissen.‘ – Was für eine Vorstellung! Auf 123 Seiten werden Gespräche zwischen Studierenden dokumentiert und interpretiert, die eine ganz erstaunliche Vielzahl von Perspektiven auf diese Brücke offenlegen. Eine allerdings scheint mir vernachlässigt: die sportliche. Denn die eigentliche Botschaft Kafkas ist doch wohl: Sport stählt!

Nachdem ich auch diesen Kernsatz von Rexhausen mit etwas Mühe untergebracht habe, muss ich zum Schluss noch auf das mir liebste deiner Bücher kommen: ‚Lyrik – Liebe – Leidenschaft‘. Lieber Gerhard, was du hier an wundervollen Gedichten und Meditationen zusammen getragen hast, hat auch vor den kritischsten Augen Bestand. Es ist weit mehr als nur ein ‚Streifzug durch die Liebeslyrik von Sappho bis Sarah Kirsch‘, denn du ‚streifst‘ die einzelnen Texte, ihre Autorinnen und Autoren, ihre kulturellen und individuellen Hintergründe nicht nur, sondern näherst dich ihnen mit einer Liebe und Bewunderung, die dich in deinem ganzen Wesen erkennbar macht: als barocken Universalisten, als mönchischen Tiefenbohrer, als einen, der nicht nur über Liebe spricht, sondern der die Liebe hat. Solange es solche Bücher wie dieses gibt, kann man getrost sagen: Goethe lebt fort!



Medaillon für Dirck Linck

Dirck wurde der Nachfolger von Gerhard und betreute die Redaktion des Forum Homosexualität und Literatur von 1992 bis 2007 mit der gleichen Zuverlässigkeit, Gewissenhaftigkeit und Kreativität wie zuvor Gerhard. Er wohnte in Hannover zusammen mit einem Freund. Dirck hielt sich mit seinem Privatleben eher zurück, ich wusste eigentlich in der ganzen Zeit unserer Zusammenarbeit wenig darüber und bedrängte ihn auch nicht, mir davon mehr zu erzählen. Er hat das Forum mit fantastischen eigenen Beiträgen bereichert. Ich erinnere mich an seine fulminanten Beiträge zum „Reise-Begehren“ bei Hubert Fichte und Rolf Dieter Brinkmann oder an seine Porträts zu Ronald Schernikau und Detlef Meyer, seine vielen einfühlsamen und kundigen Nachrufe auf verstorbene schwule Autoren, an seine überraschenden „Notizen zur literarischen Existenz schwuler Städtebewohner“, an seine immer wieder aufkommende Beschäftigung mit der Pop-Literatur und mit allerhand Outsidern des Literaturbetriebs. Ein Umtriebiger, der immer auf der Suche nach dem Vergessenen und Verdrängten war.

Wir haben zusammen 1997 das Siegener Kolloquium zu „Erinnern und Wiederentdecken. Tabuisierung und Enttabuisierung der männlichen und weiblichen Homosexualität in Wissenschaft und Kritik“ organisiert, wobei er zweifellos der Spiritus Rektor war. In der Erläuterung zu diesem Kolloquium sagen wir im Programmheft u. a.:

Homosexuelle sind als Angehörige einer Minderheit in besonderem Maße mit dem Problem gesellschaftlicher Ungleichzeitigkeit konfrontiert. Insofern ihre Lebenswelt ebenso wie ihre spezifischen Ausdrucksmittel einerseits Reaktionsbildungen auf Unterdrückungserfahrungen sind, andererseits auf die Verwirklichung eigener Wünsche und Bedürfnisse hin organisiert werden, ist eine Synchronisiertheit dieser Lebenswelt und dieser Ausdrucksmittel mit der gesamtgesellschaftlichen Realität ausgeschlossen, solange diese von der Idee allgemein

gültiger Normen bestimmt ist. Die Lebensschicksale Homosexueller sind geprägt von der Erfahrung einer Existenz zwischen unterschiedlich entwickelten Lebensräumen, zwischen dominanter heterosexueller Lebenswelt und subkultureller schwulesbischer Lebenswelt. In diesem Spannungsverhältnis findet homosexuelle Kultur ihre Besonderheit, finden Homosexuelle ihre speziellen Ausdrucksmittel und -formen, die Lebenswelt und künstlerische Produktion gleichermaßen beeinflussen. Mit der Frage nach der Spezifik einer gesellschaftlichen Ungleichzeitigkeit von männlichen und weiblichen Homosexuellen wird ein Problem zur Diskussion gebracht, das zentraler Gegenstand der postmodernen Debatte um eine pluralistische Ästhetik der Differenzen ist, die überwindet, was Hans Mayer in seiner großen exemplarischen Studie ‚Außenseiter‘ als ‚Antinomie der Aufklärung‘ kritisiert: ‚die Nichtbeachtung der außenseiterischen Subjektivität, die ungeduldige Verlegenheit vor Einsamkeiten, welche nicht durch ein Kollektiv geteilt werden.‘

In dem Dokumentationsband dieses Kolloquiums findet sich dann der Einführungsvortrag von Dirck unter dem scheinbar widersprüchlichen Titel: „Welches Vergessen erinnere ich?“, den auch der Untertitel: „Zum Umgang der aufklärerischen Ästhetik mit einem Tabu“ kaum enträtselt. Ein typischer Dirck Linck, der mich immer wieder begeistern kann. Scharfsichtig kritisiert er die verbreitete Auffassung von Geschichte als „Siegergeschichte“ und vor allem die Versuche prominenter Schwuler, „schwule Geschichtsschreibung der Sieger“ zu verfolgen, die den integrierten und auf Integration bedachten (europäisch-amerikanischen) Schwulen der Gegenwart vom unterdrückten Homosexuellen der Vergangenheit unterscheidet und zugleich von der mitlebenden Klemmschwester, der exzentrischen Tunte, den Homosexualitäten der großen Rest-Welt. Der auf Gleichheit pochende Schwule liefert den Maßstab, an dem Tunte und Klemmschwester und überhaupt sich alle orientieren sollen. Am Beispiel von Kafkas „Bericht für eine Akademie“ veranschaulicht er dies: Der zu akademischer Intellektualität zivilisierte Affe Rotpeter hat „seine Jugend“ als in der Freiheit lebender Affe vergessen, die Voraussetzung dafür, überhaupt vor der Akademie sprechen zu können. Er „erinnert sich an ein Vergessen“, aber seine „Zivilisierung“ erfolgt nicht freiwillig, er muss sich

den „Machtverhältnissen“ unterwerfen. Er plädiert dem gegenüber für ein Erinnern an das unaufgebbare Differente der homosexuellen Existenz und merkt – 1997! – in einer Fußnote prophetisch an: „Weil es immerhin vorstellbar ist, dass ein Ministerium dereinst darauf verfallen könnte, eine „Akzeptanzkampagne“ für Schwule und Lesben zu starten, und weil außerdem immerhin vorstellbar ist, dass manche das weniger absurd fänden, als es ist, möchte ich an einen weiteren Gedanken Danneckers erinnern: „Letztlich wird jedermann seine Toleranz gegenüber Homosexuellen bekunden und damit doch nur ein vollkommenes Abstraktum meinen, so dass bei der ersten Konfrontation mit dem Differenten an Homosexuellen die alte Verachtung rachsüchtig hervorbricht“ (1987!). Dirck kommt zu einer außerordentlich gelehrten, auch abgelegene Belege berücksichtigenden Kritik der Ästhetik der Aufklärung und stellt lapidar fest: „Die Literatur der Aufklärung tabuisiert Homosexualität, weil sie Sexualität tabuisiert.“ Er formuliert Sätze wie: „Der Homosexuelle steht für das, was einer Gesellschaft bevorsteht, die die Zügel schleifen lässt. Zügellose Sexualität.“ Er feiert und fordert schließlich eine (homosexuelle) Literatur, die „uns an die Freiheit erinnert. Nicht an eine verlorenen Freiheit, sondern an eine poetisch zu erfindende. Das ist nicht die Freiheit, die die Sieger meinen.“

Auch 2001 organisierten wir zusammen noch einmal ein Kolloquium, das 12. und letzte der Reihe. Es hatte den schönen Titel „Kindheit und Adoleszenz. Entwicklung und Gestaltung eines Themas der homosexuellen Kunst und Literatur“. Im Heft 43/2003 sind einige Beiträge dokumentiert: Annette Runte über Heimito von Doderers „Jutta Bamberger“, Rolf Lessenich über englische Schützengrabenlyrik im Ersten Weltkrieg, die offensichtlich stark geprägt ist von kriegsbegeisterten schwulen Jünglingen, Volker Woltersdorff über erinnerte Kindheit, Sissy Boys, frühreife Perverse und stinknormale Jungs, Dino Hecker über den Kult des Kindlichen bei William Beckford, alles wirklich neue und überraschende Einsichten in ein durchaus prekäres Feld, die mich selber veranlassten, mich vermehrt dem Thema zuzuwenden. Leider habe ich über dieses Kolloquium keine weiteren Unterlagen mehr.

Dirck Linck verlor seine zeitlich befristete Stelle bei mir viel zu früh. Als keine Verlängerung mehr möglich war, fand er zum Glück Unterschlupf bei einem Großprojekt von Gert Mattenklott in Ber-

lin. Dirck zog in eine ungewisse berufliche Zukunft nach Berlin, blieb aber dem Forum Homosexualität und Literatur als verantwortlicher Redakteur treu. Ohne seinen unermüdlichen Einsatz für diese Sache wäre es nicht bis zum 50. Band gekommen. 2007 trafen sich die verbliebenen Herausgeber, Marita Keilson-Lauritz, Wolfram Setz, Dirck Linck und ich zum letzten Mal in Köln, um schweren Herzens das Ende der Zeitschrift zu beschließen.

In diesem Band 50 schreibt Dirck eine „Kleine Hommage an Wolfgang Popp & Hubert Fichte“ mit dem Titel „Vom Leuchten“, die mir heute wie ein Abgesang auf die „schwule Literatur“ vor- kommt. Darin solche Sätze wie: „Der Künstler ist ein großer Klops. Leser und Kritiker haben dies zu bezeugen. Dem Künstler und einander. Vielmehr scheint nicht zu stecken hinter dem Gerede von der Renaissance des Handwerks in den Künsten.“ Und über Fichte, Stadler, Kröhnke sagt er: „Es sind meine Freunde, Bekannte. Ich weiß nicht genau, was mich so weit von ihnen entfernt hat. Ich kann nicht mehr lesen, was sie lesen. Ich lese nicht mehr gern. Ich habe so gern gelesen.“ Und dann seine „Hommage“, in der er mich in Fichtescher Manier in eine Reihe stellt, der ich wohl kaum wür- dig bin:

Peters / Kreuzer / Popp / Härle / Mattenklott / Keine Forschung für den guten Geschmack. / Exzellenz. / Drittmittel. / Keine Forschung für Kollegen. / Sondern / Leidenschaften, / Spleens, / private Obsessionen. / Eigensinnige Forschung. Politisch. / Verliebt ins Abseitige. / Außerhalb der Fachorgane. / Präzise. / Forschung, die nicht für alle gleich viel bedeuten wollte. / Jenseits der barbarischen Unterscheidung von Primär- und Sekundärliteratur. / Cross the borders. / Den Kollegen versteifte die Oberlippe. Forum. / Populus. / Ich bin dankbar für meine akademischen Lehrer, / deren Beispiel mich ermutigte zum Eigensinn.

Was für ein Bekenntnis! Was für eine Hommage! Tatsächlich fasst er vieles zusammen, was mein Tun ausmachte:

Auf die fünfzig zugehend, beginne ich, dem Kulturkritiker in mir nachzugeben. Wer kulturkritisch argumentiert, darf sich als alternd begreifen.

Aber alles wird schlechter. / Alles. / Vor allem die Zukunft. /
Ohne Subkultur / als Lebensform. / Ohne das, was ich als Sub-
kultur erfahren konnte. / Schwule Sub, / akademische Sub, /
ästhetische Sub. / Ohne Sub hätte es das Forum nicht gegeben. /
Ohne Sub brauchte es das Forum nicht zu geben.

Vielleicht lese ich nicht mehr gerne, weil Literatur heute jenseits
der Subkulturen entsteht. / Weil in ihr die Kultur sich so dicke
macht. / Weil das in anderen Künsten anders ist. / Wie wollen
wir unsere Geschichte kennen lernen und vermitteln / ohne
den Produktionsraum Subkultur? [...] Siegen. / Waldschlöss-
chen. / Meyer / Wirz / Klimke / Die dort waren nicht als Objekt
der Forschung. / Als Teil der Gemeinschaft. [...]

Ich hörte auf, schwule Literatur zu lesen, als sie sich las wie alle
Literatur. / Als sie anfang, alles richtig zu machen.

Ich hab ihm wohl dieses gewaltige Bekenntnis zur wirklich schwu-
len Literatur in seiner vermeintlichen Alterssicht nie angemessen
gedankt.

Ende des Forschungsgebietes

Das Forschungs- und Lehrgebiet Homosexualität und Literatur im Fachbereich 3 der Universität Siegen hatte eine recht bewegte Geschichte. In ihm spielten Literaturwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen genau so eine große Rolle wie literaturbegeisterte Leserinnen und Leser, Studierende aus Siegen und aus anderen Universitäten genau so wie schwule Autoren und Autorinnen oder schwule Verleger und Redakteure, die sich immer wieder bei unseren internationalen Kolloquien trafen und sie mit Leben füllten. Am Beginn waren die wichtigsten Mitarbeiter, Maria Kalveram und Dietrich Molitor, unentbehrlich. Später übernahmen Gerhard Härle und teilweise Annette Runte und nach ihnen Dirck Linck die Planung und Organisation der Kolloquien und ihrer jeweils in Buchform erscheinenden Dokumentationen sowie die Redaktion des Forums. Der Abschied von jedem und jeder von ihnen verlief als schwerer Einschnitt im Fortbestehen des Forschungsgebietes und war für mich wie ein Versagen vor meiner Verantwortung als Hochschullehrer.

Das überraschende Ausscheiden Dietrichs bedeutete für mich den Bruch einer engen, über die Mitarbeit im Forschungsgebiet weit hinaus gehenden Freundschaft, die mit seinem Wegzug aus Siegen nie wieder so herzustellen war. Gerhard

hätte ich bei meiner Emeritierung im Jahr 2000 gerne als meinen Nachfolger in Siegen gesehen, aber er war seit 1995 Professor für Literaturdidaktik an der PH Heidelberg. Außerdem blieb das Forschungsgebiet „Homosexualität und Literatur“ in der Stellenausschreibung unerwähnt. Ein schwerer Schlag für mich und natürlich für das Forschungsgebiet. Er zeigte mir im Nachhinein, dass wohl doch die alte Homophobie wach geblieben war und das ungeliebte Thema aus der Universität wieder verschwinden sollte.

War mit dem Ende des Forums im Jahr 2007 auch das Ende des Forschungsgebietes gekommen? Ich war seit sieben Jahren emeritiert, ich hatte zwar das Recht, das Forschungsgebiet weiter zu betreiben, aber ohne Mitarbeiter war das aussichtslos. Immerhin führte Alain Pierre mit etwas veränderten Zielsetzungen das Forum im Waldschlösschen bei Göttingen weiter, aber mir ist inzwischen die lange Reise dorthin zu beschwerlich, zumal ich weiß, dass das alte Haus nicht behindertenfreundlich ist. An der Universität Siegen hat sich inzwischen in der Medienwissenschaft ein Forschungsschwerpunkt etabliert, der sich ausdrücklich auf unser Forschungsgebiet bezieht und ein Zentrum für Männerforschung eingerichtet hat. Der Schwerpunkt ist stark medienwissenschaftlich orientiert, die Männerforschung bezieht sich eher auf heterosexuelle Männer und ihre Männlichkeitsprobleme, von literaturwissenschaftlichen Bezügen zum Thema Homosexualität ist jedenfalls bis jetzt kaum etwas zu spüren.

Immerhin steht das Forum Homosexualität und Literatur mit seinen stattlichen 50 Bänden in ca. 70 Universitätsbibliotheken, in meiner Wohnung steht die über 5000 Bände umfassende August von Platen Bibliothek den Studierenden der Universität Siegen zur Verfügung, die Gesellschaft für literarwissenschaftliche Homostudien existiert und die August von Platen Stiftung vergibt immer noch Stipendien an einschlägige Forschungen. Und ich selbst beschäftige mich, wenn auch nicht mehr so intensiv, mit schwuler Literatur und veröffentliche dazu ab und zu etwas.

VII Mein Lebenspartner Wolfgang

Auf dem Lautmann-Forum 1975 lernte ich meinen Freund und späteren Lebenspartner Wolfgang Grunow kennen. Ich sah ihn erst von hinten. Er hatte den gleichen Blondschoopf wie Lothar, ich erschrak, beruhigte mich aber schnell, als ich feststellte, dass er es nicht war. Er war Psychologe, an der Marburger Universität mit irgendwelchen Psycho-Statistiken beschäftigt, die er nicht liebte. Und er war in der DKP. Obwohl ich nicht Mitglied dieser Partei war, – mein Bedarf an Parteipolitik war mit meinem kurzen Intermezzo in der SPD für den Rest meines Lebens gedeckt! – hatte ich in der wachsenden Siegener Friedensbewegung gute Kontakte zu engagierten DKP-Genossen. Politisch also verstand ich mich mit Wolfgang auf Anhieb. Er nahm mich mit in seine linke Studentengruppe, durch die ich auch in Kontakt zu den Marburger Professoren-Kollegen kam: Zu dem Psychologen Gert Sommer, zu dem Pädagogen Klaus Rehbein, zu den Politologen der „Marburger Schule“, Reinhard Kühnl, Frank Deppe, Georg Fülberth, Arno Klönne und zu anderen. Wir gründeten die verschiedenen berufsbezogenen Friedensgruppen. Wir führten gemeinsame Tagungen durch. Mit Anne Rieger (IG Metall und Informatikergruppe), Gert Sommer (Psychosoziale Berufe), Hans-Jürgen Häßler (Kulturwissenschaftler), Kathleen Battke (Sprachwissenschaftler) und Ekkehardt Jürgens (Journalisten) brachten wir eine gemeinverständliche didaktisch aufbereitete Broschüre: „Feindbild/Einbildung. Feindbilder? Die haben wir doch längst überwunden!“ heraus, die jedenfalls von den Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden eifrig in ihren Unterricht einbezogen wurde.

Wolfgang war ein eigenwilliger Typ, dessen Dickköpfigkeit bis ins Rechthaberische gehen konnte. Es war nicht immer leicht, mit ihm auszukommen. Er entwickelte sich zum Gesprächstherapeuten, studierte vor allem die Theorie-Schule des US-Amerikaners Carl Rogers, den er auf einem Seminar seines Instituts noch persönlich kennengelernt hatte. Er war viel mit sich selbst beschäftigt, arbeitete psychologisch seine Kindheit und Jugend auf, die wohl nicht sehr glücklich war. Er war ein eigentlich von Anfang an untauglicher Bundeswehrrekrut, schied dort bald aus und leistete seinen Zivildienst in einer Klinik ab, was ihm besser lag. Er war zwölf Jahre jünger als ich und hatte offensichtlich nur wenige sexuelle Erfahrungen. Er erhob nie Besitzansprüche an mich.

Er ließ sich zum Vorsitzenden der Gesellschaft für personenzentrierte Gesprächstherapie wählen, was viel von seiner Zeit verlangte, ihn aber befriedigte. Er kämpfte dort mit Erfolg für die staatliche Anerkennung als psychologische Berufsorgani-

sation und für die Zulassung zu wenigsten einigen Krankenkassen. Wir besuchten entsprechende Tagungen und – als Höhepunkt – eine internationale Konferenz in Szeged, Ungarn.

Reise nach Griechenland

Wolfgang und ich bereisten Griechenland. Die Reise begann mit einem heftigen Streit, weil ich süchtig war nach Besichtigungen von antiken Bauwerken, während er die Zeit nutzen wollte für intensive Gespräche über unsere Beziehung und unsere verschiedenen Befindlichkeiten und Empfindlichkeiten. Wir einigten uns schließlich und es wurde ein guter Urlaub. Wir waren mit dem Auto und Zelt unterwegs, fuhren von Attraktion zu Attraktion. Wir starteten von Patras aus nach Mykonos, Sparta, Epidauros bis Athen und von da aus nach Delphi und zurück. Auf den verschiedenen Campingplätzen hatten wir angenehme und erhellende Kontakte mit griechischen und ausländischen Jugendlichen und Erwachsenen, mit Touristen, Kennern von verborgenen Sehenswürdigkeiten, politischen Menschen.

Cornillon / Provence

Charlotte aus der Wohngemeinschaft Buschhütten heiratete Bernard, sie machten Pläne, in der Provence ein Haus zu suchen. Ich schloss mich ihnen an: ein eigenes Domizil in der Provence – mein Traum. Wir fanden tatsächlich eine zweistöckige Villa in dem idyllischen Kaff Cornillon. Ich war mit ein paar Prozent am Kauf beteiligt, aber es genügte, um mir das ganze Untergeschoss einzuräumen, in dem ich nun ein geräumiges Wohnzimmer mit offener Küche und zwei Schlafzimmer, eins für gemeinsame Gäste, und Bad hatte. Das Wohnzimmer ging direkt in den großen Garten, wo ich mir einen Sitzplatz unter einem Maulbeerbaum einrichtete, ringsum mit Rosen bepflanzt und mit einem Steintisch aus einem alten behauenen (vermutlichen) Grabstein, den ich stilgerecht der Römerzeit zuordnete. Cornillon wurde nun zu meiner zweiten Heimat, jeden Sommer und meistens auch die Weihnachtszeit verbrachte ich dort. Abgeschottet von Alltagsproblemen konnte ich meiner wissenschaftlichen Arbeit nachgehen. Es entstand mein Grundlagenwerk „Männerliebe“ zur homosexuellen Literatur und es entstanden die meisten meiner schwulen Erzählungen.

Charlotte und Bernard luden mich oft nach oben zum Essen ein, dann saßen wir auf ihrer Terrasse, aßen und tranken bis in die tiefe Nacht – und politisierten. Ich geriet häufig in heftige Auseinandersetzungen mit Bernard, sei es über gewerkschaftliche Auffassungen, sei es über die französische Militär- und Atompolitik. Ich störte mich daran, dass er sich zwar in der fortschrittlichen Lehrgewerkschaft engagierte, er darin aber vor allem eine Karrieremöglichkeit sah.

Es missfiel mir, dass er sich für den Frieden als solchen und in der Gewerkschaft einsetzte, dann aber doch an der Machtpolitik der Force de Frappe festhielt. So sehr er sich z. B. im eigenen Garten für natürliche Ökologie bemühte, so sehr verteidigte er die Notwendigkeit der französischen Atomkraftwerke, von denen eines keine 100 km von Cornillon entfernt stand. Wir konnten ordentlich darüber streiten.

Während ich im Sommer meist die ganzen Semesterferien in Cornillon war, kam Wolfgang immer nur für ein, zwei Wochen, er konnte seine Arbeit nicht so lange vernachlässigen. Wir unterhielten uns viel und intensiv, lasen uns gegenseitig aus (meist schwulen) Büchern vor, ich sprach in mein unentbehrliches Diktiergerät, Wolfgang schrieb in seinem Tagebuch. Und wir machten von dort aus aufregende Reisen.

Im Winter machte ich im eisernen Kaminofen ein offenes Feuer an, in das ich stundenlang starren und nachdenken konnte, meist mit schöner Musik dabei. Später kam im hinteren Garten ein großes Schwimmbad dazu, in das ich morgens aus dem Bett nackt sprang und mich darin auch mehrmals am Tag erfrischte. Als Wolfgang schon gestorben war, kam auch noch ein Wintergarten dazu, in den ich mich bei dem kalten und oft stürmischen provencalischen Mistral zurückzog.

Wir besuchten auch fleißig die um Cornillon liegenden Städte: Avignon, den riesigen Papstpalast und das Avignon-Theaterfestival mit seinen vielen kleinen Bühnen in der ganzen Stadt, Arles mit seinem romanischen Kloster St. Trophim und dem kompletten Kreuzgang, Marseille, natürlich, am Mittelmeer, der Hafen mit dem weiten Ausblick, die terrassenförmige Stadtanlage ganz auf das Meer ausgerichtet, die vielen kleinen Boutiquen und Cafés an allen Straßen, ein Erlebnis für sich. In Orange hörten wir in der ganz erhaltenen römischen Arena das Deutsche Requiem von Brahms, Othello von Verdi und eine überragende Aufführung des Don Carlos mit meiner Lieblingssängerin Margret Price in der Rolle der Königin. Aix-en-Provence, wo später Tochter Rose studierte, Martinique, die Stadt der Impressionisten, Mont Ventoux, den Cézanne immer wieder malte, Bandon und die Insel Bendor, wo ich meine ersten Provence-Urlaube mit den Mädchen verbrachte, und viele kleine Orte mehr, die wir immer wieder besuchten.

Und wir genossen ausgiebig den provencalischen Musiksommer: in Salon gab es ein intimes Kammermusik-Festival, ins Leben gerufen von Christoph Poppen, dem früheren Primarius des Cherubini-Quartetts, mit den jungen Musikern Eric Le Sage, Klavier, der später ein bekannter Schumann-Spezialist wurde, Paul Meyer, dem fantastischen Klarinettenisten, dem Flötisten Emanuel Pahud und vielen mehr. Sie spielten meist Stücke in ausgefallener Besetzung, man konnte sich anschließend ungezwungen bei Wein und Baguette mit ihnen unterhalten, es war eine ausgesprochen familiäre Atmosphäre. Und dann die Internationalen Klavierwochen in La Roque-d'Anthéron! In einem ausgedehnten Schlosspark war über dem großen Wasserbecken die Bühne aufgestellt, vor der sich die Zuhörer-

tribüne auftürmte. Wen haben wir da nicht alles gehört, die ganze internationale Weltspitze des Klavierspiels kam in La Roque-d'Antheron zusammen. Wir waren öfter tagelang dort und hörten ein Konzert nach dem anderen. Ich erinnere mich noch genau an das Abschiedskonzert des alten Shura Cherkassky, der vor Jahren das Klavier-Festival ins Leben gerufen hatte. Er spielte nur Chopin. Sehr schön, aber nicht mehr mit dem Temperament und Feuer, mit dem ich ihn als Student bei den Donaueschinger Tagen Neuer Musik erlebt hatte. Damals spielte er das Klavierkonzert von Strawinsky, unter der Leitung von Strawinsky selbst. Wir Studierenden war zur Generalprobe zugelassen. An einer bestimmten Stelle brach Strawinsky ab, erklärte in höflichem Englisch, was ihm nicht gefiel und sie wiederholten die Stelle. Wieder brach Strawinsky ab und erklärte noch einmal. Beim dritten Abbrechen sprang Cherkassky erregt vom Klavier auf und brüllte Strawinsky auf Russisch an. Der brüllte auf Russisch zurück, die mitwirkenden Musiker erstarrten. Wiederholung, und Strawinsky lächelte übers ganze Gesicht und sagte, wieder in höflichstem Englisch: Na bitte, es geht doch!

Reisen: Ungarn, Tschechoslowakei, DDR, Dänemark

Wir verbanden den Besuch auf der internationalen Psychotherapeuten-Konferenz in Szeged mit einer größeren Reise durch einige Länder des Ostens, über Österreich nach Ungarn, von dort durch die Tschechoslowakei, DDR nach Kopenhagen. Wir fuhren mit meinem neu angeschafften kleinen Renault durch wunderbare Landschaften, es war Sommer, wir unterbrachen einige Tage in Wien und genossen in Szeged das Sitzen auf Café-Terrassen und in Spezialitäten-Restaurants.

An der Konferenz nahm ich mit gemischten Gefühlen teil. Die ca. 300 Teilnehmenden saßen in einem großen Rund um eine Bühne herum, auf der je Einzelne von ihren Problemen erzählten. Aus der Runde kamen dann immer wieder bestätigende und ermunternde Zurufe. Damit konnte ich nichts anfangen, ließ Wolfgang in dieser Runde lieber allein. Er schien zu akzeptieren, dass ich da einfach noch nicht reif genug dafür war.

Nach einer Woche fuhren wir weiter nach Budapest, wo wir wunderbare friedliche und erlebnisreiche Tage verbrachten. Wir besuchten die Fischer-Bastei mit ihren barocken Treppenschwüngen und verbrachten Abende in den zünftigen, gemütlichen Jugendstil-Weinhäusern. Vor allem aber zog uns das altmodische Gellért-Bad an, in dem nur Männer, und die sehr offen schwul, mit steifen Schwänzen sich in der warmen Therme suhlten. In Prag saßen wir ganze Nachmittage auf dem Hradschin und blickten auf die Stadt hinunter. Wir besuchten das Geburtshaus Kafkas und – auf seinen Spuren – das jüdische Viertel mit der Alt-Neu-Synagoge und den verfallenen Gräbern des jüdischen Friedhofs. Gerade diese Orte zogen mich an.

Der Grenzübergang in die DDR war furchtbar. Zuerst verlangte ein Grenzer, ich sollte irgendeine Klappe in unserem neu gekauften Renault öffnen, von der ich bis dahin gar nichts wusste, hinter der sie aber statt der tatsächlichen Sicherungen Schmuggelware vermuteten. Dann zogen sie unsere Papiere ein, um sie zu studieren. Wir hatten geplant, von Dresden aus nach Kopenhagen zum 1. Internationalen Pädagogen-Friedenskongress weiter zu reisen. Sie kamen nach ca. zwei Stunden wieder aus ihrem Häuschen heraus und befragten mich nun bohrend, was das für ein Kongress sei und welche Funktion ich dort hätte. Wolfgang log, dass der Kongress von der dänischen kommunistischen Partei organisiert würde. Ich wies auf die DDR-Delegationen der DFU hin, deren Funktionär ich sei. Wieder ließen sie uns einige Stunden warten, durchsuchten unser Auto noch einmal gründlich und fanden in unserem Gepäck tatsächlich einen Dildo, der nicht für ihre Augen bestimmt war. Kopfschüttelnd legten sie ihn zurück, wir mussten schwer unser Lachen unterdrücken, um nicht neues Misstrauen zu wecken. Zum Schluss fuhren sie mit dem an allen Grenzübergängen üblichen Kontroll-Spiegel unters Auto – und ließen uns endlich weiter fahren.

In Dresden besuchten wir einen alten Psychologen-Kollegen von Wolfgang und dessen Frau. Er war wegen seiner Orientierung an (dem Amerikaner!) Rogers und anderer Aufsässigkeiten aus seiner Beschäftigung an der Universität geflogen und nun eher privatisierend therapeutisch tätig. Die beiden hatten eine wohlthuend kritische Einstellung zur SED-Politik und engagierten sich in der (kirchlichen) DDR-Friedensbewegung. Wir verstanden uns gut. Einmal streifte ich allein in Dresden herum. Dabei traf ich direkt neben der Kreuzkirche in einem öffentlichen Pissoir einen Mann, der sich als Schwuler zu erkennen gab und dem ich auf der Straße folgte, bis er in einem Haus verschwand. Ich stieg ihm bis in den zweiten Stock nach, wo er sich einladend nach mir umschaute und in einem Klo verschwand. Es war ein geheimer schwuler Treffpunkt. Aber wo? Im Haus der Stasi, wie ich schnell feststellte! Das war mir zu heiß, ich verließ es fluchtartig. Die Ausreise aus der DDR übrigens Richtung Kopenhagen verlief ohne Probleme.

Wohnung in der Siegener Oberstadt

Wolfgang gab seinen Job in Marburg auf und wollte in Siegen nur noch als Therapeut arbeiten. Er zog im Buschhüttener Haus ein. Er richtete sich ein Zimmer im Keller ein und fing an, dort Klienten zu therapieren. Zugleich allerdings arbeitete er auch in einer anerkannten Therapiepraxis mit, wo man ihm meistens die komplizierten Fälle anvertraute. Ich glaube, er war ein guter Therapeut. Jedenfalls hatte er nie Schwierigkeiten mit der Nachfrage nach seinen Diensten. Er konnte zuhören und die Klienten dazu veranlassen, an sich selbst zu arbeiten. Er hatte Überzeugungskraft. Er drängte sich nicht mit Ratschlägen auf. Aber er war auch beharrlich in dem, was er erreichen wollte.

Am Küchentisch, an dem wir die meiste Zeit unseres Gemeinschaftslebens nach dem Abendessen verbrachten, trug er wenig zu unseren Gesprächen bei. Nach einem halben Jahr zog er aus und in eine Wohnung in einem Kreuztaler Hochhaus. Für mich begann eine Zeit der Gespaltenheit zwischen Buschhütten und dieser neuen Wohnung.

1982 beschlossen Wolfgang und ich, uns eine Wohnung im Siegener Stadtzentrum zu suchen und zusammen zu ziehen. Maria half uns, sie kannte die Frauen von der Frauenemanzipation, die ihren Treffpunkt mit Büro und bewohnten Einzelzimmern im 2. Stock eines Kaufhauses hatten, und denen gekündigt worden war. Es war eine riesige Wohnung, stark vernachlässigt und verwohnt, wie das bei derartigen alternativen Zentren halt so war. Dietrich renovierte sie mit viel Geduld und Geschick, baute den großen Baldachin mit einer eigens dafür gedrechselten Säule, der den Küchenbereich von Essbereich trennte, montierte die ausgefallenen Tiffany-Lampen und Wolfgangs große Spiegel und bastelte mir zum Einzug obendrein ein Stehpult. Der Auszug aus dem Buschhüttener Haus fiel mir nicht leicht, vor allem den Garten vermisse ich noch heute, denn die neue Wohnung hatte den einzigen Nachteil, dass sie weder Garten noch Balkon oder Veranda hatte. Im vorderen Teil der langgestreckten Wohnung richtete Wolfgang sein Therapiezimmer ein und wir nahmen einen Untermieter auf. Im hinteren Teil erhielt ich das größte Zimmer, das ich ganz mit einem Flokati-Teppich auslegte und in dem die Wände voll mit Bücherregalen waren. Am Fenster stand mein Sessel, in dem ich für den Rest meiner aktiven Berufstätigkeit, umgeben von Büchern, die meiste Zeit verbrachte, Texte, Briefe und anderes ins Diktiergerät sprach, die dann von der Sekretärin abgetippt wurden. Ich war privilegiert und genoss es. Den Schreibtisch schaffte ich ab.

Mit mehreren befreundeten Studentinnen und Studenten gründeten wir einen Lesekreis, trafen uns in unserer Wohnung und diskutierten bei reichlich Weinschwule und lesbische Bücher. Wolfgang brachte seine psychologischen Sichtweisen ein, er zwang uns, wissenschaftliche Distanzierungen aufzugeben und aus unserer eigenen Betroffenheit heraus an die Texte heran zu gehen. Das half uns zwar, vieles zu erkennen, was uns bei rein wissenschaftlicher Betrachtung vielleicht entgangen wäre, aber es wirkte auch manchmal reichlich aufgesetzt, immer nur zu sagen: ich empfinde diese Stelle so und so, dies oder jenes erinnert mich an meine eigenen subjektiven Erfahrungen – statt: der Autor spricht hier von dem und jenem, er meint, dass ... usw. Wir begannen mit dem „lexikon homosexuelle belletristik“, in dem wir unsere eigenen Lesefrüchte verarbeiteten, aber auch zunehmend Beiträge von außen aufnahmen.

Linke Schwule

Wolfgang und ich versuchten, Kontakte zu linken Schwulen herzustellen. Die fanden wir natürlich zuerst in Berlin, dem Eldorado der schwulen Subkultur und Emanzipationsbewegung. Wir trafen Ecki und seinen dänischen Freund Eric, die in der ersten linken Schwulen-WG Berlins wohnten. Und über Eric kamen wir in Verbindung mit einer Gruppe von dänischen schwulen Kommunisten. Wir trafen uns in Kopenhagen und sprachen über Möglichkeiten, eine solche Gruppe auch in der DKP zu etablieren. Sie luden uns zu einem Sommerurlaub auf einer dänischen Insel ein. Es war idyllisch, wir suhlten uns in der Sonne und im Meer und verbrachten lange Abende in Gesprächen. Wir erlebten zum ersten Mal, welche Strahlkraft, Zuversicht und Geschlossenheit von einer Gruppe ausgehen konnte, die sich nicht nur wegen ihres Schwulseins oder ihrer literarischen Interessen zusammenfindet, wie wir in Siegen, sondern wegen ihrer politischen Ziele und ihres politischen Engagements. Und wir erlebten eine ungeheure Unterstützungsbereitschaft, mit konkreten Handlungsvorschlägen, Hilfsangeboten auf der Ebene der dänischen und deutschen kommunistischen Parteivorstände u. ä.

Und uns besuchte auf dieser Insel Ronald M. Schernikau.



Medaillon für Ronald M. Schernikau

Ich verliebte mich spontan in ihn, obwohl Wolfgang dabei saß, aber ich verbarg ihnen beiden meinen Zustand. Ronald war damals gerade 18 Jahre alt geworden. Schon mit 30 Jahren starb er viel zu früh an Aids 1991. Ich schrieb im Forum 14/1992 einen Nachruf auf ihn, dem ich ein längeres Zitat aus dem Beginn seiner „Kleinstadtnovelle“ voranstellte.

Ronald liest aus dem Manuskript seiner Kleinstadtnovelle. Ein magerer Jüngling mit kastanienrotem Haar, das sein Gesicht umrahmt und in Wellen auf die Schultern fällt. Durch dicke Brillengläser schauen uns seine schwarzummalten Augen an. Er kennt seinen Text, nur selten senkt er die Lider, um sich auf dem Papier zu vergewissern. Was er geschrieben hat, wie er es formuliert hat, hat er im Kopf. Er trägt es uns mit leiser, sach-

licher Stimme vor und sieht uns dabei an. Ich bin fasziniert von dieser Sicherheit, vom Ausdruck seiner dunklen Augen, der durch die Brillengläser verstärkt wird: eine Offenheit, Direktheit, Eindringlichkeit, fast wie eine Selbstentblößung; nichts von Unsicherheit oder Eitelkeit, aber doch auch etwas wie eine Frage, ein Suchen nach Einverständnis, Solidarität.

Das war im Sommer 1979 auf einer idyllisch dänischen Insel. Es war ein Treffen von deutschen und dänischen schwulen Kommunisten oder Sozialisten – für die DKP-Genossen fast eine verschwörerischen Versammlung, aus der nicht zuletzt die heutige DeLSI hervorging. Wer Ronald mitbrachte, weiß ich nicht mehr. Dass er eine schwule und politisch brisante, literarisch ambitionierte Coming-out-Geschichte geschrieben hatte, war vor allem für die Deutschen, die nur die Sprache ihrer Partei kannten, überraschend, vielleicht sogar ein Schock. Geht das, Emotionalität, schwules Begehren und Leiden zu verbinden mit dem politischen Engagement in der SDAJ? Diese schwule Doppel-Wahrnehmung von männlich und weiblich: nützt sie dem Kampf der Partei gegen die Vereinnahmung der Individuen für kapitalistische und imperialistische Ziele? Und dann dieser Satz, dieser schwule Kernsatz: ‚ich habe angst‘ – ist das nicht kontraproduktiv?

Mein Gott, wie lang ist das her – und sind doch nur gerade mal in paar mehr als zehn Jahre. Ronald liest den Satz und schaut uns ruhig und sicher in die Augen. Ich frage: Warum gibst du deinem Helden nur das Kürzel ‚b.‘, es ist doch autobiografisch, deine eigene Geschichte, warum sagst du nicht ‚ich‘?

Ronald runzelt die Stirn, auf der die Aknespuren zu leuchten beginnen. ‚Ich‘ kann ich nicht schreiben, sagt er mit klarer Stimme, du weißt doch am besten, wie weit der Weg ist bis zu eigenen Ich. Ich, sagt er lächelnd und deutet auf seine Brust, bin doch erst am Anfang. Er spricht mich als Literaturwissenschaftler an. Wir haben über ‚Kindheitsmuster‘ von Christa Wolf geredet, die nach dem ‚Endpunkt‘ ihres autobiographischen Erzählens sucht, in dem ‚zweite und dritte Person wieder in der ersten zusammenträfen‘ – eben im ‚Ich‘. Und wir haben über Hubert Fichtes ‚Versuch über die Pubertät‘ geredet, über seinen furchtbaren Satz: ‚Töten das hassenswerte Ich‘. Für den Achtzehnjährigen sind diese Bücher zu wichtigen Anstößen für

seine eigene Kleinstadtnovelle geworden. Aber jetzt, auf meine Einwendung, protzt er nicht mit seinem literarischen Wissen, sondern sagt schlicht und selbstgewiss: Ich bin doch erst ganz am Anfang. Warum, hake ich nach, gönnst du dann diesem armen ‚b.‘ nicht wenigstens einen richtigen Namen? Ist das nicht eine Reduzierung, eine Verstümmelung deines Ich?

Ronald lächelt schmerzlich: Namen? Ich hab danach gesucht, aber keinen gefunden. Jeder Name legt fest. Lea wird festgelegt mit ihrem Namen, aber das geht, denn sie ist festgelegt, wenn auch nur an der Oberfläche, an dem Äußeren, das ich von ihr wahrnehmen kann. Die Oberfläche von ‚b.‘, sagt Ronald zögernd und schaut uns der Reihe nach in die Augen – kenne ich nicht, denn ‚b.‘ kenne ich nur von innen heraus. Wenn das nicht überkommt, dann ist meine Erzählung schlecht. Es ist übergekommen. Jedenfalls bei mir. Die Kleinstadtnovelle wurde von der Literaturkritik und von den (sich emanzipiert fühlenden) Schwulen zu schnell vereinnahmt und abgehakt als eine aufsehenerregende Coming-out-Geschichte eines überdurchschnittlich begabten Schülers. Dass sie das Ringen um ein ‚authentisches Ich‘ ist, das in der ‚Tradition‘ des so unterschiedlichen Ringens um ein solches ‚Ich‘ bei Christa Wolf und Hubert Fichte steht, hat kaum einer wahrgenommen. Dass die Kleinstadtnovelle zu einem klassischen Kanon homosexueller Literatur gehört, bleibt Verpflichtung der homosexuellen Literaturgeschichtsschreibung. [...]

Die Kleinstadtnovelle erschien 1980, nachdem der subkulturelle Markt der schwulen Emanzipationsbewegung schon mehr als gesättigt war mit bekennenden Coming-out-Geschichten; aber sie war und bleibt der literarisch gültige und authentische Ausdruck des Lebensgefühls und der Erfahrungen eines schwulen Jugendlichen in dieser Zeit. ‚Die Tage in L.‘ erschien 1989, als schon niemand mehr einen Pfifferling auf die Glaubwürdigkeit einer sozialistischen Gesellschaft, einer sozialistischen Persönlichkeit in der DDR gab. In einer Weise ist sich Ronald treu geblieben: in der sachlichen Darstellung von Momentzuständen, die das Menschliche durchscheinen lassen, ohne es pathetisch zu benennen: die Suche nach dem eigenen Ich und nach dem Ich des anderen. In einer anderen Weise ist er aber auch gescheitert: in dem Versuch, eine Gesellschaft als real zu

imaginieren, in der jedes Individuum, auch das schwule, zu seinem ‚Coming-out‘ als authentisches Ich kommen kann.

Jetzt ist er tot. Bevor wir erleben durften, wohin sich dieser schwule Autor entwickeln würde, der sich offen und politisch zu seinem Schwulsein bekannt hat. Für mich bleiben Trauer über diesen Tod, die schöne Erinnerung an diese offenen, selbstentblößenden und fordernden Augen – und ein schaler Nachgeschmack, wieder einmal zu wenig getan zu haben, um die Nähe eines Menschen, eines Bruders zu suchen, der sie vielleicht gebraucht hätte.

Wir haben mehrere Beiträge zu Ronald M. Schernikaus Werken in unserem „lexikon homosexuelle belletristik“ gebracht, darunter recht differenziert von Dirck Linck zu „Die Tage in L.“, die meinem Verständnis des Buches widersprechen, und über den Briefwechsel mit Peter Hacks, in dem er sich auch mit dem dort abgedruckten Romanauszug seiner „Legende“ ausführlich beschäftigt.

2005 hatte der schwule Autor Rolf Stürmer meinen Nachruf auf Schernikau gelesen und schreibt mir, er habe Schernikau als Fünfzehnjährigem die Lektüre von Hubert Fichtes „Versuch“ empfohlen. Und er legte eine Kopie eines Briefes bei, den ihm Ronald daraufhin geschickt hatte. Dieser Brief ist aufschlussreich. Ronald schreibt u. a.:

Wenn ich die ausfälle fichtes gegen die angebl. verbissenen und engstirnigen marxisten überdenke und zudem die bürgerliche existenz pozzis und alex', weiß ich auch von fichte's buch nichts anderes zu sagen. nun gebe ich allerdings zu: homosexualität läßt sich nicht in marxistisch und nicht marxistisch einteilen.

Das buch von fichte hat mich entgegen deinen erwartungen weder abgestoßen noch entsetzt, einzig und allein die zweite eingeschobene pubertät, die brutal und ohne zärtlichkeit die sexualität schildert, widert mich an. daß gewalt das erlebnis von sexualität steigern kann, steht außerhalb meiner begriffswelt. ansonsten jedoch verstehe und begreife ich den jungen hubert, auch ich ein mozart, auch ich mit ähnlichen od. gleichen empfindungen und erlebnissen. Ein gefühl der solidarität strömt dieses buch aus, hat sie auch oft falsche konsequenzen.

das lösen aus der zivilisation (wie in den ritualen als auch im letzten kapitel) halte ich für absolut keine lösung. das läuft dann auf einen mini-hesse hinaus, der die bürgerliche welt zwar verabscheut, sie jedoch nicht verändert.

insgesamt könnte man über dieses buch [...] stundenlang reden, ich möchte es. bitte schreib mir, antworte mir, auch, wenn's keinen sinn hat. tschüss, dein ronald.

Eine kluge Meinung über Fichtes Buch, die Ronalds Sensibilität gegenüber der Literatur, die ihn betrifft, kennzeichnet.

Dorn-Rosa und DELSI

Nach unserer Rückkehr begann Wolfgang schwule DKP-Genossen ausfindig zu machen und brachte tatsächlich mit einiger Mühe ein kleines Häufchen der Aufrechten zusammen. Wir trafen uns öfter, bis die Sache im Vorstand der Partei ruchbar wurde. Wolfgang als Initiator wurde vor das für Kultur zuständige Vorstandsmitglied zitiert, um sich für sein „parteischädigendes“ Verhalten zu rechtfertigen. Er kam ziemlich zerschmettert zurück, zweifelte an den hehren Zielen der Partei, hatte sich aber standhaft und erfolgreich geschlagen, nicht zuletzt durch den Hinweis auf die schwulenfreundliche Einstellung der dänischen Schwesterpartei. Wir durften unter der Auflage, keine unangemessene Kritik an der Partei zu üben, die DESI (Demokratische Schwulen-Initiative) gründen, trafen uns nun zweimal jährlich in einem immer größer werdenden Kreis und gaben auch bald schon eine Informations-Zeitschrift mit dem schönen Namen „Dorn-Rosa“ heraus, in der wir politische Probleme aus Schwulensicht behandelten: durchaus politisch solidarisch, aber emanzipiert und kritisch. Die Initiative wurde später um die lesbische Seite verstärkt und hieß ab dann DELSI, nach dem Mauerfall verschwanden „Dorn-Rosa“ und die DELSI irgendwann.

Politischer Ärger wegen Outing

Einigen Ärger hatten die linken Schwulen bald mit „orthodoxen“ prominenten Schwulenvertretern wie Volker Beck, der damals für die Grünen in den Bundestag kam und sich als schwuler Rechthaber und Papst gebärdete. In der linken Wochenzeitung „Freitag“, für die ich auch öfter schrieb, veröffentlichte er mit Günter Dworek ein Donnerwetter gegen weniger prominente Schwule, die

es gewagt hatten, „prominente“ Schwule wie Alfred Biolek zu outen, das heißt öffentlich als Schwule zu entlarven. Ich schrieb in einem Leserbrief 1992 u. a.:

Volker Beck und Günter Dworek haben wahrscheinlich recht darin, dass ‚Outen‘ von homosexuellen ‚Prominenten‘ als politische Strategie fragwürdig oder sogar kontraproduktiv ist. [...] Aber weh tut es trotzdem. Denn es reduziert mich auf das politisch Opportune. Indem ich aus Rücksicht auf den Persönlichkeitsschutz darauf verzichte, einen Prominenten öffentlich als schwul zu bezeichnen, von dem ich es mit ziemlicher Sicherheit weiß, stabilisiere ich stillschweigend schwulfeindliche oder schwulverachtende Einstellungen in unserer Gesellschaft. Was ist denn eigentlich denunziativ daran, einen Schwulen einen Schwulen zu nennen, auch wenn er ‚prominent‘ ist? Wieso berührt es die Intimsphäre eines Schwulen, wenn bekannt ist, dass er schwul ist? Dass andere heterosexuell sind und dass man das weiß, hat doch noch nie ihre Intimsphäre berührt. Schon bei noch gültigem § 175 darf doch Biolek mit Männern. Dass es vielleicht seinem Ruf als ‚Prominenter‘ schadet, daran ist doch nicht derjenige schuld, der es öffentlich macht, sondern die Gesellschaft, die so etwas für rufschädigend hält.

‚Prominente‘ haben gesellschaftliche Macht, sei es als Politiker in der Politik, sei es als Medienmacher oder Medienstars in der Meinungsbildung der Massen. Wenn solche Leute sich gegenüber den demokratischen Existenz- und Entfaltungsmöglichkeiten von Schwulen gleichgültig verhalten oder sie gar diskriminieren, dann werde ich versuchen, öffentlich gegen sie zu argumentieren und zu mobilisieren. Wenn ich einigermaßen sicher bin, dass sie (eher) heterosexuell sind, werde ich deutlich machen, dass es genau die Hetero-Sicht ist, die sie blind macht für die Rechte einer Minderheit. Wenn ich aber einigermaßen sicher bin, dass sie (eher) schwul sind: Was sollte mich daran hindern, ihnen dies öffentlich zu sagen? In beiden Fällen sind es doch erstmal meine Persönlichkeitsrechte als Schwuler, die von solchen Leuten missachtet werden. Und wer würde es als Denunziation empfinden, wenn man z. B. den Kohl als unverbesserlichen Hetero kennzeichnet?

Wenn allerdings Beck und Dworek meinen, das ‚Outen‘ prominenter Schwuler führe zu einer ‚Heterosexualisierung‘ der ‚Journaille‘, dann verwechseln sie Bettgeschichten mit dem Recht auf sexuelle Identität. ‚Outing‘ interessiert sich weder dafür, ob Zarah Leander noch ob Biolek ‚dem Chauffeur gewogen‘ ist. Sondern ob ein ‚Prominenter‘ schwul ist und wie er sich öffentlich zum Recht der Schwulen verhält. Seine Bettgeschichten mag er für sich behalten, wenn’s denn dem Persönlichkeitsschutz dient. Aber politisch ist eben auch das nicht opportun. Also lassen wir’s.

Lebenskonzepte

Wolfgang zwang mich immer und je länger wir zusammen waren, desto dringlicher, darüber nachzudenken, was ich eigentlich mache und will, wie ich geworden bin, welche Kindheits- und Jugenderinnerungen ich habe usw. Und ich machte tatsächlich, als ich einmal in Cornillon allein war, ein Konzept meines Lebens von dem, was mir in meinem Beruf, in meinem Schwulsein, in meiner Beziehung zu ihm, in meinem politischen und friedenspolitischen Tun bewegt und zum Handeln treibt, und wie ich es zusammenbringen und als ein in sich zusammenhängendes Konzept beschreiben und verantworten kann. Er antwortete mir darauf mit einem 5-seitigen kleingeschriebenen Brief, der erhalten blieb. Darin entwickelte er sein psychologisches Konzept der „Ich-wir-Verhältnisse“ ausführlich und verglich es mit meinem Lebenskonzept. Das erscheint mir heute als sehr charakteristisch für seine Art zu denken, weshalb ich einiges aus dem Brief hier festhalten will.

Zunächst erscheint ihm ein wichtiger Anhaltspunkt mein Verhältnis zu meinen Geschwistern, in das wir ihn wie selbstverständlich einbezogen hatten, ihn, der selber in seiner Familie kein solches Verhältnis erleben konnte:

Du und deine Geschwister, ihr verbreitet ein Klima von Zusammengehörigkeit, das ich nirgend sonst erlebt habe. Ich habe gemerkt, dass ich eigentlich schon dazugehöre (virtuell), auch wenn ich die Zusammengehörigkeit nicht praktisch werden lasse. [...] In diesem Klima gibt es sicherlich Mann-Frau-Unterschiede. Die Männer, Hanni und Du, sind schon recht dominant. Aber es ist ein Klima, wo die Frauen nicht allzu stark unterdrückt sind. In eurem Wir-Klima gedeihen starke Persönlichkeiten. Du hast deine individuelle Rolle darin oft beschrieben. Du seist der Mittlere gewesen. Also auch der Mittler? Der Mittelpunkt? [...]

Noch ein weiterer Zugang zum Ich-Wir-Konzept. Auf unsren Fahrten in Frankreich [...] ist mir aufgefallen, dass es zwischen uns so läuft, wie es in meinem Konzept sich entwickelt. Du warst ‚der Fahrer‘, ich war ‚der Beifahrer‘. Beide Tätigkeiten haben Rechte und Pflichten. [...] Die Definitionen geschehen über lustig-lustvolle Regelverletzungen. Genauso haben wir unsere Hausarbeit ‚im Griff‘. Es sind gegenseitig anerkannte Ich-Definitonen in unserem stabilen Wir-Verhältnis. [...]

Du hast schon öfter gesagt, wenn du schreibst, hast du Adressaten vor dir. Außerdem glaube ich dich darin besser zu verstehen, wie du in jeder Situation (automatisch) versuchst, wirklich und mit ganzer Seele der zu sein, der du sein willst, sein sollst. [...]

Er betont, dass es ihm darauf ankomme, eine subjektive Sprache zu finden und zu sprechen. Er bezieht sich dabei u. a. auf „oral history“, mit der auch ich mich in dieser Zeit beschäftigt habe, zitiert meine Aussage vom „Text als kulturelles Kommunikationsmittel“ und folgert daraus:

Wenn die Schwulen eine gültige -wir-Definition erarbeiten wollen, dann brauchen sie Texte, auf die von Heteros geantwortet wird (im Laufe vieler Jahre). Jede -wir-Definition zwingt ja andere Gruppen zur Überprüfung ihrer eigenen -wir-Definitionen. (Meine eigene -wir-Definition der Schwulen: dass -wir-Schwulen- keine wirklich dauerhafte sind; vielmehr haben -wir- den Auftrag, jeder individuell in der Heterogruppe die Mann-Frau-Gegensätze zu thematisieren und die Feindbilder zwischen den Geschlechtern abbauen zu helfen.) [...]

Mir selbst wird immer wichtiger, Wissenschaft in dieses Konzept einzubetten. Jeder Wissenschaftler [...] müsste lernen, sich kommunikativ zu begreifen: in welches -wir-Verhältnis begeben sich, wenn ich dies oder das erforsche? Die Barrieren sind immens. Ich gehe aber soweit, diese psychologische und sozialpsychologische Dimension als konstitutiv für Wissenschaft zu begreifen.

Tatsächlich hat mir Wolfgang mit solchen tieferschürfenden Gedanken psychologische Dimensionen für mein berufliches und alltägliches Handeln erschlossen, die ich ohne ihn nie erkannt hätte. Es war nicht leicht, ihm auf solchen Wegen zu folgen und manchmal, vielleicht zu oft, habe ich mich gegen seine Psychologisierung gewehrt. Er hat viel Gutes damit bewirkt, wie aus vielen Briefen von Klienten seiner Praxis hervorging, die ich anlässlich seines Todes erhielt. Noch nach seinem Tod fand ich lange Blumen von Unbekannten auf seinem Grab vor, die das bekräftigten.

Erfahrungen in der Sowjetunion

Unsere größte Reise war die durch die Sowjetunion: von Moskau bis Usbekistan, Aserbaidzhan, Armenien, Georgien. Ich habe sie in meinem „Sowjetischen Tagebuch“ beschrieben. Es waren so einmalige, erhebende und zum Teil auch verstörende Eindrücke, dass ich nicht anders konnte, als sie in wenn auch holprige Verse umzusetzen: In Moskau der riesige bevölkerte Rote Platz, natürlich, und der Kreml mit seinen goldenen Türmen und der großen Glocke, die schon beim Gießen wegen ihrer mächtigen Ausmaße sprang und nie aufgehängt werden und ertönen konnte. Die erstaunliche Anzahl sorgfältig restaurierter mittelalterlicher Kirchen mitten im atheistischen Sozialismus, die weltberühmte Metro, in der jede Station zum Aussteigen und Bewundern einlädt.

Mit dem Flugzeug nach Taschkent in Usbekistan, mitten hinein in die muslimische Welt der Sowjetunion, die alten Städte Buchara und Chiwa, in der Wüste, mit Häusern aus Lehm, der sie in der Hitze innen kühl hält, mit den prachtvollen mittelalterlichen Fassaden der Moscheen und Medressen; auch sie frisch restauriert trotz aller sowjetischen Bemühungen, den Islam dort in Schach zu halten. In der Gelehrtenstadt Samarkand die mächtigen Ruinen der Bibi-Chan-Moschee, erinnernd an die schöne Legende von der Rache des grausamen Kriegsherrschers Tamerlan an seiner ungetreuen Lieblingsfrau, die sich vom Baumeister als Lohn für seine Mühe küssen lassen musste. Die lange Treppe der Mausoleen, deren Stufen man beim Hinauf- und Hinuntergehen zählen muss, weil, wenn man unten mit der gleichen Anzahl ankommt wie bei Hinaufsteigen, man das ewige Leben gewinnt. Eine wahrhaft orientalische Welt voller Legenden, Geschichten, Märchen. Und überall in schattigen Bars, am rituellen Wasserbecken die alten Männer, auf bettenartigen Bänken sitzend, Tee trinkend und zu mehreren eine Shisha rauchend, in gelassene Gespräche vertieft, stundenlang. Und die jungen Frauen, mit dem unvermeidlichen muslimischen Kopftuch, aber in Bluejeans, Arbeiterinnen und Mütter, überall kleine Kinder im Kinderwagen schiebend oder an der Hand führend: der frappante Gegensatz zwischen den vielen alten Männern und den jungen Frauen und den vielen Kindern, alte Frauen sind in der Öffentlichkeit kaum zu sehen.

Und weiter nach Aserbaidschan, nach Baku, dem Neapel am Kaspischen Meer, mit der eleganten weitgestreckten Promenade, in drei Terrassen entlang dem bevölkerten Sandstrand, voller flanierender Müßiggänger, und mit den Rauchwolken der Industrien, Raffinerien und Ölbohrinseln im Hintergrund, eine Stadt, geprägt von moderner westlich anmutender Lebensweise und harter wirtschaftlicher Konkurrenz. Die Stadt hat zwei Hälften, die streng voneinander getrennt sind: die „weiße Stadt“, die geprägt ist von weißen Marmorpalästen der westlichen, bürgerlichen Kolonialherren, und die „schwarze Stadt“, in der die Sklaven der weißen Herren in Slums wohnten, bevor sie ihr Joch abschüttelten. Wir sehen das Denkmal der 26 Kommissare, die 1918 nach dem Moskauer Vorbild eine Revolution durchführen wollten, scheiterten und öffentlich hingerichtet wurden. Erst 1920 gelang dann die revolutionäre Vertreibung der Herren, es begann der Streit um die nationale Selbstständigkeit des Landes als autonome Sowjetrepublik. Und wir sehen, etwas außerhalb von Baku, den Jahrtausende alten Feuertempel, in dem Zarathustra seine Lehre entwickelte, die in unserer Zeit Nietzsche animierte und Richard Strauß in Töne zu setzen versuchte.

Armenien: wieder eine ganz andere Welt, trotz der engen Nachbarschaft zu Aserbaidschan. Hier dominiert die altkirchliche Tradition der armenischen Frömmigkeit, Felsenklöstern, ganze Kirchen in den Felsen hineingehauen, für die vielen Feinde und Eroberer von außen unzugänglich, die wertvollsten Schriften und Dokumente bewahrend. Die Hauptstadt Jerewan, während der Revolution

total zerstört und wieder aufgebaut, die Häuser rings um den Leninplatz, dem Zentrum der Stadt, im charakteristischen Rot des verwendeten Tuffsteins. Und dieser einmalige Platz: eine große Rotunde, in der Mitte der riesige Springbrunnen, in dem die Kinder tagsüber plantschen, die sich anschließende Allee der zweitausendsiebenhundert Wasserstrahlen, die an die zweitausendsiebenhundertjährige Geschichte der Stadt erinnern. Und überall grüne Alleen, schlendernde Menschen, als ob es in dieser Beamtenstadt nichts zu arbeiten gäbe. Die sanfte Widerständigkeit gegenüber der sowjetischen Strenge aus Moskau: „Radio Eriwan“, das auf jede Frage antwortet: „Im Prinzip ja, aber ...“. Das unauffällige aber beharrliche Bestehen auf eigenen Traditionen, einer eigenen Lebensgestaltung, – nur nichts übereilen, es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Eine Stadt, die die leidvolle Geschichte des Volkes bis zum jüngsten türkischen Genozid in einer Vielzahl von Denkmälern atmet.

Schließlich als letzte Station Tbilisi in Georgien, eher eine Enttäuschung als ein Glanzlicht unserer Reise. Sicher, auch hier das Beharren auf Eigenständigkeit gegenüber dem sowjetischen Regime, aber auch ein patriotischer Stolz auf den großen Sohn, Josef Stalin, und auf andere aus Georgien stammende große Männer in Politik und Kultur (keine Frauen!). Eine in ihrer willkürlichen Baugeschichte eher hässliche Stadt, in der moderne Zweckbauten die schönen alten Häuser mit ihren hölzernen, kunstvoll geschnitzten und bunt bemalten Veranden in schmutzige Ecken drängen. Immerhin bot das riesige Freilichtmuseum einen Einblick in die landwirtschaftliche Geschichte des Landes: die russische Führerin unserer Reisegruppe wird geradezu enthusiastisch bei der Beschreibung des bäuerlichen Lebens in diesen alten Häusern. Und tatsächlich gibt die landwirtschaftlich intensiv genutzte Landschaft des Landes Auskunft darüber, dass dies ein genuines Bauernland ist, fernab industrieller Verschandelung.

Wolfgang war unser Fotograf. Es brauchte viel Geduld, um abzuwarten, bis er ein Foto gemacht hatte. Er lief hin und her, bis er den richtigen Blickwinkel auf das jeweilige Objekt hatte, dann kurbelte er umständlich an seiner hochspezialisierten Kamera herum, ging in die Knie und drückte endlich den Auslöser. Er war der penetranten Meinung, dass Bilder nur gelingen, wenn man beim Fotografieren in die Knie geht, warum, weiß kein Mensch. Seine Bilder entsprachen nicht dem Aufwand, den er dabei trieb, sie waren höchstens Durchschnitt. Aber er klebte sie systematisch und penibel in Fotoalben, immerhin, so kann ich sie heute noch ansehen und mich erinnern. Ich musste schreiben.

Schwal schreiben

Schreiben musste ich vor allem nach unserer Rückkehr aus der Sowjetunion. Wolfgang behauptete, er wisse zu wenig von meiner Geschichte, meiner Kindheit und Jugend, meinen Wünschen und Sehnsüchten, meinen Enttäuschungen und

Erfüllungen. Mein Distanzverhalten führte er auf irgendwelche verdrängte Verletzungen in der Kindheit zurück, die ich jetzt endlich mal aufklären und bearbeiten müsse. Er schloss da von sich auf andere, auf mich. Denn er selbst quälte sich mit der seelischen Aufarbeitung seiner offenbar nicht sehr glücklichen Kindheit. Wenn wir am Frühstückstisch saßen, drang er in mich, meine Träume zu erzählen und selbst dahinter zu kommen, was sie mir sagen wollen. Ich bemühte mich wirklich ehrlich, aber mir gelang selten eine Deutung, die ihn befriedigte. Es war oft nicht leicht, mit einem Psychologen, und dann noch mit diesem, zusammenzuleben. Ich begann also getreu seinen Anweisungen Tagebuch zu schreiben. Es gelang nicht. Ich merkte sehr schnell, dass sich Erinnerungen, sobald ich sie aufschrieb, verwandelten, ausgeschmückt und verändert wurden, dass sich Schichten anderer Erinnerungen darüber ablagerten, sie mir immer fremder wurden. Wenn ich ihm einzelne Aufzeichnungen zum Lesen gab – schließlich schrieb ich sie ja hauptsächlich für ihn auf – dann machte er Anmerkungen wie: Was hast du dir dabei gedacht? Woran erinnert dich dies? Du verschleierst etwas! Das war für mein Schreiben nicht gerade förderlich.

Erst als ich einmal wieder in Cornillon allein war, erkannte ich, dass mein Zugang zu meiner Geschichte das Erfinden fiktionaler Geschichten sein muss, indem ich also planmäßig darauf verzichtete, nach der absoluten Realität meiner Erinnerungen zu suchen, und mich dem Phantasieren hingab, so, wie ich die Geschichten erlebt haben möchte. Es entstanden meine ersten schwulen Geschichten, in denen reale Erlebnisse, Begegnungen mit anderen Menschen zwar gegenwärtig waren, aber zugleich fiktional überhöht. Und ich schrieb sie für ihn, er ist das anonyme Du, das ich anrede, mit dem ich kommuniziere. Wenn er sie las, worauf er begierig war, verzichtete er bald auf kluge Anmerkungen, höchstens sein Schweigen verwies mich darauf, dass irgendetwas nicht gelungen war.

Gran Canaria Cruising

Über Weihnachten und Neujahr flogen Wolfgang und ich mehrmals auf die Kanarischen Inseln. Wir stiegen in einem Apartmenthotel ab, wo wir eine richtige kleine Wohnung mit Wohnzimmer und Küche hatten, mit einer großen Terrasse und direktem Blick auf Strand und Meer. Ich kochte jeden Tag, wir frühstückten ausgiebig, das Abendessen ging regelmäßig in eine Nacht über, in der wir uns stundenlang unter Sternenhimmel unterhielten. Tagsüber gingen wir an den Strand oder machten in einem Leihauto kleine Ausflüge ins Inselinnere. Am Strand suchten wir unsere Liegeplätze immer in der Nähe einer Bar, wo es kühle Getränke, Südfrüchte oder eingelegte Oliven gab, das reichte bis abends. Wolfgang las dann im Schatten eines Baumes oder eines Sonnenschirms, ich trollte mich irgendwann ins Outside-Cruising der Schwulen hinter den Dünen und vergnügte mich mit geilen Jungen. Wolfgang kam nur ein paar Mal mit, fand es aber

eher öde. Er war nie eifersüchtig und hatte auch nie Grund dazu. Es waren immer nur kurze Begegnungen, bei denen man nach einem schnellen Orgasmus wortlos auseinander ging. Wolfgang gewöhnte sich immer mehr an mich und meine für ihn oft unverständlichen sexuellen Eskapaden. Ich musste ihn selbst auch immer mehr zum Sex verlocken, aber wir hatten genug Gemeinsamkeiten, um gut miteinander auszukommen.

In Nicaragua Lesen lernen

Mit einer Gruppe der Zeitschrift „Demokratische Erziehung“ fuhr ich nach Nicaragua. Ich beschreibe einige meiner Erlebnisse dort in der Geschichte „Gespräch im Morgengrauen“. Am eindrucksvollsten war unser Besuch beim damaligen Kultusminister Ernesto Cardenal. Wir saßen auf einem überdachten Freiplatz mit Blick über Managua, er mitten unter uns. Wir befragten ihn nach dem nicaraguanischen Bildungssystem, über das er mit erkennbarer Begeisterung sprach. Sein Werk war ja vor allem das Riesenprojekt der Alphabetisierung, das er bis in die entlegensten Gegenden des Landes trug. Er beschrieb mit lebhaften Gesten, wie die sandinistischen Lehrerinnen und Lehrer in ihrer Freizeit in die Dörfer gingen und den Bewohnern das Lesen und Schreiben beibrachten, nach einem Modell, das er – wie er erklärte – von Bert Brecht übernommen hatte. Wie Teresa Carrar in dessen Drama „Die Gewehre der Frau Carrar“ Lesen lernt, indem sie nicht mit dem Alphabet beginnt, sondern mit den Wörtern, die für sie aktuelle Bedeutung haben, so knüpften die Lehrer und Lehrerinnen in ihren Alphabetisierungskursen bei den aktuellen Problemen und Interessen der Lernenden an. – Wolfgang verstand mein Interesse an dieser Solidaritätsreise nicht. Ich habe noch im Ohr, wie er beim Abschied sagte: „Komm zurück, du weißt, ich brauch dich!“

Wolfgangs Krankheit und Tod

Dass und wie sehr Wolfgang mich brauchte, begriff ich erst viel später, auf unserer letzten großen Reise nach Portugal. Er litt schon länger an Krämpfen in den Beinen, weigerte sich aber, zum Arzt zu gehen. Als Psychologe verachtete er die Schulmedizin, die nach seiner Meinung nur an den Krankheitserscheinungen herum laboriere, statt nach den Ursachen einer Krankheit zu suchen. Das passte zu seiner ständigen Suche nach Ursachen seiner aktuellen Befindlichkeit in Erlebnissen der Kindheit. Statt also zum Arzt zu gehen, wie ich ihm riet, ermittelte er einen Ursachen-Zusammenhang zwischen seinen Beinkrämpfen und verborgenen elektrischen Strömungen in der Wohnung. Er bestellte einen Wünschelruten-Gänger, dessen Rute tatsächlich über Wolfgangs Bett heftig ausschlug. Er vermaß die ganze Wohnung nach Strömungen, Wolfgang stellte sein Bett um, einmal, zweimal, aber die Krämpfe gingen nicht weg.

Er wandte sich nun an verschiedene Heilpraktiker, schließlich an eine Frau in Köln, die mit ihm „Rückführungen“ in sein früheres Leben machte, wo sie die Ursachen zu finden hoffte. Sie stellte mit ihm fest, dass er in einem früheren Leben als Bauer einen Stich ins Bein bekommen habe und seitdem eigentlich hinke. Das hielt er für wahr und für die Ursache seiner Krämpfe! Ich war entsetzt. Wir fingen an zu streiten. Jetzt zeigte sich an seinem Hals zusätzlich ein Knötchen, das er mit einem Halstuch verdeckte. Aber es wuchs.

Wir fuhren nach Cornillon und von da aus weiter an die portugiesische Algarve, wo wir in einem Apartmenthotel abstiegen. Aber am ersten Tag begann sein rechtes Bein zu schwellen, so dass er kaum mehr gehen konnte. Er lag den ganzen Tag auf dem Sofa, ich ging ein paar Stunden an den Strand, der von vielen Schwulen bevölkert war. Aber ich hatte diesmal wenig Bock auf Sex, ich machte mir Sorgen. In den Dünen traf ich auf einen Jüngling, der nackt, braungebrannt, schlank, mit nichts als einem Tuch um den Hals auf seinem Badetuch lag. Er lächelte mich verlockend an, ich setzte mich zu ihm, wir machten ein bisschen an uns herum, bevor wir auch nur ein Wort gewechselt hatten. Dann sprach er, mit einer völlig verfremdeten, leicht krächzenden Stimme. Ich sah ihn an und merkte erst jetzt, dass er nicht mit dem Mund sprach, mit dem er mich nach wie vor anlächelte, sondern durch ein Mikrofon, das unter dem leicht flatternden Halstuch am Kehlkopf saß. Ich erschrak: ein so schöner Mensch und mit einem solchen Schicksal geschlagen! Mit Sex war es natürlich vorbei, aber wir streichelten uns weiter und unterhielten uns mit großen Schwierigkeiten, lange, ich verstand bruchstückhaft einiges von seiner Krankheitsgeschichte, von seiner Einsamkeit, von seinem Bedürfnis nach Zärtlichkeit und einem selbstverständlichen Umgang mit ihm. Es war das erste Mal, dass ich mit einem behinderten Menschen konfrontiert war und mich sehr hilflos fühlte.

Auf unserer Apartment-Terrasse schrieb ich nun täglich an der Geschichte von meiner Zeit im Windsbacher Knabenchor. Für Wolfgang. Jeden Abend las ich ihm vor, was ich tagsüber fertig gebracht hatte. Seine Schmerzen nahmen zu und wir brachen unseren Urlaub ab. Ich musste die ganze lange Strecke bis Cornillon allein und in einem Ruck durch fahren, während er stöhnend neben mir saß. Auch in Cornillon wollte er nicht bleiben und fuhr allein mit dem Nachtzug nach Siegen zurück. Ich half ihm noch in den überfüllten Zug und schlug vor, er solle doch wenigstens den Schlafwagen nehmen. Aber er schüttelte nur mit dem Kopf und wandte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht ab. Ich blieb zurück. Aber schon drei Tage später rief Maria mich an, ich müsse sofort zurückkommen, es ginge Wolfgang sehr schlecht. Er konnte nicht mehr im Bett liegen und schlief – wenn überhaupt – in einem Spezialsessel, den er sich besorgt hatte.

In der Nacht nach meiner Rückkehr schlich er im Dunkel durch den Flur und stürzte über meinen dort abgestellten Koffer. Er konnte nicht mehr aufstehen, ich rief den Notarzt und der stellte fest, dass er sich wohl die Hüfte gebrochen hatte.

Wir brachten ihn ins Krankenhaus, wo sich die Diagnose bestätigte. Dann aber wurde vor allem der Knoten am Hals entdeckt – und damit, dass er an der Lymph-Krankheit Non-Hodgkin leidet, die als nicht heilbar galt. Er würde über kurz oder lang sterben. Eine niederschmetternde Diagnose, die er seltsamer Weise relativ gelassen zur Kenntnis nahm. Er lag nun hilflos im Krankenhaus, ich besuchte ihn täglich, was den Schwestern missfiel. Sie betraten sein Zimmer nur mit Mundschutz und Gummihandschuhen. Erst als geklärt war, dass er kein Aids hatte, wurden sie freundlicher. Später durfte ich sogar bei ihm übernachten. Seinem behandelnden Arzt vertraute er plötzlich blind. Der konfrontierte ihn zuerst mit der Eröffnung, dass er eine Chemotherapie über sich ergehen lassen musste. Er ertrug es mit Gelassenheit, verlor seine schönen blonden Haare, magerte ab. Der Arzt erklärte ihm, dass seine sämtlichen Knochen mürbe geworden waren und leicht zerbrechen konnten. Aber er machte ihm auch Hoffnung, dass er, wenn die Behandlung anschlüge, noch einige oder viele Jahre leben könnte. Es begannen die langen Abende an seinem Bett, in denen ich ihm ganze Romane vorlas, darunter „Die Insel des zweiten Gesichts“, ein Buch von mehr als 1000 Seiten, von Albert Vigoleis Thelen. Er liebte das sehr. Dazwischen aber gab es auch immer wieder Nächte, in denen er verzweifelte. Dann ließ er seine Psychologen-Kollegin rufen und redete die ganze Nacht mit ihr, bis sie erklären musste, dass sie das auch nicht mehr mitmachen könnte. Aber die Behandlung schien angeschlagen zu haben, nach einem halben Jahr wurde er – vorübergehend – entlassen.

Er war jetzt ganz auf mich angewiesen. Es war eine sehr intensive Zeit des Zusammenseins. Wir ließen uns Zeit für lange Gespräche über unsere gemeinsame Zukunft und über unsere Zukunft in der Friedensbewegung, im politischen Widerstand, in der Homosexuellenbewegung. Viele gemeinsame Freunde und Freundinnen besuchten uns. Und es begann die Zeit der gemeinsamen Ausflüge mit dem Rollstuhl. Er war ganz zuversichtlich, über den Tod durfte nicht geredet werden, er schob ihn weg. Er plante, einen Wegeatlas für Rollstuhlfahrer zu schreiben, in dem alle Wege eingezeichnet sein sollten, die für Rollstühle gut befahrbar waren, mit Angaben über die Wegbeschaffenheit, über Steigungen und Gefälle, darüber, wann der einzelne Weg in der Sonne oder im Schatten lag usw. In der normalen Siegerlandkarte suchte und fand er immer neue Wege, die wir dann erproben mussten. Unser Verhältnis war sehr entspannt. Wenn ich mal nicht konnte, sprang Maria ein. Sie unterstützte mich in der ganzen Zeit seiner Krankheit mit bewundernswerter Beständigkeit.

Noch einmal unternahmen wir eine kleine Reise: Zum 50. Geburtstag meiner Schwägerin Lotte, in meine Heimat im Altmühltal. Sie feierte ihn in Erinnerung an die Französische Revolution 1789, d.h. vor 200 Jahren, die Gäste sollten sich dementsprechend kostümieren. Es gibt anrührende Fotos, auf denen er mit roter Jakobinermütze lächelnd am Tisch sitzt, ich glaube, es war überhaupt das erste

Mal, dass er seine Verachtung für das „Schlüpfen in eine fremde Identität“ überwand – es entsprach nicht seinen psychotherapeutischen Prinzipien.

Nach unserer Rückkehr ging es ihm wieder schlechter. Er musste unter das Foltergerät der Strahlentherapie. Ich habe seinen Leidensweg in der Geschichte „Gespräch im Morgengrauen“ geschildert. Maria besorgte uns ein professionelles Krankenhausbett, mit dem wir sein schönes Zimmer verunstalteten, aber er konnte in seinem eigenen Bett nicht mehr liegen. Es begann die Phase seines unaufhaltsamen Sterbens. Er verfiel von Tag zu Tag, aß und trank immer weniger. Unser Hausarzt kam häufig, versorgte sein inzwischen mit blutigen Schwären übersätes Bein, entzog ihm Wasser aus dem Bauch und holte ihm mehrmals mit der behandschuhten Hand steinhart gewordenen Kot aus dem Hintern. Wolfgang, der sonst so stille, schrie dabei wie ein todgeweihtes Tier. Aber die meiste Zeit lag er apathisch im Bett oder flüsterte unverständlich vor sich hin. Auch Vorlesen half nicht mehr. Er sah mich oft mit fremden Augen an, wie weggetretenen, als ob er mich nicht mehr erkannte. Und er fing an, mir zu misstrauen: er wollte nicht mehr, dass ich ihm etwas zu essen oder zu trinken brachte, bestand darauf, dass Maria das tat. Der Arzt gab ihm zunehmend Opium zur Linderung seiner Schmerzen. Er gab auch mir eine Packung dieser Opiumtabletten mit dem dezenten Hinweis, dass ich sie ihm geben könnte, wenn er es gar nicht mehr aushalten kann. Aber Wolfgang misstraute mir, er schien mich zu durchschauen: ich würde ihn sterben lassen. Er nahm Tabletten nur noch von Maria oder anderen seiner Freundinnen, die inzwischen unsere Wohnung bevölkerten, um von ihm Abschied zu nehmen. Er weigerte sich zu sterben. Er, der anderen immer klar gemacht hatte, dass sie auch zu ihrem Tod ein „rationales“ Verhältnis entwickeln müssten, der mit dieser Haltung manchen Sterbenden geholfen hatte, er konnte seinem eigenen Tod nicht ins Auge sehen. Ich saß viele Tage und Nächte an seinem Bett, hielt seine Hand, er ließ sie mir nur, wenn er schlief oder bewusstlos war. Wenn er wach war, wälzte er sich in seinem Bett hin und her, brabbelte oder schrie vor sich hin, warf die Arme um sich, wie wenn er sich gegen ein Gespenst zur Wehr setzte. Es war furchtbar. Nur Maria konnte ihn beruhigen.

Am 5. April 1989 um 4.40 Uhr morgens tat er seinen letzten Atemzug. Er streckte sich in ganzer Länge in seinem Bett aus, wie mit einem erleichternden Seufzer. Zwei Nächte und einen Tag hatte er nur noch um Atem gerungen, ohne erkennbares Bewusstsein. Ich saß an seinem Bett und hielt seine Hand, aber sie gab kein Signal, dass er mich spürte. Ich war ganz allein mit ihm. Er lag vor mir, mit weit geöffneten Augen, die in eine andere Welt zu sehen schienen. Ich brachte es nicht über mich, sie ihm zu schließen. Ich entzündete eine Kerze. Obwohl ich mir immer klar gemacht hatte, dass er irgendwann sterben würde, begriff ich es jetzt nicht. Ich war nur irgendwie erleichtert, dass sein heftiges Ringen um Atem aufgehört hatte, dass er ruhig da lag, von Schmerzen befreit, mit seinem offenen Blick wie in eine neue Zukunft.

Als Maria ins Zimmer kam, verließ ich es. Ich überließ ihr alles, was jetzt notwendig zu tun war. Ich lief aus dem Haus, irrte durch die Straßen. Ich fühlte mich irgendwie befreit. Befreit von den Schrecknissen der letzten Wochen, von der mir unverständlichen Entfremdung zwischen Wolfgang und mir, von seinem besessenen Festhalten am Leben, an einem Leben, das er als rationaler Psychologe immer als endlich verstanden hatte. Ich fühlte mich schuldig, dass ich ihm nicht das gewesen war, was er gebraucht hätte, dass ich ihm nicht folgen konnte auf seinen Wegen in die Tiefe der menschlichen Psyche, dass ich mit ihm gestritten hatte, als er seine Erkrankung nicht ernst genommen hatte. Und ich fühlte mich verlassen, schnöde verlassen, ich wusste nicht, wie ich nun weiter leben sollte.

Als ich nach Stunden zurückkam, hatte man Wolfgang weggebracht, das Krankenhausbett und alle medizinischen Versorgungsutensilien entfernt, sein Zimmer sah fast so aus, wie immer. Ich setzte ein Todesanzeige in die Siegener Zeitung mit dem offenbar provozierenden Spruch:

Abtrotzen mussten wir / den Vorurteilen dieser / inhumanen Gesellschaft /
unser privates Glück. / Der rosa Winkel der Nazis, / Brandmal noch immer /
für verachtetes Fleisch, / brannte auch uns.

Das öffentliche Echo war erschreckend, aber auch ermutigend. Ich erhielt – anonyme – Anrufe, die mich als „schwule Sau“ und „Arschficker“ beschimpften und mir wünschten, dass ich auch bald „an Aids“ verrecken möchte (als ob Homosexuelle an nichts anderem mehr sterben könnten!). Ein anonymes Brief fragt:

Schämen Sie sich denn gar nicht, dass Sie Ihre „Abartigkeit“ in einer öffentlichen Tageszeitung anpreisen? Es ist schlimm genug, dass in heutiger Zeit ein solches „Sodom und Gommorra“ geduldet wird. Da gibt es also am 7.4. auf dem Hermelsbacher Friedhof ein Treffen der schwulen Detlefs und die Freundinnen sind sicher eine Vereinigung der Lesben. Pfui Teufel, wo ist unser Deutschland gelandet! Für Euch Sorten brauchten wir wirklich mal wieder einen ganz kleinen Adolf. Es wird schon nicht schwer sein, einen neuen Stricher zu bekommen.

Solchen Stimmen standen allerdings eine Fülle von Bekundungen von Solidarität mit unserem Zusammenleben und meiner Todesanzeige gegenüber. Eine schreibt:

...Wolfgang und Du. Ihr wart mir den ganzen Tag über gegenwärtig, mir sind viele Bilder und Erinnerungen eindringlich in den Sinn gekommen aus den vielen Jahren, seit wir uns kennen ... ich schaute immer wieder auf die ungewöhnliche Todesanzeige, vergegenwärtigte mir ihren Wortlaut und wurde mir bewusst, welche schmerzliche, mutige und tapfere Prozesse dieser Offenheit

vorausgehen mussten. An meiner eigenen Reaktion spüre ich, dass es gut ist, so deutlich und krass zu sprechen wie es der Spruch tut. Ich habe Euch immer als ein so „beglücktes Paar“ erlebt. Selbstverständlich und selbstbewusst, als die, die Ihr seid, das Recht auf Eure Lebensform als ein unbestreitbares in Anspruch nehmend, eine Atmosphäre von geistiger Weite, Kultur, Kreativität, Schönheit, Menschlichkeit und Engagement um Euch verbreitend, dass ich vielleicht den dahinterstehenden Kampf, das Leiden unterschätzt habe.

Ein anderer schreibt:

In den paar ausführlicheren Gesprächen, die ich mit Wolfgang hatte, ... hat er mich durch die sanfte und zärtliche Gelassenheit beeindruckt, mit der er von seiner Liebe und ihren Geschichten – Euren Geschichten – gesprochen hat. Ich wünsche mir sehr, dass ihn die Zuversicht, die damals von ihm ausströmte, auch in der Zeit seines Sterbens nicht gänzlich verlassen hat. ... Vorurteile und Verachtung mögen schon oft riesengroß erscheinen – für mich war die deutlich sichtbare Möglichkeit Eures glücklichen Zusammenlebens viel eher ermutigend und beruhigend, und jede solche Anzeige, mit der – wie Deiner – ein Freund seinen Freund bedenkt und Freunden Gelegenheit gibt, zu erfahren, dass die Liebe unter Schwulen nicht aufhört, empfinde ich auch als einen Trost über diesen dreckigen Tod, der freilich für sich empörend und schmerzlich genug ist...

Wolfgangs Beerdigung

An Wolfgangs Grab charakterisierte der Vorsitzende der von ihm mitgegründeten Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächstherapie seine Leistung:

Es bleibt die Erinnerung an deine Ehrlichkeit, deine Beharrlichkeit, deinen Eifer und deine Geduld. Du hast Fragen, Probleme, Erkenntnisse weiterverfolgt, bist über den Punkt hinausgegangen, den wir anderen aus Scheu oder Mutlosigkeit schon als endgültig ansahen. Du warst kein bequemer Freund, kein gut funktionierender Vorstands-Kollege! Dich zu kennen, dir wirklich zu begegnen, bedeutete immer Auseinandersetzung, Klärung, bedeutete Streiten und Versöhnen, Kompromisse um des schönen Scheins willen waren dir schlicht unmöglich... Die, die sich auf dich eingelassen haben, hast du verändert. Oft hast du uns Mut gemacht, über die eigene Begrenzung hinauszugehen, uns infrage zu stellen und zu prüfen, wo wir Wir sind und wo wir nur Rollen spielen.

Wie wahr. Und ich war so störrisch dabei, mich auf ihn einzulassen, mich zu verändern, über meine eigenen Begrenzungen hinaus zu gehen! Ingo Baldermann, unser beider Freund und Mitstreiter in der Siegener Friedensbewegung, erinnerte am Grab daran, dass Wolfgang im Gedenken an die auf dem gleichen Friedhof begrabenen sowjetischen (ukrainischen) Zwangsarbeiter an deren Grabkreuzen öfter Blumen abgelegt hatte. Er forderte die am Grab Versammelten auf, in seinem Sinne die für sein Grab gedachten Blumen auf die Gräberstätte dieser Zwangsarbeiter zu bringen.

Er will, (sagte Ingo,) dass wir uns Zeit nehmen, auch auf die Stimmen dieser Toten zu hören. Er fühlte sich ihnen besonders verbunden, und er ist es auch jetzt dadurch, dass sie alle wie er zu früh gestorben sind, mitten im Leben. Sie alle hatten eigentlich noch viel vom Leben zu erwarten, sie alle, auch er, wollten gern noch leben. Das ist ein sehr anderer Tod, als wenn einer alt und lebenssatt stirbt. ... Wenn wir Blumen dorthin bringen, ist das ... ein Gleichnis wohl auch für das, was er in seinem Leben und auch in seiner Arbeit versucht hat, ein Gleichnis auch für das, was wir in der Friedensarbeit immer wieder tun müssen: Die Sprache des Todes in die Sprache der Liebe und Hoffnung zu verwandeln. ... Für unsere Arbeit ist noch anderes wesentlich als nur der Erfolg: Wir müssen Anwälte sein einer neuen Menschlichkeit, und die ist nur dort zu finden, wo auch die Stimme der Toten noch gehört wird.

Die Stimme der Toten hören! Noch heute höre ich ihn ab und zu im Traum sprechen, in seinem sanften, aber bestimmenden Ton, wenn mich etwas umtreibt. Und ich sehe sein lakonisches Lächeln: Du musst es selbst heraus finden, such bei dir selbst!

Nach seiner Beerdigung zog ich mich zurück zu meiner vertrauten Schwester Renate nach Den Haag. Dort fand ich die Ruhe, über unser gemeinsames Leben nachzudenken. Meine Tagebücher, in denen ich im Lauf der letzten Jahre für ihn in meinen Erinnerungen gegraben hatte, hatte ich mitgebracht, ohne zu wissen, wie ich nach seinem Tod in ihnen weiterschreiben sollte. Und plötzlich wusste ich, dass mich sein Tod dazu befreit hatte, meine Trauer in Gedichten auszudrücken. Ich schrieb ein „Requiem aus Wut und Trauer“, Gedichte, in denen ich meine Vereinsamung und gemeinsame Erfahrungen lyrisch zu Wort bringe: Ich greife dabei auf Texte zu einigen Liedern zurück, die wir beide besonders gern hörten:

„in schwarze seide / habe ich mich / geschmissen, / um deinem sarg / zu folgen.
Das mögen sie nicht, / die anzugherren / und kostümdamen, / dass ich ihr /
stinkbürgerliches schwarz / für meinen / duftenden fummel / wähle.
Sie stecken sich ihre / schießtoleranz ans revers / wie ich mir den trotzigem /
rosa winkel. Ich weiß, / ich bin ungerecht. / Ungerecht macht mich / dein Tod.

/ Heute / die träne des mitleids / im knopfloch. / Und morgen, / wer weiß, /
bückt's sich schon wieder / zum griff nach dem / ersten stein.

Chamisso, das war auch / einer, der männerfreundschaft / nur mit den falschen
tönen / des heldentods singen konnte. / In den mund einer frau / musste er
sich verkriechen, / um die liebe zum harten, / unbarmherzigen mann / zu ver-
täuschen. / Ist mir der schleier / gefallen? / Zieh' ich mich / in mein inn'res / still
zurück? / Unbarmherzig warst du, / mein geliebter. Aber / dies kannst du nicht
wollen: / den schleier einer / falschen witwe.

Das war nicht / mein schwur, / geliebter Quinquin, / dass ich lieben will / auch
dein' lieb' zu diesem / grausamen andern, / für den du mich jetzt / hast sit-
zen lassen. / Zuende die süßen, / sentimentaln metaphern. / Ich muss nicht /
aufsteh'n mitten in der nacht / und stehen lassen / die uhren. / Dein herz hat /
für immer aufgehört / zu schlagen.

Bist du an meiner / harten schale zerbrochen? / Ich höre noch immer / dein
keuchendes atmen / wie brandung an meiner / felsigen küste.

Wenn du nur zuweilen / mir wieder lächeln würdest / dein unbegreifliches
lächeln. / Aber die starrende kühle / deines grabs fächelt nicht / meiner unge-
messenen glut. / Das wollte ich wohl: dich alles / treiben lassen, was / der liebe
wehe tut.

Ist nun der tod / die kühle nacht? / War dir das leben / nur schwüler tag? / Hat
dich geschläfert? / Hat / der tag dich müd' gemacht? / Ach, diese schmerz-
lich-schönen bilder. / Dein elendes sterben / zerstört alle metaphern. / Nein,
eiserner Heinrich, / es ist schon der wagen, / der bricht. Die reifen um mein
müdes herz, die / springen noch nicht. / Ach, erhöbe ein baum / sich über mein
bett, / vertriebe der sang / der nachtigall dieses / entsetzliche nachtmahr. / Ach,
sänge mir wieder / einer von liebe, ich / hört' es so gern / im traum.

Geht das denn nicht / in meinen kopf: / dass du tot bist. / Warum erscheint mir
/ dein qualvolles sterben, / der eichene sarg, / das offene grab, dieser / fried-
liche friedhof / im frühling, warum, / was ich alles / mit diesen augen gesehen,
/ warum erscheint mir / das alles wie / eine metaphor? / Ja, sagt der tod, / weil
ich dir nur / in metaphern / begegnet bin.

Bist du mir nur / vorausgegangen? / Hol' ich dich ein / auf jenen Höh'n? / O,
schmerzlich-schöne melodie. / Du hast sie nicht / ertragen. / Auch Rückert
konnte nicht / mit hundert totenliedern / die kinder wiederfinden. / Da ist
kein sonnenschein. / Fortgegangen bist du. / Da schützt dich nichts / vor dem
erblassen deiner / wirklichkeit.

Ist sie endlich / in mir versiegt, / diese eruptische quelle / von bildern? / Ausge-
trocknet / sind meine augen, / es schmerzt mich / die trockenheit / im mund.
/ Diese stille...

Gerhard Härle, mein wissenschaftlicher Mitarbeiter und enger Freund, fand Worte zu dem Requiem, die sein tiefes Verständnis für meine literarischen Texte zeigen, die er immer als einer der Ersten zu lesen bekam:

Lieber Wolfgang, es fällt mir nicht leicht, zu deinen Gedichten etwas zu sagen. Nicht weil ich sie ‚schlecht‘ finde, sondern weil sie so sehr persönlich sind, mich so stark teilnehmen lassen an deinem (mir zur Zeit ja eher verborgenen) Gefühlsleben nach Wolfgangs Tod. Du schreibst es in einem der Gedichte selber: ‚Dies sind Verse, die halten / jeder Kritik stand...‘ Ja, das tun sie auf ihre Weise, indem sie zu allererst Ausdruck deiner ganz persönlichen Art zu trauern sind, an die Gefallen oder Kritik nicht heranreichen, auch überhaupt nicht heranreichen wollen. Du stellst einmal die Analogie zu Rückerts ‚Kindertotenlieder‘ her, die mir sehr einleuchtet: auch das sind ja Verse, denen es nahezu gleichgültig zu sein scheint, wie sie ‚wirken‘, solange sie nur das Leid ausdrücken, in immer wieder alten und neue Sprachbilder ummünzen. [...]

Vor den Erfahrungen, die in deinen Gedichten zu Ausdruck kommen, stehe ich einigermaßen erschüttert, – dass ich dazu viel sage, wirst du nicht erwarten. Mich bewegt, wie du von Schuld sprechen kannst, von deiner Schuld – das meiden die meisten Menschen (wir haben uns einmal kurz darüber unterhalten) – ganz unabhängig davon, ob diese Schuld-Anerkenntnis nun ‚gut‘ für dich ist oder nicht. Auch wieviel du verloren hast, kommt für mich in den Versen zum Ausdruck; ich habe es nicht gewusst. Deine ‚Seele öffnet sich‘ ja sonst nicht so deutlich. [...]

Die Stille blieb lang. Ich sah mich konfrontiert mit der Tatsache, dass ich mein Leben als zurückgebliebener Mann weiterleben musste. Ich war 54 Jahre alt, kein Alter, um eine neue Beziehung anfangen zu können. Sicher, ich hatte ein Leben hinter mir, das erfüllt war mit glückhaften und unglücklichen Begegnungen und Erfahrungen, ein pralles Leben. Das konnte mir niemand nehmen: Die Erfahrung eines glücklichen, musikerfüllten Zusammenlebens mit einer Frau, die unausgesetzte Liebe zu meinen Kindern, das glückliche, wenn auch konflikthafte Zusammenleben mit einem Mann. Ich konnte mich auf ein auf mich allein gestelltes Weiterleben einlassen. Freunde und Freundinnen halfen mir dabei. Ich hielt mich fest an meinen Pflichten als Hochschullehrer und an meinen Aktivitäten im friedenspädagogischen und im homosexuellwissenschaftlichen Kontext. Aber es dauerte doch einige Jahre, bis ich mich wieder wirklich mit diesen Aktivitäten identifizieren konnte.



Medaillon für Maria Kalveram

Maria ist meine treueste und nächste Freundin seit den frühen 1980er Jahren. Sie begründete mit Dietrich Molitor und mir und einigen anderen das Forschungs- und Lehrgebiet Homosexualität und Literatur, war aber auch bei den Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden und selbstverständlich in der Siegener Friedensbewegung eine unabkömmliche und selbstständige Mitarbeiterin und Helferin. Sie unternahm mit mir Reisen zu Kongressen und verbrachte manche Ferien mit mir in Cornillon, wo sie stundenlang lesend im Schwimmbädchen auf einer Luftmatratze liegen konnte und sich von der Sonne bräunen ließ. Sie war eigentlich immer gut gelaunt, lachte viel und ruhte in sich selbst, was zu ihrer körperlich-belebten Natur passte. Nur für größere Wege oder gar Wanderungen war sie nie zu haben. Bei meinen Festen, die ja meist mit größeren Wanderungen verbunden waren, zog sie es vor, im Auto die immer benötigten Mengen an Fressalien und Getränken an die festgelegten Picknick-Stellen zu fahren und die übrigen Gäste zu bewirten. An den Kolloquien hat sie immer dafür gesorgt, dass möglichst viele aktive und teilnehmende Frauen dabei waren, sie betreute die jeweils anwesenden Autorinnen, manche nahm sie auch bei sich auf. Sie ist aus meinem Leben nicht wegzudenken.

Sie war zunächst als studentische Mentorin in meinen ersten Homosexualitäts-Seminaren aktiv. Mit Dietrich und mir machte sie 1983 das erste Buch, das der Homosexualität bei Hans Henny Jahn nachging: „Die Suche nach dem rechten Mann“. Darin schrieben Maria und ich eine außerordentlich differenzierte Studie zu den Frauenfiguren im Werk Jahnns: „Frauen: Traum und Trauma.“ Sie war einerseits Ergebnis der heftigen Auseinandersetzung in unserem studentischen Lesekreis, andererseits Ergebnis einer akribischen Interpretation aus der Hand von Maria. Heute erscheint mir die Grobgliederung dieser Studie unter den Perspektiven der Tigerin, d.h. des Tierhaften, Animalischen, der Hure, d.h. des Libertinösen, und der Mutter etwas zu allgemein, aber alle Einzelbeobachtungen und Interpretationen halte ich heute noch

für zutreffend und originell. Maria vertiefte und erweiterte unsere damalige Sicht in einem gewaltigen Beitrag auf dem Hans-Henny-Jahnn-Kolloquium ein Jahr später: „Signe – eine ‚autonome‘ Frau im Werk eines homosexuellen Autors“. Zusammen nahmen wir 1987 an dem internationalen Kongress „Homosexuality, which Homosexuality?“ in Amsterdam teil, in dem es um die Frage der Auffassung von Homosexualität aus essentieller oder konstruktivistischer Perspektive ging. Wir organisierten dabei mit Marita Keilson-Lauritz die Literaturabteilung und gaben später die deutsche Dokumentation dieser Abteilung in Buchform heraus: „Homosexualitäten – literarisch“.

Nach Dietrich Molitors Weggang bot ich Maria an, die Assistenten-Stelle mit Gerhard Härle zu teilen, was sie gerne annahm. Sie war nun vor allem für alle Frauenbelange in meinen beiden Forschungsgebieten zuständig, dazu schwerpunktmäßig im Bereich Friedenserziehung, während Gerhard für die Redaktion des Forums verantwortlich war. Diese Form der Arbeitsteilung erwies sich als wenig praktikabel, so dass Maria das Arbeitsverhältnis kündigte und als Schullehrerin tätig wurde.

Nach Wolfgangs Tod

Ich versuchte eine Flucht ins schwule Leben, indem ich an einer schwulen Kreuzfahrt teilnahm, die in der schwulen Subkultur als der einmalige Event der Emanzipation angekündigt worden war. Eine Kreuzfahrt von Venedig übers Mittelmeer zu den griechischen Inseln, ins Schwulenparadies Mykonos und anderswohin. Es war ein totaler Reinfall. Das Schiff war bevölkert von schwulen „Prominenten“ und Barbesitzern, die kostenlos eingeladen waren, und den zahlreichen Familienangehörigen, Großmüttern, Müttern und Kindern der Organisatoren. Die wenigen zahlenden Gäste wie ich waren in der Minderheit. Die ganze Fahrt wurde zu einer einzigen Zurschaustellung von Verschwendungssucht und individuellen Eitelkeiten.

Ich konzentrierte mich wieder auf meine beruflichen Aufgaben, die ich während Wolfgangs Krankheit doch stark vernachlässigt hatte. Da war immer noch der schwule Lesekreis und das Forschungs- und Lehrgebiet Homosexualität und Literatur, in dem wir die zweijährigen internationalen Kolloquien durchführten, die immer mehr an Bedeutung gewannen. Wir veröffentlichten die verschiedenen Dokumentationsbände.

Und da war der andere Schwerpunkt: Friedenserziehung. Ich arbeitete im Vorstand der Siegener Gustav Heinemann Friedensgesellschaft, wo wir mit Ausstellungsprojekten, sogenannten politischen Abendbeten, Vortragsveranstaltungen u. ä. die Siegener Friedensbewegung am Leben zu erhalten versuchten. Ich war im Vorstand der Joseph Wirth Stiftung, wo wir größere Veranstaltungen zum West-Ost-Verhältnis durchführten. Und ich war Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Siegerländer Friedensbewegung geworden und versuchte, an die Tradition der großen friedensbewegten Aufzüge, Fackel- und Schweigemärsche anlässlich des jeweiligen 16.12., des traditionellen Gedenktages der Zerstörung Siegens im Jahr 1944, anzuknüpfen.

Ich reiste ziemlich viel und hielt Vorträge zum Problemen des Deutschunterrichts und der Deutschlehrer-Ausbildung, zu Schwuler Literatur, zur Friedenserziehung. Und wenn ich zuhause war, ging ich regelmäßig auf den Friedhof und las an Wolfgangs Grab in einem mitgebrachten Buch, auf einer von mir aufgestellten Bank, die allerdings bald geklaut wurde. In unsere Wohnung ließ ich die Mauer zwischen Wolfgangs ziemlich hellem Zimmer und meinem eher dunklen herausreißen, so dass ein großer heller Wohnraum entstand, in dem der Flügel noch dekorativer stand, auf dem ich jetzt wieder häufiger spielte. Ich richtete an einem Fenster eine gemütliche Leseecke ein. Und gewöhnte mich allmählich daran, allein zu sein. Und allein zu bleiben. Ich gestand mir ein, dass ich alt geworden war.

VIII Mein Lebenspartner Bernhard

Im Herbst 1992 begegnete mir Bernhard bei einer Tagung der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden (PPF). Er war in Kiel an der Universität im Institut für Friedenswissenschaften als abgeordneter Lehrer beschäftigt, wo er gerade eine Ausstellung über Atomwaffen, Rüstungsexporte und Konversion organisiert hatte. Also genau einer, den wir suchten. In diesem Zusammenhang war er auf PPF und unsere Friedenskarawane gestoßen, an der er in Rostock mitwirkte. Jetzt war er zu unserem Herbsttreffen nach Dortmund gekommen und wollte weiter mit uns arbeiten. Nicht ohne Hintergedanken: Er hatte sich vor Kurzen von seiner Frau scheiden lassen, er hatte entdeckt, dass er schwul war. Jemand hatte ihm wohl von mir erzählt, er hatte von meinem Buch „Männerliebe“ gehört und wollte mich nun kennenlernen. Er war mir schon vorher einmal in Kiel begegnet, wo ich einen Vortrag über Friedenserziehung auf dem Germanistentag hielt. Aber damals hatte ich ihn wohl ziemlich kurz angebunden abgetan und war ihm eher unsympathisch mit meinen schmuddeligen Klamotten und künstlichen Lockenkopf. Ich jedenfalls konnte mich nicht an die Begegnung erinnern. Jetzt, in Dortmund, unterhielten wir uns eine lange Nacht. Am nächsten Morgen erklärte er den versammelten PPFlern, er wolle mit mir nach Siegen zurückfahren.

So geschah es. Später erzählte er gern, er habe es rührend gefunden, dass ich mit ihm, dem Ostsee-Anwohner und an der Nordsee Geborenen, am Biggensee Station machte und in der Pfütze gar mit dem Schiffchen fahren wollte. Wir kamen heim und liebten uns, in der ersten Nacht. Ab da kam er jedes Wochenende aus Kiel angereist und war unheimlich heiß auf jeglichen Körperkontakt und natürlich vor allem auf Sex. Er schrieb mir heiße, offene Liebesbriefe, er hatte wohl noch nicht viel schwule Erfahrung. Ich fühlte mich in seiner Hingebung wohl und erwiderte sie. Er erreichte, dass er nach relativ kurzer Zeit nach Siegen versetzt wurde, an die Bertha von Suttner Gesamtschule. Er zog bei mir ein und unsere überstürzte Gemeinsamkeit nahm Formen an.

Es war oft sehr stürmisch zwischen uns, ich erlebte eine ganz andere Liebe als die mit Wolfgang. Das machte es mir auch leichter, mich zu öffnen und neue Erfahrungen zuzulassen. Andererseits war es auch für Bernhard neu, mit einem Mann zusammenzuleben und schwule Erfahrungen zu machen. Als erstes veränderte er das gemeinsame Schlafzimmer ziemlich grundlegend: Mein Bett war zwar breit genug, um zu zweit darin zu liegen, aber es bestand aus einer primitiven Schaumgummimatratze, die einfach auf dem Boden lag. Er ersetzte sie durch ein

prächtiges Bett im japanischen Futon-Stil, aber mit zwei getrennten Federkernmatratzen, die elektrisch hoch und niedrig zu stellen waren. Meine großformatigen Bilder mit nackten Männern fanden seine Zustimmung, aber er stellte erstmals einen Fernseher in der Wohnung auf, mit Fernbedienung vom Bett aus, ein absoluter Luxus. Wir nutzten das Bett und den Luxus ausgiebig.

Aber es gab auch mehr oder weniger heftige Konflikte. Natürlich musste er seine schwulen Erfahrungen auch auf andere Männer ausdehnen. Vor allem auf jüngere. Als er einen jungen Russen einlud, wurde ich unruhig. Im Verlauf der Jahre hatte er immer wieder mal undurchsichtige Beziehungen zu jungen Männern, denen er aber vor allem erzieherisch, und oft auch finanziell half, sich aus schwierigen Verhältnissen zu lösen. Sie bedrohten unsere Beziehung nicht sonderlich, also ließ ich ihn gewähren.

Friedenspädagogik-Kongresse

Schließlich war er ein begeisterter und begeisternder Lehrer, der geborene Friedenslehrer. In dieser Hinsicht lagen wir total auf einer Linie. Wir reisten zusammen zu den zweijährlich stattfindenden Pädagogen-Friedenskongressen und verbanden das immer mit ausführlichen Besuchen der verschiedenen Länder, in denen sie stattfanden. Der erste war der in Paris mit einer feierlichen Eröffnung in der UNESCO und einem gedrängten Programm in einer etwas außerhalb gelegenen Bildungsanlage. Es war auch der Beginn unserer ständigen Auseinandersetzungen mit der Pariser Gruppe der Friedenspädagogen. So wertvoll ihre Verbindungen zu internationalen Stellen wie der UNESCO waren, so fragwürdig war ihr organisatorisches Verhalten. Ein alter französischer Kommunist, von Beruf wohl eher ein Baumensch, der nichts mit Erziehung zu tun hatte, dominierte die Gruppe und vertrat, ohne dass er dazu beauftragt wurde, die „Internationalen Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden“ als deren selbstgewählter „Präsident“, vor allem bei UNESCO-Gremien. Was er dort tat, wusste niemand.

Sehr schön war die Reise nach Santiago de Compostela. Wir fuhren über den berühmten Jakobsweg nach León, wo wir direkt mit Blick auf die Kathedrale übernachteten. Wir saßen abends bei lauer Luft vor der Kathedrale und beobachteten Schwärme von Störchen, die die Türme umflogen: ein geradezu bizarres Bild. Und weiter durch viele kleine Städtchen, wo wir öfter ausstiegen und die Informationsbüros für Pilger besuchten, in denen es nicht nur tatsächlich erstaunlich viele Pilger gab, sondern auch viele Devotionalien und ein Buch, in das man sich als durchreisender Pilger eintragen konnte – natürlich nur, wenn man zu Fuß pilgerte. Und dann unser Quartier in Santiago de Compostela! Eine kleine Absteige direkt am Kathedralenplatz, mit einem prachtvollen Frühstück vor dem Haus, mit privilegiertem Blick auf die berühmte Kathedrale. Die haben wir natürlich auch besucht und ich habe der Statue des Heiligen Jakobus, wie es Pilgerbrauch

ist, die völlig blank geküsste Hand geküsst, es war der seltene Fall, dass Bernhard nicht zum Küssen zumute war. Wir wanderten jeden Tag durch einen schönen Park zur Universität, wo der Kongress statt fand. Dort war den Frauen aufgefallen, dass, wie immer, nur Männer als große Redner auftraten. Die Schlussveranstaltung gestalteten sie spontan um, indem sie in Massen das Podium besetzten, keinen Mann reden ließen und die Diskussion des ganzen Plenums eröffneten. Uns wurde bewusst, dass tatsächlich die Hauptarbeit der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden von Frauen getragen wurde. In der deutschen Delegation waren es u. a. Renate Kerbst, Doro Ihme, Jutta Sählbrandt, Kristel Sauder, Brigitte Reich, Rosi Ziller, Bea Wildt. Bernhard, der auf dem Santiago-Kongress seinen 50. Geburtstag hatte, überraschten die Frauen mit einem originellen Geschenk: einer Säge – weil es ein „Sägen“ sei, dass er und ich uns bei den Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden kennengelernt hätten.

Den Kongress in Lillehammer verbanden wir mit ein zweiwöchigen Schiffsreise auf der Hurtigroute bis zum Nordkap, wo wir tatsächlich die Mittsommer-sonne nachts nicht untergehen sahen, sie blieb einfach am Horizont stundenlang stehen, bevor sie wieder anfang zu steigen. Auf der Fahrt trafen wir ein Ehepaar, das schon zum dritten Mal am Nordkap war, weil es zwei Male zuvor nur Nebel gab. Jetzt erst hatten sie erlebt, was sie erleben wollten. Der Kongress in Lillehammer ging ziemlich ohne Höhenpunkt an uns vorüber. Anschließend gab es den üblichen Streit mit den französischen Kollegen, die sich als die Repräsentanten der internationalen Pädagogen-Friedensbewegung aufspielten und nicht zu bremsen waren. Es wurde nun zwischen europäischen und internationalen Kongressen unterschieden und entsprechend unterschiedliche Zählungen aufgemacht. Wir waren es damals schon ziemlich leid.

Auf dem Kongress in Graz schließlich kam es zum endgültigen Bruch mit den Franzosen. Der Kongress wurde auch nicht mehr gemeinsam vorbereitet, sondern ziemlich selbstherrlich von einem Grazer Lehrer. Wir brachten unsere Anliegen auf diesem Kongress kaum mehr zur Geltung. Er war dominiert von Repräsentationsveranstaltungen zur Aufwertung Grazer und österreichischer politischer Honoratioren, so dass wir eher nur Statisten wurden.

An dem Kongress in Vermont, USA, nahmen nur Bernhard und einige andere Kolleginnen aus Deutschland, vor allem Horst Bethge, teil. Ich verzichtete auf die weite Reise, schon wegen der immer noch bestehenden Schwierigkeiten, die die USA einreisenden Schwulen machen. Der alte Friedenskämpfer, der uns stets verbundene Glenn Hawks, hatte ihn in einer Militärakademie organisiert. Es gibt ein Foto, auf dem die deutsche Gruppe vor einem ausgedienten Panzer, der auf dem Tagungsgelände steht, abgelichtet ist, um die Widersprüchlichkeit der Situation – Friedenserziehung in der Militärakademie – zu dokumentieren, wie Bernhard auf meine kritischen Fragen erläuterte. Er schwärmte von der warmen Atmosphäre, die Hawks verbreitete, und von dem schönen US-Staat Vermont. Er nutzte die

Gelegenheit nicht, sich auch andere US-amerikanische Gegenden anzusehen oder sich irgendwie mit der dortigen Kultur und Politik auseinanderzusetzen. „Nur mit dir zusammen“, sagte er.

Abschied von Cornillon

In Cornillon gab es Streit zwischen uns und Bernard Januel. Bernhard konnte es Bernard nicht recht machen, es kam öfter zu Auseinandersetzungen zwischen den beiden über Kleinigkeiten. Wir richteten es möglichst so ein, dass wir in Cornillon waren, wenn Januels Urlaub machten. Im Sommer 2004 war Bernard in einer Abmagerungskur irgendwo in den Alpen, während Charlotte mit den Kindern Urlaub in Siegen machte. Wir waren allein in Cornillon. Da kam Bernard überraschend zu früh aus seiner Kur zurück, fuhr in die Garage und kam kurz zu uns an den Steintisch. Er wirkte etwas abwesend, sagte uns aber auf unsere Nachfrage, es sei nichts und zog sich ins Obergeschoss zurück. Wir dachten uns nichts weiter dabei, legten ihm wie gewohnt am Morgen ein Baguette vor die Wohnungstür, er holte es irgendwann herein. Wir hörten ihn oben herumgehen, wir kannten aus Erfahrung, dass er sich manchmal einige Tage einzuschließen pflegte und dachten uns auch da noch nichts. Bernhard bekam einen Bandscheibenvorfall und wir mussten vorzeitig nach Hause zurückfahren. Bei der Verabschiedung von Bernard an seiner Wohnungstür wirkte er merkwürdig abwesend, so dass ich noch während der Rückfahrt Charlotte anrief und ihr dieses merkwürdige Verhalten mitteilte. Die rief ihrerseits sofort Freunde in Salon an, um nach Bernard zu schauen. Und die stellten fest, dass er offensichtlich einen Gehirnschlag erlitten hatte, und brachten ihn sofort ins Krankenhaus.

Ab da wollte er uns nicht mehr sehen und nichts mehr mit uns zu tun haben. Charlotte war natürlich besorgt und bat mich, das Wohnverhältnis aufzulösen. Meine langjährige Rückzugsidylle in Cornillon war verloren. Ich bedauere sehr, dass auf diese Weise die Freundschaft mit Charlotte und Bernard zu Ende gegangen ist.

IX Friedensbewegung in der BRD

DDR-Kontakte

In den Anfangsjahren meiner Siegener Zeit fand in der Siegerlandhalle eine Tagung der Deutschen Friedensunion (DFU) statt, die ich besuchte. Dort lernte ich Erich Roßmann kennen, den Bildungssekretär der DFU. Durch ihn begegnete ich der Friedensarbeit dieser Organisation, die im „Kalten Krieg“ besonders auf die unverfälschte Aufklärung über den östlichen „Gegner“ und auf Zusammenarbeit mit der DDR Wert legte. Spätestens seit meiner Zeit im Evangelischen Studienwerk Villigst war mein Interesse an diesem „anderen“ Deutschland geweckt, an dem konkreten Versuch, eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen und an den entsprechenden Schwierigkeiten seiner Verwirklichung. Wir hatten vom Studienwerk aus gute Kontakte zur evangelischen Kirche in der DDR, ich leitete selbst einige Male Exkursionen mit Musikgruppen, wo wir in verschiedenen Kirchen Konzerte veranstalteten. Wir wussten natürlich, dass wir dort misstrauisch beäugt wurden und mussten regelmäßig offizielle „Aufklärungs-Vorträge“ über uns ergehen lassen, aber wir lernten auch vieles vom kirchlichen Leben und Widerstand kennen. Später, als ich mit Katharina verheiratet war, besuchten wir oft ihre Verwandten, vor allem in Eisenach, wo ein Tante, die im kirchlichen Sozialdienst tätig war, sehr offen politische Vorgänge, die ihr nicht gefielen, kritisierte, ohne je dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Insofern wussten wir damals schon, dass nicht alles stimmte, was man uns in der BRD über die „SED-Diktatur“ erzählte.

Jetzt also nahm ich bald an mehreren Delegationen in die DDR unter Leitung von Erich teil, die dort von zwei Frauen des Friedensrates betreut wurden. Auch da wussten wir noch, was in der DDR zugelassen war und was nicht, aber wir lernten die Friedenspolitik der DDR aus erster Hand kennen und bekamen authentische Einblicke in das Bildungs- und Schulsystem der DDR. Wir trafen wichtige, aufgeschlossene Bildungspolitiker und Erziehungswissenschaftler, besuchten Schulen und sprachen mit Lehrern und Schülern, lernten die Organisation der zehnjährigen polytechnischen Oberschule ebenso kennen wie Einrichtungen für Freizeitgestaltung der jungen Pioniere oder die im Westen so verschrienen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG). Vieles, was ich dort sah und hörte, überzeugte mich, manches nicht. Zum Beispiel die vormilitärische Ausbildung der jungen Pioniere, in der sie u. a. den Umgang mit Waffen lernten und damit prahlten, oder die erkennbare Hörigkeit und Unterwürfigkeit gegenüber

Vorgesetzten. Allerdings waren die beiden Frauen auch immer bemüht, uns mit allen Menschen zusammen zu bringen, die wir sprechen wollten, und uns alle Türen zu öffnen, die überhaupt zu öffnen waren.

Ich lernte dabei auch in Ostberlin einen Fachkollegen kennen, der sich als Schwuler in eine dort übliche Liste von Wohnungssuchenden hatte eintragen lassen und tatsächlich, wenn auch mit Rücksicht auf heterosexuelle Paare erst nach einigen Jahren, eine Wohnung bekam, die er ohne Einwände mit seinem Lebenspartner bezog. Ihm schickte ich nun regelmäßig Westbücher, meist Fachbücher, die er in der DDR nicht kriegte. Einmal kam ein solches Päckchen zurück mit einem roten Zettel, auf dem gedruckt stand, der Inhalt sei laut Paragraph soundso des Gesetzes soundso der DDR verboten. Daraufhin ließ ich rote Zettel drucken mit der Aufschrift: Der Inhalt dieses Päckchens ist laut Paragraph soundso des Gesetzes soundso der DDR erlaubt. Die legte ich deutlich sichtbar in jedes Päckchen und ab da kamen sie alle unbeanstandet beim Adressaten an. Ich besuchte ihn noch einige Male über Westberlin, wir trafen uns auf dem Alexanderplatz und sprachen über die zunehmenden Unruhen. Nach dem Mauerfall wurde er aus der Humboldt-Universität „abgewickelt“, ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Mein alter Vater im fernen Muhr verabscheute diese DDR-Kontakte und mein zunehmendes Engagement gegen die antikommunistischen Berufsverbote in der BRD. Er sah in mir einen Kommunisten und die hatte er schon in Nazi-Zeiten gehasst, es war für ihn nur eine Frage der Zeit, bis man mich selbst mit Berufsverbot belegen und einsperren würde. Er machte sich wieder Sorgen, die er aber vor der Mutter verbarg.

Die Deutsche Friedensunion

Ich trat der DFU bei, als sie schon keine Partei mehr war, sondern eine friedenspolitische Organisation. Ich lernte viele entschiedene Friedensaktivisten kennen, u. a. den Chefredakteur der „Deutschen Volkszeitung“, die ich von da an abonniert habe und wie mein täglich Brot las. Dort begegnete ich Autoren wie Arno Behrisch, Tissi Bruns, Bernt Engelman, Beate Klarsfeld, Lorenz Knorr, Uta Ranke-Heinemann, die ich alle auch persönlich kennenlernte, und vielen anderen. Und vor allem Hans Brender, den Arzt und Journalisten, der immer seinen Erste-Hilfe-Koffer mit sich trug und als Kommentator der bundesrepublikanischen Politik von analytischer Schärfe und von hinreißender Schlagfertigkeit war, gewissermaßen ein Vorgänger von Werner Pirker in der „jungen Welt“, leider wie dieser zu früh gestorben. Mit einigen von ihnen verband mich die entschiedene Werbung für den Krefelder Appell und die ebenso entschiedene Gegnerschaft gegen die Berufsverbote. Ich erkannte, dass wir eine starke Gruppe waren, zum größten Teil wortgewaltige Menschen.

Die Joseph Wirth Stiftung

Wir gründeten in der DFU die Joseph Wirth Stiftung, im Gedenken an den Reichskanzler der Weimarer Republik, Joseph Wirth, der als erster die Versöhnung mit der „feindlichen“ Sowjetunion anstrebte und den wegweisenden und heftig umstrittenen Rapallo-Vertrag mit ihr abschloss. Unser Ziel war, diese Versöhnung in der aktuellen Auseinandersetzung voranzutreiben, Vorurteile abzubauen, Brücken zwischen den Blöcken zu bauen. Wir organisierten regelmäßige Tagungen, bei denen meistens russische Wissenschaftler mitwirkten, aber auch „Prominente“ wie Erhard Eppler, Ernst-Otto Czempel, Hanna-Renate Laurien und andere. Zum dreihundertfünfzigjährigen Jubiläum des Westfälischen Friedens 1998 richteten wir eine Arbeitsgruppe an der Siegener Universität ein, die Katholische Akademie Münster bot uns ihre Räume für eine gemeinsame Veranstaltung an, es entstanden ein Dokumentationsband von Ulrike Hörster-Philipps und Klaus Hempel, dem Leiter des Franz Hitze Hauses, und die beiden Bücher zum Dreißigjährigen Krieg von Bernhard und mir. Die Stiftung jedenfalls hat die DFU überlebt und hat heute ihre neue Heimat in Freiburg gefunden, der Heimatstadt von Joseph Wirth.

Medaillon für Erich Roßmann

In der DFU lernte ich ihn kennen und seine kompromisslose politische Arbeit für den Sozialismus, den Frieden und die Versöhnung mit der Sowjetunion schätzen, während der „Kalte Krieg“ in vollem Gang war. Er war mehr als zehn Jahre älter als ich, ehemaliger Gewerkschaftssekretär und zu der Zeit Friedensreferent der DFU und Journalist. Wir lagen auf Anhieb auf einer gemeinsamen Linie, obwohl ich natürlich von seiner politischen Erfahrung profitierte. Erich und ich veröffentlichten 1981 zusammen mit der Geschichtsdidaktikerin Annette Kuhn die Broschüre: „Friedenserziehung contra Wehrkunde“, in der ich zum ersten Mal meine Idee der „handlungsorientierten Friedenserziehung“ entwickelte. Den Beitrag von Annette Kuhn nahm ich Jahrzehnte später wieder in unser Buch „Erinnerungsarbeit“ auf. Erich brachte mich auch mit den Redakteuren Karl-Heinz Heinemann und Werner Rügemer von der lin-

ken Pädagogik-Zeitschrift „Demokratische Erziehung“ zusammen, wo ich in der Folgezeit viele Beispiele für konkrete handlungsorientierte Friedenserziehung veröffentlichte. Karl-Heinz war später auch bei den Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden aktiv und entwickelte sich zu einem gefragten Bildungsjournalisten, dessen Rundfunkbeiträge sich wohltuend kritisch und fundiert von dem sonstigen Bildungsgeschwätz abheben.

Als eigentlicher Inspirator, unermüdlicher kluger Kommentator der aktuellen Ereignisse der Krieg-Friedens-Politik, gewissenhafter Vorbereiter und Protokollant jeder Einzelsitzung der Joseph Wirth Stiftung und vor allem als Organisator ihrer jährlichen Tagungen hat sich Erich bleibende Verdienste erworben. Ich war öfter nicht seiner Meinung, wenn es um die Auswahl von Rednern auf unseren Tagungen ging, meistens übernahm er meine Vorschläge, manchmal setzte er sich durch. Bei der Wahl der CDU-Politikerin Hannarenate Laurien als Rednerin z. B. musste ich mich eines Besseren belehren lassen: Sie sprach am deutlichsten und entschiedensten von allen Rednern des Abends an, worauf es uns ankam. Dabei begnügte Erich sich, bescheiden wie er war, stets mit der Rolle eines „Geschäftsführers“, hielt sich im Hintergrund und setzte die Ideen anderer in konkretes Handeln um. Seine Protokolle und Berichte müssen noch einmal in einer eigenen Geschichte der Joseph Wirth Stiftung aufgearbeitet werden.

Medaillon für Josef Weber

Josef Weber lernte ich erst bei meinem Eintritt in die DFU kennen, deren Vorsitzender er damals war. Die DFU war keine Partei mehr, nahm nicht mehr an Wahlkämpfen teil, wirkte aber als politische Organisation durch größere oder kleinere Veranstaltungen, an denen Josef Weber entscheidenden Anteil hatte. Er war als Generalstabsoffizier und am Russlandfeldzug Beteiligter zum entschiedenen Pazifisten mutiert und hatte gute Kontakte zu DDR-

Künstlern. Von ihm habe ich die Lithografie „Lesender Arbeiter“ des berühmten Bildhauers und Malers Fritz Cremer, die über meinem Stehpult hängt. Er initiierte 1980 den „Krefelder Appell“ gegen die Stationierung von Pershing II und Marschflugkörpern in Mitteleuropa, der binnen drei Jahren über 4 Millionen Unterschriften erhielt. Josef Weber schärfte vor allem meine Aufmerksamkeit gegenüber der US-amerikanischen Kriegspolitik Ronald Reagans, der die Sowjetunion als das schlechthinnige „Reich des Bösen“ bezeichnete und forderte, man müsse „dem sowjetischen Huhn den Kopf abschlagen“.

Bis heute ist Russland der Feind par excellence, dem man die Zähne zeigen muss, sei es mit Sanktionen, sei es mit der NATO, sei es mit der hemmungslosen Unterstützung der Ukrainischen von Faschisten durchsetzten Spalterregierung. Bei der Gründungsversammlung des Appells in Krefeld lernte ich die anderen Erstunterzeichner kennen: Martin Niemöller, den Politikwissenschaftler Helmut Ritter, Petra Kelly, die Gründerin der Grünen, und ihren Lebensgefährten, den friedensbewegten kritischen General der Bundeswehr, Gert Bastian. Ich stürzte mich seit dieser Tagung mit Verve in das Sammeln von Unterschriften und war dabei auch ganz erfolgreich. Allerdings weigerte sich die SPD, den Appell offiziell zu unterstützen, mit der Begründung, er sei von „nützlichen Idioten“ des kommunistischen SED-Regimes initiiert. Als „Krefelder Initiative“ führten wir die großen Künstlerveranstaltungen in der Dortmunder Westfalenhalle durch, bei denen alle bekannten Liedersänger und Kabarettisten kostenlos auftraten wie Franz Josef Degenhardt, Hans Dieter Hüsch, Dieter Hildebrandt, Konstantin Wecker, Hannes Wader, Esther Bejarano, Erich Fried, die widerständige Theologin Dorothee Sölle – und viele andere. Der berühmte Künstler Friedensreich Hundertwasser machte für uns ein Plakat, das heute eine Rarität ist. Unsre Veranstaltungen hatten Tausende von Teilnehmern. Und Josef Weber immer mitten im Gewühl. Von ihm habe ich viel an Organisation gelernt, was mir bei den Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden zugute kam. Aber er konnte auch Feste feiern, wie sie fielen. So etwa seinen 70. Geburtstag in seinem schönen Haus und Garten an einem wunderbaren Junitag. Er starb im Herbst 1985. Eine wichtige Figur in meinem Leben und für die Friedensbewegung.

Demokratische Erziehung

Erich Roßmann brachte mich, wie gesagt, auch mit den Redakteuren der „Demokratischen Erziehung“ (DE) zusammen. In der von ihnen redigierten linken pädagogischen Fachzeitschrift veröffentlichte ich viele Jahre meine Beiträge u. a. zur handlungsorientierten Friedenserziehung, schulpraktische Anstöße zum handelnden Umgang mit Einzelthemen der Friedenserziehung.

An meinem 80. Geburtstag, den wir im Kreis alter Friedenspädagoginnen und Pädagogen feierten, gab mir Karl-Heinz Heinemann ein Heft der „Demokratischen Erziehung“ aus dem Jahr 1988. Ich hatte ein Interview mit Vera Wollenberger gemacht, einer damals in Friedenskreisen bekannten DDR-Bürgerin, die sich dort in einer unabhängigen kirchlichen Friedensgruppe engagierte und wegen „Rowdytums“ aus der DDR in die BRD abgeschoben wurde, ein Vorgang, der in der ganzen Friedensbewegung der BRD große Erregung auslöste. Ich bot mein Interview der DE zur Veröffentlichung an, was im Verlag und in der Redaktion einen reinen Skandal zur Folge hatte: Der Pahl-Rugenstein-Verlag, in dem die DE erschien, war ein ausgesprochen linker Verlag, dessen Überleben – wie hinterher heraus kam – ziemlich von DDR-Geldern abhing. Mein Interview wurde abgelehnt mit der Begründung, die DE könne einer „DDR-Dissidentin“ und „Bürgerrechtlerin“ kein Podium für DDR-feindliche Propaganda bieten. Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen, ich argumentierte mit den Redakteuren, mit dem Verlagsleiter, bis wir zu dem Kompromiss kamen: das Interview sollte veröffentlicht werden, wenn ich einen eigenen Beitrag mit meinen stichhaltigen Argument vorausschickte und ein anderer eine Gegenstellungnahme anfügte. Da die Redakteure schließlich Gregor Witt für diese Gegenstellungnahme fanden, den ich kannte und mit dem ich schon zusammengearbeitet hatte, stimmte ich zu.

In meinem Beitrag bezog ich mich stark auf die gerade veröffentlichte, gemeinsam von SPD und SED erarbeitete Broschüre zu einer „Kultur des politischen Streits“, in dem die beiden sozialistischen Parteien zum ersten Mal eine Übereinkunft zu Grundregeln für den politischen Streit der gegensätzlich Systeme gefunden hatten. Zu diesen Grundregeln rechneten sie vor allem „nachprüfbare Tatsachen“ und den Verzicht auf bloße Vermutungen und Propaganda. Ich stelle dazu fest:

Zu einer friedenspädagogisch verantworteten Streitkultur gehört, dass das emotionale Ausagieren von Aggressivität, Ungerechtigkeit, Rechthaberei und Besserwisseri nicht von vornherein verboten oder schlecht gemacht wird. Wenn ich mich über einen anderen ärgere, will ich auch, dass er dies erfährt, dass er meine Aggressivität erträgt [...]. Und wenn er genauso geladen ist wie ich, wird er das Gleiche von mir erwarten. Wir werden erfahrungsgemäß in einer solchen Streitsituation kaum zu vernünftigen „Lösungen“ kommen. Aber

ist ein solcher Streit – pädagogisch gesehen – unfruchtbar? Passt er nicht in eine „Kultur des Streits“? – ich denke: er passt. Denn auch einem solchen emotional aufgeladenen Streit liegt zu Grunde, dass die Streitenden sich prinzipiell akzeptieren, dass sie grundlegende, oft tief verborgene Gemeinsamkeiten haben. [...]

Gregor Witt fand eine gute Lösung für seine Gegenposition: Er ließ den DDR-CDU-Funktionär Carl Ordnung in einem Interview zu Wort kommen. Der betonte die friedlichen Einstellungen der DDR-Politik und verteidigte schwach die Maßnahmen gegen die DDR-kritischen „unabhängigen“ Gruppen. Er wies auf die einvernehmlichen Gespräche zwischen Vertretern des DDR-Friedensrates und Vertretern der unabhängigen Friedensgruppen während des vorausgegangenen Olof-Palme-Friedensmarsches hin und bedauerte wohl indirekt Berliner Vorfälle, die vor allem gegen die Gruppe von „Ausreisewilligen“ gerichtet waren, die den Staat offen provoziert hatten.

Im dann in DE wiedergegebenen Interview mit Vera Wollenberger wies diese zuerst die Unterstellung in der BRD zurück, sie gehöre zu den DDR-„Bürgerrechtlern“ oder zu den „Dissidenten“ und betonte ihre Position in der kirchlichen Friedensbewegung. Sie bestätigt indirekt Carl Ordnung, indem sie die positiven Veränderungen im Verhältnis des DDR-Staates zu den Friedensgruppen hervorhob. Und sie bestätigt, dass damals schon andere Gruppen in der DDR über Veränderungen der sozialistischen Politik und ihrer Realität diskutierten und dass die „Ausreisegruppe“ die staatlichen Attacken gegen die anderen Gruppen ausgelöst hätten. Also eigentlich kein Grund für die Aufregung im Verlag Pahl-Rugenstein, aber ein deutliches Zeichen, wie empfindlich damals noch auf jede Kritik an der DDR-Politik von linker Seite reagiert wurde.

Vera Wollenberger hat eine eigene Entwicklung durchgemacht: In der Umbruchszeit 1989/1990 war sie noch beteiligt am Runden Tisch der DDR zur Reformierung der sozialistischen Politik, ging von da aber zu den Grünen und wurde zu einer der schärfsten Kritikerinnen der DDR in der Bundesrepublik. Sie kam für die Grünen in den Bundestag, nahm wieder ihren Mädchennamen Lengsfeld an und wechselte bald zur CDU über. Mich betrübt ihr Lebensweg, weil ich ihr noch zu DDR-Zeiten mehrere Besuche in der BRD ermöglichte und sie in die Siegener Gustav-Heinemann-Friedensgesellschaft einführte, die ihr ein Stipendium in England ermöglichte.

X Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden

Die Anfänge

Lutz van Dijk verbreitete Anfang der 1980er Jahre seinen aufrüttelnden Aufruf „Pädagogen gegen Rüstungswahn“ und organisierte den ersten Kongress für Friedenspädagogen in Hamburg, dort lernte ich ihn persönlich kennen, er wurde mein Freund. Es entstand die Initiative „Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden“ (PPF), der sich bald einige örtliche aktive Lehrergruppierungen anschlossen. Ich wurde mit Lutz Sprecher der Initiative und blieb es durch die Jahre hindurch, zusammen mit wechselnden anderen Kollegen und Kolleginnen, bis Bernhard die Funktion übernahm. Mit Kolleginnen und Kollegen aus Dänemark organisierten wir den ersten internationalen Pädagogen-Friedenskongress in Kopenhagen, Hans-Jochen Gamm gestaltete einen unvergesslichen Abend bei Kerzenschein, an dem er Friedenstexte vortrug.

Der Bonner Friedenserziehungs-Kongress

Ich organisierte dann 1988 den zweiten internationalen Pädagogen-Friedenskongress in Bonn, zusammen mit Lutz van Dijk und Horst Bethge aus Hamburg und Brigitte Reich aus Berlin, sowie Uli Hauke vom Service Civil International (SCI) als Geschäftsführer. Sie wurden mir alle zu langjährigen Freunden und Mitstreitern. Mit Lutz verband mich neben dem Engagement für die Friedenserziehung auch, dass er sich zu seiner Homosexualität bekannte. Mit Horst verband mich unser gemeinsames Engagement in der Berufsverbote-Bewegung und für den Einsatz gegen neofaschistische Erscheinungen und kapitalistische Ungerechtigkeit und ich konnte mich immer mit Horsts Meinungen und Aktivitäten identifizieren, bis zu seinem viel zu frühen Tod 2011. Mit Brigitte verband mich vor allem unser Interesse für die wissenschaftliche Grundlegung von Friedenserziehung. Während ich mit Lutz bis heute in intensiven Gesprächen verbunden bin, habe ich den Kontakt zu Brigitte vor einigen Jahren ziemlich verloren.

Zu dem Bonn-Kongress kamen ca. 600 Kollegen und Kolleginnen aus 48 Ländern aller Kontinente der Welt. Er stand unter dem seither bis heute für die PPF gültigen Motto: Global denken und lehren – lokal handeln. Aktivierender Schwerpunkt war die Solidarisierung mit dem Anti-Apartheidskampf in Südafrika und Namibia. Teilnehmer von dort konnten wegen Bedrohungen nur unter

Polizeischutz teilnehmen, andere Eingeladene – wie der gerade aus dreißigjähriger Gefangenschaft frei gelassene Govan Mbeki – durften überhaupt nicht ausreisen. In einem vom Kongress einstimmig verabschiedeten Appell: „Apartheid bedeutet Krieg!“ forderten wir u. a. relativ konkret den totalen Boykott Südafrikas und die sofortige Freilassung aller inhaftierten Kinder und Jugendlichen.

Höhepunkte des Kongresses waren daneben die Beiträge aus der südlichen Welt. Virginia Floresca-Cawagas aus den Philippinen etwa machte uns klar, dass das Erziehungssystem, das wir zu entwickeln haben, mit dem elitären Monopol auf Wissen und Macht brechen und globale Netzwerke bauen müsse. Robin Burns aus Australien erinnerte uns an die Bedeutung der Zeit für Erziehungsprozesse: Gerade die Zeitspanne, in der wir auf eine Frage keine oder eine nicht erwartete Antwort erhalten, ist der Raum für kreatives Nachdenken, der so wichtig für das Lernen ist. Die Inderin Corinne Kumar D’Souza schließlich räumte radikal mit dem eurozentrisch geprägten Denken auf: Die Rechte wie die Linke seien „beide einer wissenschaftlichen, mechanistischen Weltsicht verpflichtet, beide offen für Erscheinungsformen der Industrie und deren Verbrauchsethik, beide offen für rationale Sicherheit, für Kriege, Gewalt und Waffenkultur.“ Sie begründete dies mit einer scharfen Kritik des damals gerade erschienenen „Brundtland-Berichts“ der UNO, den europäische Rednerinnen und Redner vor ihr noch als fortschrittliches Ereignis gefeiert hatten: Er enthalte durchweg

eine universelle Weltsicht, die der eurozentrischen Zivilisation unterworfen ist und eine universale Weltsicht, die die Frauen in die männlich zentrierte Welt presst. Eine Kosmologie, deren vorherrschendes Motiv sowohl imperialistisch als auch patriarchalisch ist.

Zynisch merkt sie an, dass diese Welt „in Frieden“ sei, solange die Großmächte keinen Krieg führten:

Während der Kalte Krieg vielleicht den ideologischen Schauplatz für die Supermächte geliefert hat, liefert der Süden den physikalischen Schauplatz.

Und Corinne eröffnet die südliche Sicht auf ein neues Paradigma und eine Praxis der Politik durch vorsichtige Fragen:

Sind wir gewillt, diese Welt in einem ökologischen Rahmen, die Sicherheit in einem Paradigma des Friedens, die Menschenrechte in der Entwicklung der Zukunft zu begreifen? ... Sind wir gewillt, auf unser Streben nach Herrschaft über alles, was lebt, zu verzichten?

Internationale Kongresse

Es war die hohe Zeit der Friedensbewegung, auch im pädagogischen Bereich. Dem Bonner Kongress folgten im Zweijahresabstand internationale Kongresse in Budapest, Paris, Santiago de Compostela, Lillehammer, Graz und Springfield (Vermont/USA). Zwischen diesen internationalen Kongressen führten wir auch regelmäßig bundesdeutsche Zusammenkünfte durch, sei es in Seminarform oder als Kongresse, mit je spezifischen Fachthemen wie: Feindbilder, Kinderängste, SDI, Massenvernichtungswaffen, Rüstungsexport u. ä. Wir brachten Broschüren und Bücher heraus, darunter das von mir zusammengestellte kleine „Wörterbuch Frieden international“ mit wichtigen Begriffen der friedenspolitischen Diskussion in Deutsch, Englisch und Französisch, Broschüren zum Falkland-Krieg, zum UNO-Jahr des Friedens usw. Und natürlich unseren Aufkleber „NEIN zum Krieg“, der uns in der Friedensbewegung bekannt machte und heute noch an manchem Auto klebt.

Die Aufrufe

Im Laufe der Jahre haben die PPF immer wieder aus aktuellen Anlässen Aufrufe veröffentlicht. Darunter z. B. im Jahr 1985:

Warnschrei.

Die Geschäfte der Rüstungsindustrie ruinieren die Zukunft unserer Kinder!

Nein zur Beteiligung der Bundesrepublik am „SDI“-Projekt!

Wissenschaftler, Wissenschaftsexperten, Politiker und Militärs aus allen europäischen Staaten und aus den USA weisen nach,

- dass die „Strategische Verteidigungsinitiative“ (SDI) des US-Präsidenten keinen wirklichen Abwehrschirm im Weltraum abgeben kann [...],
- dass mit den US-amerikanischen Sicherheits-Phantasien die Preisgabe Europas und unseres Landes als „begrenzter Kriegsschauplatz“ verbunden ist [...].

Dass dies so ist, kann kein vernünftig denkender Mensch bestreiten. Auch die Bundesregierung kann es nicht bestreiten. Um das zu begreifen, braucht man keine politischen oder militärischen Fachkenntnisse. Auch Jugendliche, Schülerinnen und Schüler können es verstehen. Wenn ihnen die Augen geöffnet werden.

Aber weil dies so ist, wird alles getan, um uns die Augen zu verkleistern. [...]

Als Verantwortliche im Erziehungsbereich setzen wir dem entgegen:

- Erziehung zu einem unreflektierten und opportunistischem Solidaritätsdenken gegenüber der realen Politik der USA ist ebenso falsch und unver-

antwortlich wie die Erziehung zu einem unreflektierten und aggressiven Feindbild-Denken gegenüber der Sowjetunion.

- Wir rufen alle im Erziehungsbereich Verantwortlichen auf, sich mit den wissenschaftlichen und politischen Analysen zum SDI-Programm auseinanderzusetzen und den ihnen anvertrauten Jugendlichen die Augen darüber zu öffnen.
- Wir rufen die Jugendlichen auf, sich nicht in die faszinierende Welt der „Krieg-der-Sterne“-Spiele zu verlieren, sondern auch nach den wahren Ursachen ihrer Zukunftslosigkeit zu fragen. Und mit uns, den Erwachsenen zusammen zu kämpfen gegen Jugendarbeitslosigkeit, gegen die Zukunftsvernichtung durch Geschäfte der Industrie und gegen die zunehmende Militarisierung der Gesellschaft.

Dem folgte 1993 der Aufruf:

Gegen den neuen Militarismus – für einen aktiven Pazifismus!

Als Pädagoginnen und Pädagogen lehnen wir die derzeit sich abzeichnende Entwicklung zu einem neuen deutschen Militarismus ab. Wir wenden uns dagegen, Militäreinsätze der Bundeswehr wie in Somalia oder Kambodscha als unabwendbare humanitäre Maßnahmen zu kaschieren. Wir verurteilen das Großmachtstreben der deutschen Regierungspolitiker und ihr Denken in militärischen Kategorien. Wer so denkt und handelt, der nimmt in Kauf, dass deutsche Soldaten wieder töten und getötet werden. Demgegenüber bekennen wir uns beharrlich zu einem aktiven Pazifismus. Das entspricht unserer Verantwortung für die Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, mit denen wir in unseren Berufsfeldern zusammenarbeiten. Deshalb verpflichten wir uns,

- sie in ihrer Kritik an jedem militärischen und nationalistischen Denken zu bestärken und ihnen friedliche Alternativen positiv erlebbar zu machen;
- sie zur eigenen Entwicklung rationaler, ziviler und gewaltfreier Alternativen der gesellschaftlichen Lebensgestaltung zu ermutigen und zu befähigen;
- sie anzuregen, über die Bedeutung von Wehrpflicht und Kriegsdienstverweigerung in diesem Zusammenhang nachzudenken, und sie zu unterstützen, wenn sie den Kriegsdienst verweigern;
- ihnen auch bei der Entscheidung für einen zivilen Friedensdienst praktische Hilfen zu bieten und sie vor Diskriminierung zu schützen.

Das Denken in militärischen Kategorien wurde schon immer gelernt; es ist höchste Zeit, dass wir umlernen. Ziviles Denken braucht mehr Mut, Erfindungsgeist und Phantasie als das militärische, aber eine Alternative hierzu gibt es nicht, wenn die Menschen auf der Erde eine Zukunft haben sollen.

Die Inhalte des Aufrufs wurden zur Grundlage des 6. Pädagogen-Friedenskongresses und der Einzelarbeit von vielen PPF-lern. An einigen Schulen bildeten sich Kriegsdienstverweigerungs-Gruppen unter den Schülern. Und „Aktiver Pazifismus“ wurde zu einer Kennzeichnung in der bundesweiten Friedensbewegung.

Als 1998 die Gefahr eines neuen 3. Golfkriegs gegen den Irak immer deutlicher wurde, starteten wir den Aufruf: „Wir sagen Nein!“, in dem es u. a. heißt:

Wir sagen Nein!

Nein zu einem neuen Krieg am Golf!

Nein zur Kriegspolitik der Bundesregierung!

Es ist seit langem bekannt: Saddam Hussein erfüllt die Auflagen der UN-Resolutionen nach dem letzten Golfkrieg nicht oder nur mit provozierend großen Verzögerungen. Es ist auch bekannt, dass das UNO-Embargo die irakische Zivilbevölkerung und nicht den Diktator trifft: Rund drei Millionen Menschen starben seit dem Krieg an den Folgen der UN-Sanktionen, ein Drittel der Kinder ist chronisch unterernährt, vier- bis fünftausend von ihnen verhungern jeden Monat. [...]

Mit der Bereitstellung von Militärbasen [für die US-amerikanische Kriegsführung] in Deutschland ist die Bundesregierung offen als Kriegspartei in die Angriffsvorbereitungen eingetreten. [...] Zur Kriegsvorbereitung gehört es auch, die Bevölkerung auf eine deutsche Kriegsbeteiligung einzustimmen. Deshalb überall in Deutschland die öffentlichen Gelöbnis-Spektakel mit schmissigen Reden und Militärmusik.

Wir wollen nicht, dass die jungen Männer, die heute geloben, die BRD tapfer zu verteidigen, morgen von irakischem oder US-amerikanischem Giftgas getötet werden.

Wir fordern die sofortige Abschaffung der Wehrpflicht, um zu verhindern, dass junge Männer in Deutschland wieder zum Töten abgerichtet oder als Kanonenfutter in einem erneuten Golfkrieg missbraucht werden. [...]

Die Schulgesetze aller Bundesländer verlangen von den Pädagogen und Pädagoginnen, dass sie ihren Unterricht in den Dienst des Friedens stellen und dass sie die ihnen anvertrauten Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zum Frieden und zum Eintreten für die Menschenrechte erziehen.

Es ist an der Zeit, dass sich die Politiker, die die Schulgesetze machen, auch selbst daran halten und die Menschenrechte und den Frieden wahren. Als Kriegspartei ist es unmöglich, den Menschenrechten Geltung zu verschaffen.

[...]

Auch dieser Aufruf konnte natürlich den neuen Irakkrieg nicht verhindern. Aber er trug doch das „Nein!“ in die Friedensbewegung, viele hefteten es sich in selbst beschrifteten Tüchern auf den Rücken oder als Aufkleber an ihr Auto.

Aus Anlass des völkerrechtswidrigen NATO-Kriegs gegen Serbien im Kosovo, an dem sich erstmals seit Weltkriegsende die Bundeswehr aktiv und verfassungswidrig beteiligt, formulierten wir 1999 einen weiteren Aufruf:

Gewöhnt euch nicht an den Krieg!

Krieg ist kein Mittel zur Konfliktlösung und er darf auch nicht länger eins der Politik sein! Die Nato-Strategie im Kosovo-Konflikt, den für den [vermeintlichen] Völkermord verantwortlichen Politiker Milosevic mit Bomben in die Knie zu zwingen, ist nicht nur gescheitert, sondern hat zu einer weiteren Eskalation geführt: Im Kosovo werden mehr Menschen als je zuvor ermordet oder vertrieben – und es werden immer mehr Menschen direkt oder indirekt in den Konflikt hineingezogen.

In den am Krieg beteiligten Armeen werden Soldaten zu völker- und menschenrechtswidrigen Handlungen missbraucht. Kriegsdienstverweigerer und Deserteure werden weiterhin abgeurteilt. Wir verlangen von der Bundesregierung, sofort jede militärische, finanzielle und politische Unterstützung für den Nato-Einsatz zu beenden. [...]

Wir verlangen die sofortige Aussetzung der Wehrpflicht in Deutschland – mit dem Ziel ihrer endgültigen Abschaffung. [...]

Wir unterstützen die in mehreren europäischen Ländern gestartete Kampagne zur vollständigen Abschaffung der Wehrpflicht in Europa.

Gewöhnt euch nicht an den Krieg!

Bernhard Nolz begründet diesen Aufruf ausführlich in unserer Zeitschrift „et cetera ppf“, sehr aggressiv und subjektiv betroffen:

Die deutschen Politiker [...] haben durch ihre Beteiligung an den NATO-Angriffen in Jugoslawien dokumentiert, dass sie bereit sind, sich über Völkerrechts-, Menschenrechts- sowie Grundgesetz-Regelungen hinweg zu setzen und Deutschland in einen Krieg hinein zu ziehen.

Die Bundeswehr ist in die Hände von Politikern geraten, die den Soldaten gesetzwidrige Befehle erteilen. Solche anti-demokratischen Vorgänge sind unerträglich. Deshalb kommt es darauf an, den Politikern die Verfügungsgewalt über diejenigen zu entziehen, die als Soldaten missbraucht werden.

2010 veröffentlichten wir schließlich unsere friedenspolitischen Positionen zum Verhältnis Schule – Bundeswehr:

Friedensbildung und Friedenspolitik

Die Bundeswehr stört den Schulfrieden.

Die Pädagoginnen und Pädagogen für Frieden wollen mit den Schulministe-

rien Verhandlungen aufnehmen mit dem Ziel, dass Kooperationsvereinbarungen mit der Bundeswehr aufgehoben werden.

Friedensbildung statt Wehrkunde

Die Wehrkunde, die die Bundeswehr vermitteln soll, kann in den Schulen nicht durchgesetzt werden. [...] Die Idee, den Frieden mit friedlichen Mitteln zu schaffen, erobert die Herzen der Schülerinnen und Schüler.

Friedenspolitik statt Krieg und Kolonialismus

Der Auftrag der Bundeswehr, Kriege zu führen, zu töten und zu zerstören, macht es in Verbindung mit der deutschen Kriegspolitik in Afghanistan den Schulen unmöglich, die Vorgaben der Kooperationsvereinbarung zwischen Schulministerium und Bundeswehr zu erfüllen.

Primat des Pädagogischen statt Militarisierung und Ökonomisierung der Schule. Die Kooperationsvereinbarung Schule-Bundeswehr wird wie ein Angriff auf das Primat des Pädagogischen in der Schule eingestuft. Die Ökonomisierung und die Militarisierung der Schule werden zurückgewiesen. Friedensbildung und Gewaltfreiheit in der Schule ebnen den Weg für eine Schulreform von unten.

Grundlagen zur Friedensbildung

Mit der flächendeckenden Verbreitung von Modulen zur Friedensbildung in allen Bildungseinrichtungen werden die Grundlagen für ein friedliches Zusammenleben aller Menschen gelegt.

Die Friedenskarawane

Die Zeit für Kongresse mit Massenbeteiligung war irgendwie vorbei. Das Interesse der Lehrer und Lehrerinnen an solchen Kongressen ließ immer mehr nach. Wir erkannten: wenn die Lehrer nicht mehr zu uns kommen, müssen wir an die Schulen gehen. Wir organisierten eine „Friedenskarawane“: Mit einem gemieteten Bus, voll mit Spiel- und Aufklärungsmaterialien, fuhren wir Schulen in den Bundesländern vor allem in Ostdeutschland an und diskutierten mit Schülerinnen und Schülern, Lehrern und Lehrerinnen und Eltern über Friedenserziehung an der Schule und in der Familie. Eine Theatergruppe begleitete uns mit einem Improvisationstheater. Trotz großer Aufnahmebereitschaft der einzelnen Schulen mussten wir das Unternehmen nach einem Jahr abbrechen, der organisatorische und finanzielle Aufwand war zu groß. Entscheidend bei der Organisation dieser „Friedenskarawane“ war das Engagement von Renate Kerbst, mit der mich spätestens seitdem auch eine gute Freundschaft verbindet. Wenig später begründeten wir beide die friedenspädagogische Zeitschrift „et cetera ppf“, die bis heute erscheint. Und wir entwickelten nun die Idee, anstelle der „Friedenskarawane“ kommunale Zentren für Friedenskultur in einzelnen Kommunen einzurichten,

in denen sowohl Diskussions-Angebote zu lokalen und regionalen Konflikten, Gewaltstrukturen, militärischen Einflussnahmen und Einrichtungen als auch solche zu internationalen Konflikten, Krisen und Kriegen zum Programm gehören sollten.

Medaillon für Horst Bethge

Im Jahr 2011 starb Horst Bethge, 75-jährig, viel zu früh. Er war einer der wichtigsten Menschen in meinem politischen Leben. Mit ihm verband mich die Arbeit in der GEW, in der Berufsverbote-Bewegung, in der Friedensbewegung, bei den Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden. Er hatte einen scharfen analytischen Geist, war von unanfechtbarer pazifistischer Entschiedenheit und Streitbarkeit, Kreativität beim Umgang mit Konflikten und beim Finden von Lösungen. Und er war einer der eifrigsten Beiträge unserer friedenspädagogischen Zeitschrift „et cetera ppf“. Anlässlich seines Todes widmeten wir ihm eine Sondernummer dieser Zeitschrift, in der wir 11 Beiträge von ihm aus früheren Nummern wieder abdruckten. Darunter aus der ersten Nummer 1992 den schlichten Bericht von einem Besuch in einer Moskauer Schule, der seine Liebe zur Sowjetunion verriet, die er gegen das übliche westliche Vorurteil über das angeblich rückständige Bildungssystem verteidigt. Es folgen Beiträge zur „Sicherheitspolitik“ und zur Militarisierung der BRD, zu Neonazismus und Rassismus, zur Verteidigung der Jugend gegen Vorwürfe der „Politikverdrossenheit“ und „Ichsucht“ oder gegen die Unterstellung der „besonderen Gewalttätigkeit“, zu dem steigenden Gegensatz zwischen Arm und Reich, eine scharfe Satire auf die privatisierte „Schöne neue Schule 2020“ und sein letzter Betrag in seinem Sterbejahr „Militär in der Mitte der Gesellschaft verankern?“, in dem er noch einmal einen fulminanten Überblick gibt über den ihn lebenslang beschäftigenden Zusammenhang zwischen Militarisierung der Zivilgesellschaft und Erziehung der Jugend.

Er hatte einen starken Hang zu Versöhnlichkeit, zur Einbeziehung aller Kräfte in unsere Arbeit. Zu erschöpfenden Diskussionen

und zum geselligen Beisammensein im Anschluss daran. Dann steckte er seine Pfeife an, lehnte sich mit übergeschlagenen Beinen zurück, ließ sich ein gutes Glas Wein schmecken und plauderte aus seinen Erinnerungen bei den Ostermärschen, bei dem Kampf gegen die Berufsverbote, aber auch an sein ganz privates Leben, seine Feste, seine Exkursionen mit dem Paddelboot, das Zusammenleben mit Irmi, seiner kleinen, zarten Frau, mit der er allwöchentlich leidenschaftlich Tanzen ging.

Er verkörperte gewissermaßen die Pädagogenfaust mit der Schreibfeder zwischen den Fingern, die das erste Logo der PPF symbolisierte: Sie signalisierte 1980/81 unsere Entschlossenheit, unseren Trotz, vielleicht auch sogar etwas wie eine Drohung und Kampfbereitschaft, die damals so wenig selbstverständlich war wie notwendig. Den Frieden wollen und dafür kämpfen war für Horst nie ein Widerspruch, wenn auch die Beharrlichkeit seiner Überzeugungsarbeit oft mit einer gewissen Dickköpfigkeit verbunden war. Und er war Internationalist. Er war unser Vertreter bei den Internationalen Lehrern für den Frieden und hat sich auf den internationalen Kongressen mit seinem typischen Kongress-Englisch gegen manche privatistischen, dominanten oder kleinkrämerischen Intentionen überzeugend durchgesetzt. Er war aber vor allem kritisch gegenüber jeder Überheblichkeit auch und gerade von friedenspädagogischen Mitstreitern. Er warnte immer davor, dass wir die richtige Friedensgesinnung und Friedenserziehung nicht gepachtet hätten, dass wir, was wir Jugendlichen beibringen wollen, selbst verkörpern müssten. Mit ihm ging eine Epoche der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden zu Ende. Es blieb eine Lücke, die nicht wieder zu schließen war.

Medaillon für Lutz van Dijk

1984 gab Lutz van Dijk das Buch „Lernen in der Friedensbewegung. Ideen für pädagogische Friedensarbeit“ heraus, 1987 in zweiter aktualisierter Auflage. Es war ein Grundlagenwerk friedenspädagogischer Arbeit an Schulen und in der außerschulischen Erziehungsarbeit. An ihm wirkte mit, was in der Reformpädagogik und der Reformpolitik Rang und Namen hatte: Von Carl-Heinz Evers, dem Berliner Schulsenator, über den Darmstädter Pädagogen Hans Jochen Gamm, die Kindergärtnerin Gisela Wiese, den GEW-Vorsitzenden Dieter Wunder, den Hamburger Kultursenator Joist Grolle, den saarländischen Kultusminister Diether Breitenbach, den Präsidenten des Deutschen Kinderschutzbundes Walter Bärsch, den Direktor des Hamburger Instituts für Friedensforschung Dieter S. Lutz, den Soziologen Ulf Preuss-Lausitz, den Physiker Carl-Artur Feldmann, den Friedensforscher Herbert Wulff, den Leiter des Tübinger Instituts für Friedenspädagogik Günter Gugel, den britischen Friedensforscher Paul F. Walker, Oleg Kharkardin vom sowjetischen Friedensrat, die schwedische Abrüstungsbotschafterin Mai Britt Theorin und vielen anderen bis zu den vielen PPF-lern. Von dem Buch gingen wichtige Impulse aus an die Schulen und Hochschulen, die verschiedenen pädagogischen Bildungseinrichtungen, die Kindergärten, die Kirchen usw.

Deshalb bestanden die Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden auch von Anfang an darauf, dass sie Teil dieser Friedensbewegung waren und in der Friedensbewegung wirken wollten. Lutz van Dijk war mit dem Aufruf „Pädagogen gegen Rüstungswahn“ ihr Initiator und Ideengeber, aber er hielt sich immer bescheiden im Hintergrund, er überließ die Sprecherrolle bald anderen und wandte sich anderen Themen zu, nachdem er sah, dass PPF blühte.

Ihn beschäftigte in diesen Jahren wie mich das Verhalten von alten Lehrern und Lehrerinnen in der Nazi-Zeit: Wie standen sie zu der neuen Politik? Wie weit passten sie sich den neuen Erziehungsprinzipien an? Duckten sie sich weg, verbargen sie sich hinter Disziplin und Ordnung, leisteten sie gar Widerstand und wodurch?

Meine Befragungen, die ich mit drei Kollegen und einigen Studenten durchführte, waren so wenig ergiebig, dass ich kaum etwas davon veröffentlichte. Aber ich gab die Interviews an Lutz, um sie wenn möglich auszuwerten. Er schlug für seine Dissertation 1988 einen anderen Weg ein als ich. Er suchte gezielt nach solchen Lehrerinnen und Lehrern, die mehr oder weniger offen Widerstand geleistet hatten. Und er fand sie. Seine Ergebnisse warfen ein ganz neues Licht auf diese Generation, aus der die NS-Täter stammten, eine verdienstvolle Arbeit, die ich gern mit der von mir gegründeten August von Platen Stiftung unterstützte.

Er war immer wieder längere Zeit in Israel, wo er sich wohl vor allem mit der Geschichte der Judenverfolgung durch die Nazis und den Konflikten im gegenwärtigen Israel beschäftigte. In den 1980er Jahren erscheinen seine Jugendbücher wie „Aufstand im Gelobten Land“ und „Feinde fürs Leben?“, Jahre später die fulminante „Geschichte der Juden“, für den Deutschen Jugendbuchpreis vorgeschlagen, mit dem Preis „Bestes Sachbuch“ des Kinderforums ausgezeichnet. Ich beneidete ihn, realisierte er doch meinen frühen Traum vom sozialistischen Kibbuz, zwar in anderer Weise aber doch mit den gleichen Fragen. Und mit solchen Fragen ging er auch 1992 zur Anne Frank Stiftung nach Amsterdam, wo er auch die holländische Staatsbürgerschaft annahm.

Lutz der Jugendbuchautor

Die NS-Thematik nahm er auch auf in seinen späteren Jugendbüchern „Der Attentäter. Herschel Grünspan und die Vorgänge um die Pogromnacht 1938“, „Verdammt starke Liebe“, das von der schwulen Liebe eines jungen Polen und eines deutschen Wehrmachtssoldaten erzählt, „Als Nazi wird keiner geboren“, ein Sachbuch gegen Rassismus, und „Von Skinheads keine Spur“, die wahren Entwicklungsgeschichten von Sören, einem jugendlichen deutschen Neonazi, und dem jungen Namibier Jim, der bei einer Verfolgungsjagd zu Tode kommt, ein Buch, das an deutschen Schulen geradezu zur Pflichtlektüre wurde. Lutz versteht es dabei zunehmend, sich in Leben und Denkweise, in die Seelenlage seiner Protagonisten einzufühlen und dabei Vorurteile und Einseitigkeiten bei seinen jugendlichen Lesern abzubauen.

Mit der gleichen Grundhaltung wandte er sich bald dem Thema Liebe und Sexualität zu. Er hatte auch ganz persönliche Gründe,

dieses Thema für wichtig zu halten: Er ist schwul. Er erzählt in seinem Buch „Abschied von Bob“ von einem schwulen Mann, der eine merkwürdige Freundschaft mit einem dicken Mädchen hat und schließlich vor ihren Augen an HIV stirbt. Sein einziges Buch, das ich, wegen der Unwahrscheinlichkeit der erzählten Geschichte kritisiert habe, was er mir aber nicht übel genommen hat. Wahrscheinlich vor dem Hintergrund seiner tatsächlichen Erlebnisse, die in dem Buch anklingen, beschäftigte er sich in der Folgezeit intensiv mit der Problematik der Krankheit Aids und der Begegnung mit dem Tod und dem Sterben – gerade für Jugendliche. Auf unserem Kolloquium „Homosexualität und Krankheit“ setzte er sich mit der aktuellen Jugendliteratur zu diesem Thema auseinander und stellt einfache Thesen auf für das Schreiben für die Jugend, das „sowohl emanzipatorische als auch literarische Standards zu berücksichtigen versucht.“ So fordert er grundsätzlich positive schwule Identifikationsfiguren, deren Probleme von innen heraus beschrieben und für die überzeugende Lösungen angeboten werden müssen, Aids darf nicht allein als Problem von Schwulen dargestellt werden, damit Vorurteile nicht bekräftigt werden. Er sagt:

HIV-positiv zu sein und/oder an AIDS zu erkranken, sind Prozesse, bei denen die Betroffenen und diejenigen, die ihnen nahe sind, sehr unterschiedlichen Ängsten und Hoffnungen ausgesetzt sind. Diese Prozesse müssen nachvollziehbar geschildert werden, weil sich hier die konkrete Verarbeitung abspielt. Das Sterben und der Tod dürfen nicht ausgeklammert werden, auch wenn dies zu den üblichen gesellschaftlichen Standards gehört. Jugendliche mit ihren diesbezüglichen Phantasien allein zu lassen, ist genauso feige wie eine diffuse Hoffnung auf Überleben als „offenen Schluss“ zu platzieren. [...] Gleichzeitig ist jedoch genauso wichtig, menschliches und liebevolles Miteinander-Umgehen aufscheinen zu lassen [...].

In vielen seiner Jugendbücher und Jugendsachbüchern setzt Lutz diese „Thesen“ überzeugend in literarische Texte um, ich nenne stellvertretend nur „Coming-out. Lesben und Schwule berichten aus aller Welt.“ oder das Sachbuch „Sexuelle Vielfalt lernen“.

Und sein Denken über Behinderung, Krankheit und Tod verdichtet sich in einer schönen Utopie einer Gesellschaft, die Krankheit, Gebrechlichkeit, Alter und Sterben nicht verdrängt und isoliert, sondern als Bereicherung des Sozialgefüges und des gesellschaftlichen Lebens begreift. Er formuliert in diesem Zusammenhang Fragen, die auch uns angehen sollten und unsere Phantasien von einem gesellschaftlich verantworteten Umgang mit Krankheit, Behinderung und Sterben beflügeln könnten:

Lutz entwirft eine allgemeine Utopie einer Gesellschaft, die anders als unsere Reale mit dem Phänomen Krankheit und Sterben umgeht. Aber er kommt zu dieser Utopie aus seiner realen homosexuellen Erfahrung der Begegnung mit der Krankheit Aids.

Spätestens „Verdammt starke Liebe“ überzeugte mich von der Ernsthaftigkeit, mit der er die schwule Thematik behandelte. Dort schildert er wohl zum ersten Mal wirklich offen und relativ detailgenau die Freuden und Schwierigkeiten der so unterschiedlichen schwulen Liebenden, und das in einer absolut schwulenfeindlichen Umgebung und Situation. Es ist eine wahre Geschichte, die ihm der alte Pole Stefan K. erzählt hat. Wie er in seiner Promotion die Erinnerung alter Menschen an ihre Erfahrungen und Erlebnisse als junge Menschen zum Gegenstand seiner Interviews macht, so macht er hier die Erinnerung eines alten Mannes an seine Jugendliebe zum Gegenstand des vorurteilsfreien Nacherlebens und Nachdenkens für jugendliche Leser und Leserinnen. Schon vorher ließ er in dem Buch „Schwule unterm Hakenkreuz“ (1992, Neuauflage 2003 unter dem Titel: „Einsam war ich nie“) alte schwule Männer von ihren Erfahrungen während der Nazizeit erzählen, darunter so bekannte wie Gad Beck, Erich Lifka, Albrecht Becker und andere, aber in der Mehrzahl Männer, die auch 2003 noch ihren vollen Namen anonymisieren lassen. Lutz hat mich seinerzeit um ein Nachwort für dieses Buches gebeten, was ich als Ehre wahrnahm und gern beisteuerte. Ich schrieb darin u. a.:

Spät, wenn nicht zu spät, machen wir uns auf die Suche nach Spuren, die aus der Vernichtungsrealität [der Nazizeit] in unsere Zeit reichen. Spuren von Leiderfahrungen und Widerstandszähigkeit, die sich in die Gesichter überlebender alter Menschen eingegraben haben. Die „Gnade der späten Geburt“, auf die sich

Helmut Kohl so viel zugute hält, hat seine Generation, zu der ich mich rechnen muss (Jahrgang 1935), schlecht genutzt. Und es ist schmachvoll, dass Angehörige der nächsten Generation, wie Lutz van Dijk, nur noch wenige dieser überlebenden alten Menschen bei ihrer Spurensuche finden, weil die meisten wohl inzwischen gestorben sind oder durch das mangelnde Interesse meiner Generation endgültig stumm gemacht wurden. [...]

Meine Lebensgeneration hat wohl in einem wichtigen Punkt versagt: die Eltern über ihre Erfahrungen im NS-Faschismus rechtzeitig zu befragen. Natürlich gibt es dafür politische und soziologische Gründe. Aber manchmal habe ich den Eindruck, als ob es nie einen so tiefen Einbruch im Gespräch zwischen den Generationen, zwischen Kindern und Eltern, gegeben hat wie zwischen denjenigen, die sich der „Gnade der späten Geburt“ erfreuen, und den schuldigen oder ohnmächtigen und schließlich verstummten Alten.

Die nächste Generation, mit Leuten wie Lutz van Dijk, versucht an dieses Gespräch zwischen den Generationen wieder anzuknüpfen. Mit einer parteiischen Position: Sie fragt nach den Widerstandskräften. Sie sucht ihre eigene widerständige Identität in den Zeugnissen der alten widerständigen Menschen. Und sie entlasten damit meine Generation von der Schuld, solche Fragen nicht gestellt zu haben. Das gilt allgemein. Und es gilt im Besonderen für die Bewahrung einer homosexuellen Identität. Dass jemand sich aufmacht, alte homosexuelle Männer aus dem Schweigen zu befreien, in das meine Generation sie verbannt hat, kann gar nicht hoch genug bewertet werden. Und erst recht, dass diese alten Männer sprechen, ihre Biografie preisgeben, um zu bezeugen, wie sie auch in bedrohlichen Situationen existenzieller Gefährdung an ihrer Liebe, an ihrer homosexuellen Identität festgehalten haben. [...] Aber es ist doch auch und gerade in diesen Leidensbiografien unübersehbar: Nicht das Leiden hat diese Männer widerständig und stark gemacht, sondern ihre aktive Entscheidung zu sich selbst, zu ihrer Homosexualität, zu ihrer Liebe. Und genau dies scheint mir die wertvolle und notwendige Botschaft aus der Geschichte zu sein, die sie uns für unser Leben, unsere Selbstversicherung und Selbstgewissheit in dieser heutigen Gesellschaft zurufen.

Lutz in Südafrika

2001 ging Lutz von Holland nach Südafrika, eine in mehrfacher Hinsicht einschneidende Entscheidung. Er wollte etwas Konkretes tun. In Südafrika war er unmittelbar mit den Auswirkungen dieser Krankheit konfrontiert und gründete mit Karin Chubb „HOKISA“, ein Heim für von Aids betroffene Waisenkinder, das heute noch sein Lebensmittelpunkt ist.

In vielen seiner Afrika-Bücher veranschaulicht er die Problematik der Krankheit Aids, oft verbunden mit der „sexuellen Vielfalt“. In „Township Blues“ erzählt er von einem südafrikanischen Mädchen, das von einer Jugendbande überfallen und vergewaltigt wird, von seinen Angst- und Schamgefühlen, bis sie sich schließlich einem Aidstest unterzieht und am Umgang mit dem – positiven – Ergebnis wächst. Lutz erhält dafür 2001 den Gustav Heinemann Friedenspreis. In „Themba“, wieder eine Geschichte mit wahren Hintergrund, steigt ein armer Junge aus einem Township zum Fußballstar auf, bekommt aber durch eine Vergewaltigung durch seinen betrunkenen Stiefvater auch Aids, bekennt sich öffentlich zu dieser Krankheit und ermutigt damit viele im Verborgenen lebende junge Schwule. Das Buch erschien 2006 und wurde rechtzeitig zur Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika 2010 mit jugendlichen Laienschauspielern aus dem südafrikanischen Township Masiphumelele verfilmt. Ein Signal für eine andere Aids-Politik Südafrikas.

Die Liebe zu Afrika begann bei Lutz spätestens, als wir 1987 den 2. internationalen Pädagogen-Friedenskongress in Bonn vorbereiteten. Wir beschlossen, einen Solidaritätsschwerpunkt gegen das Apartheid-System im südlichen Afrika zu machen, Lutz wurde mit der Organisation dieses Schwerpunkts beauftragt. Er nahm Verbindung auf mit den Widerstandsbewegungen, dem ANC aus Südafrika und der SWAPO aus Namibia, und lud mehrere Mitglieder dieser Organisationen zum Kongress ein, von denen auch einige auf verschlungenen Wegen kommen konnten. Auf dem Kongress sprachen Yussuf Gabru, ein südafrikanischer Gewerkschaftsführer, der uns alle aufrief, gegen Imperialismus und Rassismus aktiv zu werden, und Josef Nangolo aus Namibia, er sagte u. a.: „Bildung und Erziehung sollen die ganze Bevölkerung sensibel für ihre eigenen Belange wie Krieg, Frieden, Armut, Unterentwicklung machen.“ Bundeskanzler Willy Brandt sandte eine Videobotschaft, in der er u. a. sagte:

Das Bildungswesen könnte ein Schlüssel zur Lösung der Konflikte in Südafrika sein. Und nach der Apartheid müsste sich Südafrika auf Jugendliche aller Hautfarben stützen, die gelernt haben, sich gegenseitig als gleich anzusehen, so dass sie lernen können, miteinander zu leben und zu arbeiten.

Ganz in diesem Sinne schrieb Lutz dann das Jugend-Sachbuch gegen Rassismus „Haut hat viele Farben“ oder zusammen mit Karin Chubb das Buch „Der Traum vom Regenbogen. Nach der Apartheid: Südafrikas Jugend. Zwischen Wut und Hoffnung“. Er hatte Freunde in Südafrika und Namibia gefunden, erhielt den namibischen Jugendbuch-Preis und siedelte schließlich sich mit seinem Lebensgefährten in Südafrika an. Seitdem tritt Lutz immer wieder mit Beiträgen gegen die südafrikanische Homophobie, die Diskriminierung und Verfolgung Homosexueller, öffentlich auf und kritisiert die ignorante und mangelnde Aids-Politik der Regierung, die immer noch weite Bevölkerungskreise betrifft, keineswegs nur Homosexuelle.

Lutz regt die Jugendlichen im HOKISA-Haus an, ihre Erlebnisse und Erfahrungen selbst aufzuschreiben, wobei er ihnen behutsam hilft. So entsteht das Buch „Niemand darf mich töten“ des Jungen Mbu Maloni und das Buch von Sonwabiso Ngcowa „Nanas Liebe“, das wiederum von der Liebe zweier junger lesbischer Mädchen handelt. Lutz stellte es zusammen mit dem Autor auf einer seiner Lesereisen 2014 auch in Siegen vor.

Und Lutz schreibt die fulminante „Geschichte Afrikas“, ein jugendgemäßes Sachbuch, das die Geschichte Afrikas von den Anfängen bis zur Gegenwart mit zahlreichen Details, Politiker-Porträts, Konflikten und möglichen länderspezifischen Lösungsmöglichkeiten beschreibt. Ein wahrhaftes Grundlagenwerk, das schließlich auch den Anstoß für die Organisation des ersten Siegener Afrika-Kongresses durch mich gab, an dem Lutz selbst das Eingangreferat hielt. Und er veröffentlicht „African Kids“, auch eine Art Sachbuch, in dem er Kindern aus „seinem“ Township eine Stimme und durch lebhaftes Fotos ein Gesicht gibt.

Lutz und die Menschenrechte

In allen seinen Büchern geht es immer um die Auseinandersetzung mit den Menschenrechten, ihre Einhaltung und ihre Missachtung.

Das ist der Grundimpetus seiner friedenspolitischen und schriftstellerischen Arbeit. Ob es sich um das Recht aller Menschen auf ein friedliches Zusammenleben gegenüber einer kriegsbesessenen Politik handelt, um das Recht von Kindern und Jugendlichen auf eine eigenständige Entwicklung gegenüber der einengenden Besserwisserei der Erwachsenenwelt, ob es sich um das Existenzrecht des jüdischen Volkes gegenüber Antisemitismus und Judenhass handelt oder um das Recht der Palästinenser auf das Land ihrer Väter und Vorfahren gegenüber der israelischen Vertreibungs- und Unterdrückungspolitik, ob es sich um das Recht farbiger und schwarzer Menschen auf Freiheit gegenüber der kolonialen und neokolonialen Macht weißer Herrenmenschen oder das Recht auf Gleichberechtigung und Achtung von sexuellen Minderheiten gegenüber Diskriminierung und Kriminalisierung der heterosexuellen Mehrheit handelt, immer geht es bei Lutz um die elementaren Menschenrechte, um das Recht auf ein würdiges Leben in Frieden mit den anderen Menschen, der Umwelt und der Natur.

Am dezidiertesten setzt er sich mit der Frage der Menschenrechte in seiner „Queer Lecture“ des Jahres 2011 in der Berliner Volksbühne auseinander. Der genaue Titel seines damaligen Vortrags lautet: „Ist Liebe ein Menschenrecht? Zur Bündnisfrage von Minderheiten und Mehrheiten – eine südafrikanische Entgegnung auf Judith Butlers ‚Berliner Rede‘“. Er wagt es, Judith Butler, die Symbolfigur des Feminismus und der queeren Gemeinschaft zu kritisieren, wohl wissend, worauf er sich da einlässt. Er anerkennt auch „aus ganzem Herzen“, dass sie sich immer wieder mit der Frage beschäftigt, warum gewisse Todesfälle betrauert werden und andere in Vergessenheit geraten oder unter den Tisch fallen; es erinnert ihn an die tausende Aids-Toten in Afrika und anderswo. Aber er muss ihr widersprechen in ihren Auffassungen von dem Verhältnis zwischen Minderheiten und Mehrheiten und ihrer unkritischen Forderung von der bedingungslosen Solidarität mit den Minderheiten im Kampf gegen welche Mehrheit auch immer. Er setzt dem entgegen:

Erstens sind Minderheiten nicht per se gut, nicht einmal „entrechtete“. Es gibt elitäre Minderheiten und auch humanistische Mehrheiten. Staatliche Gewalt ist nicht per se schlecht, sondern kann nötig sein, um die Rechte von Minderheiten zu schützen.

[...] Zweitens waren Minderheiten zu allen Zeiten mit der Frage konfrontiert, wieviel Integration nötig ist, um Mehrheiten von ihren Rechten – ihrer „Gleichheit“ im Sinne der französischen Revolution – zu überzeugen. Und wieviel Distanz, wieviel Eigen- und Widerständigkeit ist nötig, um die eigene Identität frei, unangepasst, „unmaterialistisch“ (im Sinne Butlers) zu leben? Wie kann Kritik stattfinden, wenn es nicht auch zu Nähe und Konfrontation kommt? Wie können Menschenrechte realisiert werden, ohne Mehrheiten zu mobilisieren, die sie dauerhaft, d. h. auch gesetzlich, tragen und verankern?

An verschiedenen Beispielen verdeutlicht er dies:

Pädophil empfindende Menschen sind ebenfalls eine sexuelle Minderheit. Wie weit dürfen ihre Rechte gehen – wo sind die Rechte von Kindern zu schützen? [...] Die Forschung weist gleichwohl darauf hin, dass vermutlich die meisten Pädophilen im Laufe ihres Lebens lernen, ihre sexuellen Sehnsüchte nicht an Kindern, sondern über Fantasien auszuleben, die niemandem schaden. Eine Minderheit in der Minderheit jedoch geht den Weg der verklärenden Rechtfertigung und findet Rationalisierungen für etwas absolut menschenrechtlich Verwerfliches: Die Ausnutzung von Schwächeren oder gar Abhängigen für die Befriedigung eigener Bedürfnisse. Dies gar Liebe zu nennen, macht es noch schlimmer. Wer es nicht schafft, seine pädophilen Empfindungen über Fantasien zu leben, muss mit deutlichen Konsequenzen rechnen, auch mit dem, was Judith Butler durchweg negativ „staatliche Gewalt“ nennt.

Völlig anders steht es mit der Liebe, auch sexueller Liebe, zwischen behinderten, auch geistig oder körperlich schwerstbehinderten Menschen. Was hier bis heute in vielen Institutionen geschieht, in denen Behinderte weggeschlossen werden, ist ein Skandal, oft auch dort, wo es wohlmeinend daher kommt. [...] Festzuhalten bleibt: Entrechtete Minderheiten, wie Judith Butler sie nennt, können, in manchen Fällen sollten sie auch, mehr zusammenarbeiten. Dies muss jedoch einhergehen mit einer auch kritisch geführten Diskussion.

Lutz verweist auf seine neue Heimat Südafrika und darauf, dass es

das einzige Land in Afrika ist, in dem die Rechte von Lesben und Schwulen gesetzlich anerkannt sind, während in den anderen Ländern diese sexuellen Minderheiten als eine Bedrohung der traditionellen und muslimischen Mehrheiten wahrgenommen wird:

Wenn Judith Butler Solidarität mit muslimischen Minderheiten in westeuropäischen Ländern oder den USA anmahnt, ungeachtet ob sie die Verfolgung sexueller Minderheiten gutheißen oder nicht, dann verliert sie aus dem Blick, dass diese sich vor allem gestärkt fühlen durch die absoluten Mehrheiten in ihren Herkunftsländern. Zu wenig beachtet sie die Relativität der Begriffe Minderheit und Mehrheit. [...]

Festzuhalten bleibt hier: Menschenrechte haben eine universelle Bedeutung. Sie sind die minimale international-globale Einigung darüber, was dazu gehört, einen Menschen in Würde aufwachsen und leben zu lassen. Alle Versuche, sie als „einseitig westlich, liberal, kapitalistisch“ oder sonstwie schädlich zu brandmarken, zerstören einen mühsam erreichten minimalen Konsens der heutigen Menschheit. [...] Menschenrechte haben nichts mit den besonderen Rechten von Minderheiten und Mehrheiten zu tun. Es gibt benachteiligte Minderheiten wie Mehrheiten. Es gibt diskriminierende Minderheiten und Mehrheiten. Jede einzelne Menschenrechtsverletzung ist ein Angriff gegen die Menschlichkeit überhaupt. [...]

Worum es mir geht: Darum, gemeinsam einen Kompass für Menschenrechte zu entwickeln, der tragfähiger ist als Minderheiten- oder Mehrheiten-Schema. Und mehr über Bedingungen nachzudenken, die es Menschen nahelegen, sich menschlich zu verhalten und nicht rassistischen, militaristischen, fundamental-religiösen oder chauvinistischen Versuchungen zu erliegen. Oder als Frage formuliert: Wie können wir mehr Versuchungen schaffen, um achtungsvoll und friedlich miteinander umzugehen – es lohnend zu machen, Menschenrechte zu achten und wo nötig zu verteidigen?

Ich bewundere Lutz van Dijks wahrhaft mutige und überzeugende Verteidigung der Menschenrechte, die in meinen Augen nicht nur der entscheidende Schreibimpuls für Lutz als Schriftsteller ist, sondern der Handlungsimpuls für sein ganzes kämpferisches Leben.

XI Die friedenspädagogische Zeitschrift „et cetera ppf“

Ab 1992 erschien die friedenspädagogische Fachzeitschrift „et cetera ppf“ als Informationsbrief der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden (PPF) und des Forschungs- und Lehrgebietes Friedenserziehung der Universität Siegen. Es wurde in den folgenden 25 Jahren zum Forum für meine geistige Auseinandersetzung mit den je aktuellen Erscheinungen und Entwicklungen einer meist wenig am Frieden orientierten Politik und mit der Suche nach Lösungsvorschlägen, die auf die realistische Praxis des Schulalltags und der Friedensbewegung gerichtet waren und Handlungsmöglichkeiten anboten. Der Titel „et cetera ppf“ spielt darauf an, dass der Inhalt der Zeitschrift als wahrscheinlich endlos fortzusetzen angesehen wird (et cetera pp), das kursiv gesetzte „f“ signalisiert, dass es sich dabei um Einschätzungen von PPF handelt. Dieser Titel setzte sich durch, die Zeitschrift wird außer von PPF-Lern von nicht wenigen Abonnenten gelesen und von vielen Friedenseinrichtungen und ca. 70 Universitätsbibliotheken in ihren Zeitschriften-Bestand eingeordnet. In den inzwischen 25 Jahren ihres Erscheinens haben wir immer wieder aktuelle Themen der Politik aufgegriffen, wobei uns die friedenspädagogische Sichtweise wichtig war. Vor allem haben wir immer wieder Grundprobleme der Friedenserziehung in der Schule, im außerschulischen Bildungsbereich und innerhalb der – vielfach zerstrittenen und streitsüchtigen – Friedensbewegung angegangen und entsprechende praxis- und handlungsorientierte Materialien angeboten.

Recht auf Bildung

In Heft 2/93 setze ich mich ziemlich grundlegend mit dem Recht auf Bildung auseinander, angesichts der immer einschneidenderen Sparmaßnahmen des Staates. Ich behaupte u. a., dass das Recht auf Bildung ein Grundrecht ist und den Staat dazu verpflichtet, es für jeden Bürger und jede Bürgerin gleichermaßen zu garantieren. Und zwar nicht nur in Institutionen wie Schule und Hochschule, für die er auch finanziell verantwortlich ist, sondern in jedem Stadium der Entwicklung der Individuen, vom Lebensbeginn und Kleinkindalter bis zum Alter.

Das Recht auf Bildung ist keinesfalls nur ein Recht, das den Bürgerinnen und Bürgern je nach aktueller Finanzkraft der Staatskasse gewährt, beschnitten oder verwehrt werden kann. Es ist vielmehr ein Recht für jedes Individuum

eines demokratischen Staates, dessen Verwirklichung überhaupt erst sichert, dass dieser Staat von demokratisch denkenden und handelnden Bürgern und Bürgerinnen getragen wird. Insofern untergräbt ein Staat, der den Abbau, die Beschneidung oder Verwehrung des Rechts auf Bildung betreibt, das Fundament seines eigenen Anspruchs und seine Legitimation als demokratischer Staat.

Der Abbau des Rechts auf Bildung und damit der demokratischen Kultur ist auch keineswegs nur an offenkundigen Sparmaßnahmen des Staates im Bildungsbereich ablesbar, sondern erfolgt ebenso durch Sparmaßnahmen in Bereichen, die scheinbar weitab von Bildungsbereich liegen. Und er erfolgt durch fiskalisch nicht unmittelbar sichtbare Strukturmaßnahmen verschiedenster Art, die sich in der Regel als „Reformmaßnahmen“ maskieren. Gerade solche politische Strategien gilt es, in einer Kritik des Kultur- und Bildungs-Abbaus derzeit aufzudecken. [...]

Es ist verstärkt danach zu fragen, wie sich das Recht auf Bildung bereits im frühkindlichen und vorschulischen Lebensalter der Individuen konkretisiert und welche für die Demokratie wesentlichen Fähigkeiten die Individuen entfalten können, wenn ihnen dies Recht in diesen Entwicklungsstadien eingeräumt wird. Und in gleicher Weise ist danach zu fragen, wie sich das Recht auf Bildung für die Individuen konkretisiert, wenn sie im aktiven Berufsleben stehen und wenn sie aus diesem Berufsleben ausgeschieden sind.

Zum Recht auf Bildung im Lebensabend sage ich u. a.:

Ein Staat, der das gesellschaftlich wirksame Potential der Gruppe von älteren und alten Bürgerinnen und Bürgern missachtet oder vernachlässigt, begibt sich wesentlicher Chancen der Ausschöpfung demokratischer Gestaltungsmöglichkeiten einer Gesellschaft, in der die Generationen zukunftsorientiert miteinander leben.

Die Tatsache, dass ins Rentendasein entlassene oder abgeschobene Menschen zunehmend jünger sind als es ihrer wirklichen Lebenssituation entspricht, eröffnet aber auch die Möglichkeit, dass sie gesellschaftlich wichtige Funktionen in allen denkbaren politischen, karitativen, kulturellen usw. Bereichen wahrnehmen können. Voraussetzung ist dafür freilich, dass der Staat ihnen materielle Existenzwahrung sichert und darauf verzichtet, ausgerechnet dieser ohnehin benachteiligten und geschädigten Gruppe unserer Gesellschaft durch Rentenkürzungen, Einschränkungen im Versicherungsbereich, Vernachlässigung der Bereitstellung geeigneter Wohnmöglichkeiten und Ghettoisierung in inhumanen Altersheimen die aktive Teilnahme am gesellschaftlichen und kulturellen Leben zu erschweren oder unmöglich zu machen.

Pädagogischer Pazifismus

1994 war eine Bundestagswahl und das Jahr 1995 stand bevor, in dem es um den politischen Umgang mit dem 50. Jahrestag der Befreiung von NS-Faschismus und das Ende des 2. Weltkrieges gehen würde. Die PPF richteten sich an die Öffentlichkeit mit dem Aufruf: „Gegen den neuen Militarismus – Für einen aktiven Pazifismus“. Dafür wurden sie als radikale Pazifisten gebrandmarkt und gerieten unter die verstärkte Beobachtung des Verfassungsschutzes. Ich schrieb in Heft 1/95 dazu einen Beitrag: „Politikfelder für pädagogischen Pazifismus“

Wenn unser Aufruf „Gegen den neuen Militarismus – Für einen aktiven Pazifismus“ [...] in der Öffentlichkeit unserer Gesellschaft etwas bewirken und bewegen kann, dann vielleicht dies, dass den politisch Verantwortlichen deutlich wird: Es gibt in den Schulen und anderen Erziehungseinrichtungen pazifistische Demokraten, die sich eine pseudokritische Diskussion über Pazifismus nicht mehr aufdrängen lassen; die auch nicht mehr bereit sind, sich auf irgendeinen Teilpazifismus einzulassen, der bei aller Friedensliebe im Allgemeinen doch militärische Gewalt im Besonderen befürwortet. [...]

Überblickt man die letzten Jahrgänge unserer Zeitschrift, dann wird unschwer erkennbar, in welchen sehr realen Politikfeldern sich unsere Praxisvorschläge zur pädagogischen Umsetzung von aktivem Pazifismus ansiedeln:

1. Wie setzen wir uns mit realen kriegerischen Konflikten der Gegenwart in unserer Erziehungspraxis auseinander? Während die Massenmedien uns von einem sensationellen und blutigen Kriegsschauplatz zum anderen hetzen und in schöner Regelmäßigkeit fragen, wo denn die Reaktionen der Pazifisten bleiben, arbeiten sich pazifistische Lehrerinnen und Lehrer mit ihren Schülern und Schülerinnen immer noch an der Bewältigung des Golfkrieg-Schocks ab, der in den Medien längst unattraktiv und im öffentlichen Bewusstsein (deshalb) längst verdrängt ist: solidarische Hilfe zum Wiederaufbau von Schulen [...], das macht natürlich nicht so viel her wie die sieg- und ruhmreiche militärische Befreiung der Demokratie in Kuwait. [...]
2. Oder die wahnhaftige Diskussion über die Rolle der Bundeswehr im Kontext der sogenannten gewachsenen weltpolitischen Verantwortung des vereinigten „Großdeutschland“. Den zynischen Fernseh-Schaukämpfen der Polit-Wrestler aller Parteien setzen wir die weniger spektakulären Diskussionen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen entgegen, denen es nicht um politischen Machterhalt geht, sondern recht hautnah um die eigene Existenz und Lebenszukunft als mögliche Spielfiguren in „friedensschaffenden“ out of area Einsätzen irgendwo in der Welt. [...]

3. Ein drittes Politikfeld, das gerade für die pädagogische Realisierung von aktivem Pazifismus wesentlich ist, ist die allseitige Militarisierung unseres zivilgesellschaftlichen Lebens. [...]
4. Ein weiteres Politikfeld, das hautnah an den Realerfahrungen heutiger Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener angesiedelt ist und das immer wieder zum Lernfeld von aktivem pädagogischen Pazifismus wird, ist die anhaltende innergesellschaftliche Auseinandersetzung mit nationalistischem und neofaschistischem Denken, mit Fremdenfeindlichkeit und Gewalt von Jugendlichen und unter Jugendlichen. [...] Wir verkennen nicht die Auswirkungen des gegenwärtigen Gewaltklimas von Ausländerhass und nationalistischem Chauvinismus bis in die Schulen hinein. Aber wir wehren uns entschieden dagegen, dass diese Auswirkungen immer wieder medienwirksam hochgepuscht werden zum Jahrhundert-Desaster einer verrohten, egoistischen, Zivilisations- und Demokratie-verachtenden Jugend, und dass Lehrern und Lehrerinnen und den öffentlichen Erziehungseinrichtungen pauschal dafür die Schuld zugeschoben wird. [...] Manche ihrer [der Jugendlichen] ruppigen, kompromisslosen, aber auch pffiffigen und witzigen Aktionen mögen nicht nach unserem feinen, abwägenden Erwachsenen-Geschmack sein, aber sie lassen doch erkennen, dass diese Jugendlichen begriffen haben, dass es ihre Generation ist, die sich ihre eigene zukünftige Gesellschaft schon heute gestalten muss, und dass sie aktiv auf eine Gesellschaft ohne nationalistischen Größenwahn und Ausländerhass hinarbeiten.
5. Schließlich ein Politikfeld, das auch deshalb von Bedeutung ist, weil hier auch schon Kinder im Grundschulalter sich engagieren können: Die Begegnung mit Menschen, Kindern, Jugendlichen aus der „Dritten Welt“, mit ihre Erfahrungen, Problemen und Utopien, Wünschen, Ängsten, mit ihren Freuden und Leiden. Begegnungen mit dem Fremden und Ungewohnten, die häufig bereits am Nachbarplatz im Klassenzimmer beginnt. Je früher Kinder reale Erfahrungen in solcher persönlichen Begegnung mit Menschen haben, die fremd aussehen, eine fremde Sprache sprechen, fremde Gewohnheiten haben, desto sicherer und kritischer werden sie sich später mit weniger greifbaren und durchschaubaren Problemen auseinander setzen können, die das globale Konfliktfeld des Nord-Süd-Gegensatzes markieren: Ausbeutung der industriell wenig entwickelten Länder des Südens durch die nördlichen Industriestaaten, Übervölkerung und Hunger, Kinderkriminalität und -prostitution, als Folge dieser Situation, schließlich Massenfluchten und Massenfluchtbewegungen aus diesen Ländern in die reichen Industrieländer, die bei uns wieder als sogenannte „Flüchtlings- und Asylanten-Probleme“ ankommen – und prompt zur entsprechenden Grundgesetz-Vergewaltigung in Form von streng legitimer Änderung

und zu entsprechenden Abschottungen und menschenrechtsverletzenden Abschiebungen führen. Ich denke, dass wir auch zu diesem differenzierten Politikfeld differenzierte Praxisbeispiele für die erziehungspraktische Umsetzung von aktivem Pazifismus anbieten können.

Bellizistisches Denken

In Heft 1/96 beschäftige ich mich mit dem damals aufkommenden Begriff „Bellizismus“. 1995 verglich der grüne Außenminister Joschka Fischer das Massaker von Srebrenica mit Auschwitz und behauptete, „den Fehler der Eltern“ von damals nicht wiederholen zu wollen. Dem folgte der makabre Bundestagsbeschluss, sich zum ersten Mal nach dem 2. Weltkrieg wieder mit deutschem Militär an einem Krieg zu beteiligen, dem Bosnienkrieg, mit all seinen verheerenden Folgen. Es entstand die Debatte unter den Grünen zwischen „Bellizisten“ und „Pazifisten“, die alsbald auch die Friedensbewegung zu spalten drohte. Ich argumentiere in dieser Situation:

Wer sich zur Rechtfertigung eines militärischen Einsatzes, wo und mit welchem Ziel auch immer, auf die Opfer des Nationalsozialismus beruft, unterstellt, dass gegen den Terror der Nazis bis hin zum Völkermord kein gewaltfreier Widerstand möglich, denkbar oder gar wirksam war, sondern nur der Krieg. [...] Gewiss, wir haben der militärischen Niederschlagung des Hitlerismus durch die Anti-Hitler-Koalition unsere und die Befreiung der Welt von diesem Terror zu danken. Aber wenn wir es bei dieser Dankbarkeit belassen und daraus nichts als militärische Konsequenzen ziehen, missachten oder verachten wir die Tausende von Menschen, die Widerstand geleistet haben und im Widerstand umkamen oder psychisch gebrochen wurden. [...]

Gewiss, auch die Annahme, ziviler, gewaltfreier Widerstand könnte gegen Staatsterror und Völkermord wirksam sein, ist hypothetisch. Hypothetisch wie die Annahme, nur militärische Niederschlagung sei erfolgreich. Allerdings ist die zivile, gewaltfreie Variante leider weniger erprobt. Und die Jahrhunderte alte „Erprobung“ des militärischen Einsatzes als – leider – ultima ratio, waren immer mit viel Blutvergießen verbunden – und haben nie, behaupte ich, zu einem dauerhaften Frieden geführt.

Ich zitiere Albert Fuchs, der fragt, ob der Hitlerismus überhaupt auf seine furchtbare Entfaltung hätte kommen können, wenn nicht die gesamte europäische Stimmung auf Gewalt und Krieg gestanden hätte. Hätte Hitler seinen Eroberungskrieg anfangen können, wenn Deutschland umgeben gewesen wäre von lauter abgerüsteten, friedliebenden Ländern?

Wer – unter Berufung auf die Opfer des Nationalsozialismus – ethisch für unabweisbar hält, dass der NS-Faschismus nur mit der „guten“ militärischen Gewalt zu bezwingen war, der muss im Auge behalten, dass schon in diesem Krieg die Option auf Besitz und Anwendung von Massenvernichtungswaffen, speziell von Nuklearwaffen bestand – und damit die Option nicht nur auf Völkermord, sondern auf den Mord an der Menschheit. Diese Option und das mit ihr verbundene politische Denken wurden bis heute ungebrochen weiter entwickelt und perfektioniert. [...] All denen, die immer noch und immer wieder meinen, die gegenseitige Zerfleischung von Menschen und Menschengruppen, durch welche Ideologien, Machtphantasien oder Nationalismen auch immer aufgehetzt, rechtfertige die Anwendung militärischer Gewalt, müsste ihre ganze Ethik und Moral im Kopf gefrieren, wenn sie sich klar machen würden, in welcher Gesellschaft sie sich damit befinden.

Friedenserziehung nach dem 11. September 2001

Das Heft 1/03 enthält den Aufruf der PPF: „NEIN zum Krieg gegen den Irak!“, in dem die PPF ausdrücklich aufrufen, sich an Demonstrationen, Mahnwachen und ähnlichen Veranstaltungen vor Ort und überregional zu beteiligen. Zu solchen fand sich ja auch tatsächlich die Friedensbewegung spontan in Massen bereit, wobei die Initiative meist von Jugendlichen, Schülern und Schülerinnen ausging. Bernhard und ich diskutieren in diesem Heft unter dem Titel „Friedenserziehung nach dem 11. September“, inwiefern die Frage, ob nach diesem Terroranschlag wirklich nichts mehr sei wie vorher, die damals in allen Öffentlichkeiten herum geisterte, auch für die Friedenserziehung gilt.

Wir stellen zunächst fest, dass in der Politik, vor allem der Kriegspolitik, tatsächlich vieles anders wurde als vorher. Schon im Afghanistan-Krieg, der unmittelbar nach dem Anschlag los gebrochen wurde, war anders als vorher, dass er als ein „Krieg gegen den Terror“, also nicht gegen ein anderes Land, bezeichnet und geführt wurde, oder dass u. a. die Bundesregierung sofort die „uneingeschränkte Solidarität“ zu den USA beteuerte und bald darauf die ersten Bundeswehreinheiten mit ungeklärtem Auftrag nach Afghanistan schickte.

Dass sich seit dem 11. September in der Friedenspädagogik alles geändert habe, ist ebenso nur höchst eingeschränkt richtig. Friedenspädagogische Zielsetzung war vor und nach dem 11. September 2001 orientiert an zentralen Fragen der Bewahrung des Friedens:

Die Frage nach den Ursachen von Krieg und Gewalt stellt sich unter dem Vorzeichen von zunehmender internationaler terroristischer Gewalt anders als bisher. [...] Deshalb ist die Frage, ob Krieg eine geeignete Maßnahme gegen

den Terrorismus sei, klar zu verneinen und deshalb dürfen Terroristen ohne gerichtliches Verfahren nicht einfach liquidiert werden. Darauf aber läuft jede Form von Krieg gegen den Terrorismus hinaus – ganz zu schweigen von den unausweichlichen Schäden, die jeder Krieg in der Zivilbevölkerung anrichtet. Aufgabe der Friedenserziehung ist es unter dieser Fragestellung zweifellos, die Widerstandskraft der Menschen auch gegen jeden Krieg im Namen der Terrorbekämpfung zu stärken.

Eine andere Folge der Terroranschläge des 11. September sind die radikalen Verschärfungen der „innere Sicherheit“, die viele demokratische Grundrechte der Bürger außer Kraft setzen.

Friedensarbeit heißt, in der Bevölkerung die Bereitschaft zu wecken und zu stärken, sich kritisch mit den Einschränkungen von Grundrechten auseinander zu setzen. [...]

Je mehr Einzelne mit Zivilcourage ihr Recht auf freie Meinungsäußerung und Kritik der deutschen und US-amerikanischen Politik durchsetzen, desto deutlicher wird die Kluft zwischen den Wünschen und Zielen der Basis unserer Gesellschaft und der Politik der Bundesregierung. Ob das reicht, um auf die Politik der Herrschenden Einfluss zu nehmen, kann bezweifelt werden. Aber es wird im Einzelnen etwas bewirken: nämlich das sichere Gefühl, seinem eigenen Gewissen treu geblieben zu sein und sich nicht durch den Mainstream beeinflussen zu lassen. Und das ist dann auch wieder nicht Wenig.

Thesen zur Friedenserziehung im Neoliberalismus

In Heft 1/06 von *et cetera ppf* stand das Thema „Friedenserziehung zu Zeiten des Neoliberalismus“ in Zentrum. Ich steuerte dazu „Thesen zur Friedenserziehung“ bei. Darunter:

These 2: Friedenserziehung ist Erziehung zur Demokratie.

Globalisierung und Privatisierung aller Bereiche des kollektiven und individuellen Lebens zerstören nachhaltig demokratisches Denken und Handeln. Indem der neoliberal organisierte Staat durch Privatisierung immer mehr Verfügungsgewalt über Gemeinschaftsgüter an die frei flottierenden Kräfte des weltweiten Kapitalismus abgibt, verwehrt er den Bürgern und Bürgerinnen essentielle Menschenrechte: das Menschenrecht auf Gesundheit, Freiheit von Hunger, Privatheit der individuellen Lebensgestaltung, Meinungsfreiheit und nicht zuletzt das Recht auf Schutz der Familie für Kinder und Jugendliche und auf Bildung für alle. Er liefert sie dem Profitdenken und -handeln von „Global Playern“ und supranationalen Konzernen/Investoren aus. [...]

Friedenserziehung setzt sich demgegenüber ein für die Erhaltung und den Ausbau der gemeingemeinschaftlichen Bereiche in der Hand des demokratisch organisierten und legitimierten Staates. Und sie setzt sich ein für die Verstärkung der Möglichkeiten für basisdemokratische Entscheidungsprozesse auf allen Ebenen des täglichen Zusammenlebens innerhalb unserer Gesellschaft und innerhalb einzelner Tätigkeits- und Begegnungsfelder.

These 3: Friedenserziehung ist Erziehung zu Solidarität.

Im Kontext von Globalisierung und Privatisierung verändert sich die Gesellschaft grundlegend: die Arbeitslosigkeit steigt unaufhaltsam an und mit ihr die Armut immer weiterer Bevölkerungsschichten. Die Kluft zwischen Reich und Arm wird immer sichtbarer und größer. Der neoliberal orientierte Staat reagiert darauf mit Maßnahmen, die zu immer heftigeren Konkurrenzkämpfen und zur Entsolidarisierung führen. Die Gesellschaft wird zur bloßen „Leistungsgesellschaft“: wer nicht leistet, was von ihm erwartet wird, wird aus der Gesellschaft ausgegrenzt und marginalisiert. Die Zahl der Ausgegrenzten und Marginalisierten wächst, weil der Staat außerstande ist, diesen Menschen ein sinnvolles und würdiges Dasein zu ermöglichen.

Friedenserziehung setzt dieser Entwicklung die Befähigung der Einzelnen zur Solidarität miteinander und mit größeren Kollektiven entgegen. [...]

These 6: Friedenserziehung ist Erziehung zum interkulturellen Dialog.

Die Pädagogisierung der Gesellschaft im Gefolge von Globalisierung und Privatisierung hat auch Einfluss auf den Umgang mit Ausländerinnen und Ausländern, mit deren Kultur und Religion. Um die Gesellschaft möglichst stromlinienförmig zu gestalten, müssen Ausländer und Ausländerinnen in die Mainstream-Gesellschaft „integriert“ werden. [...] Zu diesem Zweck werden pädagogische Programme entworfen, nach denen diese Minderheitengruppe nicht nur deutsch lernen, sondern sich auch die deutsche Kultur – was immer dies sein mag – aneignen soll. Um diese Programme durchzusetzen, muss diese Minderheitengruppe vor allem still und friedlich gehalten werden, jeder Verstoß gegen dieses Gebot kann nach Belieben mit Ausweisung, Abschiebung und sonstigen Strafen geahndet werden. [...]

Friedenserziehung ist in dieser Hinsicht zuerst Menschenrechtserziehung: sie lehnt die neuen flüchtlingsfeindlichen und grundgesetzwidrigen gesetzlichen und administrativen Regelungen grundsätzlich ab und versucht, Menschen und Kollektive im Widerstand dagegen zu bestärken, ihnen Argumente und Methoden an die Hand zu geben, mit deren Hilfe sie sich sowohl als persönlich Betroffene als auch als sich Solidarisierende zur Wehr setzen können.

Sie setzt demgegenüber auf den interkulturellen Dialog: auf das gegenseitige Kennenlernen von kulturellen, familiären, religiösen und sonstigen Besonderheiten unterschiedlicher Menschen aus unterschiedlichsten Ländern. Erst der interkulturelle Dialog ermöglicht eine „Integration“ in unsere Gesellschaft, bei

der die kulturellen und religiösen Eigenheiten der einzelnen Herkunftsländer bewahrt und weiter gepflegt werden können. Der interkulturelle Dialog ist schon deshalb notwendig, weil unsere Gesellschaft faktisch eine multikulturelle ist, in der die ausländischen Mitbürger und Mitbürgerinnen unaufgebare Funktionen und Aufgaben erfüllen.

[...]

These 7: Friedenserziehung ist Erziehung zu globalem Denken.

Im Gegensatz zum Marktbezug des Globalen, wie er die neoliberale Globalisierung der Weltmärkte begründet, zielt Friedenserziehung auf ein globales Denken im Sinne der Bewahrung der „Einen Welt“. Die neoliberale „Globalisierung“ zielt auf die hegemoniale Beherrschung der Märkte aller Länder und damit auf die Zerstörung von lebensnotwendigen ökonomischen und ökologischen Infrastrukturen einzelner nationaler oder regionaler Ökonomien zugunsten kapitalistischer Ausbeutung aller Ressourcen.

Dem setzt Friedenserziehung ein Konzept der Organisation von globalen Beziehungen zwischen den Weltsphären vor allem des industrialisierten Nordens und des landwirtschaftlich geführten Südens entgegen, in dem Gerechtigkeit den Warenaustausch bestimmt: Gerechtigkeit in der Gestaltung der Preise, in der Berücksichtigung der grundlegenden Menschenrechte der arbeitenden Menschen, in der Berücksichtigung ökologischer Verfahren, die die Nachhaltigkeit der Erzeugung von Produkten sichern.

Bundeswehr und Zivilgesellschaft

In Heft 1/2011 von *et cetera ppf* beschäftige ich mich mit der „Rolle der Bundeswehr in der deutschen Zivilgesellschaft.“ Zum Bereich „zivil-militärische Zusammenarbeit“ führe ich aus:

Das Konzept der zivil-militärischen Zusammenarbeit stellt einen eigenen organisatorischen Aufgabenbereich der Bundeswehr dar. Sie hat in jedem Bundesland ein spezielles Landeskommmando eingerichtet, dem in den Landkreisen und kreisfreien Städten jeweils Bezirks- bzw. Kreisverbindungskommandos unterstellt sind. Diese werden in der Regel von Reserveoffizieren geführt, die im öffentlichen Dienst und deshalb jederzeit einsatzbereit sind und ihre Büros direkt in den Rathäusern oder Landratsämtern haben. Ihnen sind je ca. 12 weitere Reservisten zugeordnet. Deren Zahl kann in Krisenfällen schnell durch beliebig viele weitere Reservisten ergänzt werden. Denn das Reservisten-Gesetz von 2005 verpflichtet Reservisten nicht nur zu gelegentlichen militärischen Übungen, sondern auch zu zivilen Einsätzen im Inneren. [...]

Die Aufgabe der zivil-militärischen Zusammenarbeit besteht offiziell in der Beratung von zivilen Entscheidungsträgern, also den Oberbürgermeistern, Landräten und Regierungspräsidenten, bei Fragen des Katastrophenschutzes und in „besonders schweren Unglücksfällen“. Was aber unter Katastrophenschutz und „besonders schweren Unglücksfällen“ zu verstehen ist, bleibt offen. Da allerdings die Bundeswehrkommandeure ihren jeweiligen Bundeswehr-Vorgesetzten gegenüber rechenschaftspflichtig sind, definieren sie den jeweiligen Katastrophen- oder Krisenfall im Sinne der Bundeswehr und enteignen so die zivil dafür Verantwortlichen jeder Entscheidungsmöglichkeit. Das bezieht sich auch darauf, mit welchen Mitteln sie in bestimmten Krisenfällen agieren wollen. Ein Beispiel für dieses Verfahren bieten die Vorgänge um den G8-Gipfel in Heiligendamm: Als Krisenfall werden die zivilen, gewaltfreien Proteste gegen den Gipfel definiert und die Bundeswehr ‚bekämpft‘ sie mit Tornados, Panzern, Hubschraubern und Schnellbooten.

Das heißt: Im Inland führt die zivil-militärische Zusammenarbeit dazu, dass sich die Bundeswehr in den Rathäusern und Landratsämtern der Republik festsetzt, dass sie mit Duldung der zivilen Exekutive bestimmt, wann ihr Eingreifen notwendig ist und mit welchen Mitteln, und dass sie für diese Aufgaben auf eine Armee von Reservisten zurückgreifen kann. [...] Die Grenzen zwischen zivilen Einrichtungen wie der Polizei, der Feuerwehr und anderer Nothilfeorganisationen und Militär werden zunehmend verwischt. [...]

Im Ausland richtet sich die zivil-militärische Zusammenarbeit darauf, dass sich deutsche zivile Hilfsorganisationen und Friedensdienste unter den Schirm des Militärs stellen sollen. Damit laufen sie Gefahr, mit dem Militär identifiziert zu werden und an Glaubwürdigkeit zu verlieren. Dies gilt insbesondere, wenn solche zivile Organisationen als Mediatoren zwischen (militärisch agierenden) Konfliktparteien vermitteln wollen. Der Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Dirk Niebel (selbst 8 Jahre Soldat), droht neuerdings, die finanzielle Förderung von zivilen Hilfsorganisationen von ihrer Bereitschaft zur Unterwerfung unter das Militär abhängig zu machen. [...] Damit werden nicht nur die Entwicklungs-Aufgaben des Ministeriums untergraben, sondern ebenso jegliche Entwicklungs-Bemühungen von in Deutschland angesiedelten zivilen Hilfsorganisationen. Vor allem aber dient die zivil-militärische Zusammenarbeit dazu, den militärischen Einsätzen einen zivilgesellschaftlichen Anstrich zu geben und leichter an militärisch wichtige Informationen heran zu kommen.

Zum Bereich der Selbstdarstellung der Bundeswehr nenne ich Erscheinungen wie die Öffentlichen Gelöbnisse, das Auftreten von Militärmusik in zivilen Zusammenhängen oder im Fernsehen, die Wiedereinführung von Orden für Tapferkeit, die Repräsentanz auf Messen, Volksfesten und bei anderen Events, die Öffnung

von Schulen für Jugendoffiziere und vieles mehr, zuletzt die Einrichtung eines Heldengedenkwaldes bei Potsdam. Damit soll erkennbar werden, dass die Existenz der Bundeswehr als Instrument der deutschen „Sicherheitspolitik“ zur Normalität des zivilen Alltags gehört.

Am Beispiel des Massakers von Kundus lässt sich die Selbstdarstellung der Bundeswehr gut konkretisieren. Obwohl das Fehlverhalten des Oberst Klein offenkundig ist, schießen sich die deutschen Medien schnell auf die von der Bundeswehr ausgegebene Deutung ein, der Oberst habe richtig gehandelt, gegen den Unschuldigen sei ein Diffamierungskampagne im Gange, die Soldaten müssten in ihrem Einsatz geschützt werden, Rechtsunsicherheit greife um sich und wirke sich negativ auf die Kampfbereitschaft aus usw. Dabei bleibt weitgehend unkritisiert, dass das Ermittlungsverfahren der Bundesstaatsanwaltschaft gegen Klein ohne hinreichende Begründung ebenso eingestellt wurde wie das Disziplinarverfahren der Bundeswehr. Klein wurde in der Bundeswehr zum Helden stilisiert und stieg auf der Karriereleiter nach oben. Die Bundesregierung nimmt den Vorfall zum Anlass für die Idee, Straftaten von Soldaten „im Einsatz“ nicht mehr von den üblicherweise dafür zuständigen Staatsanwaltschaften untersuchen lassen, sondern von einer „Sonderstaatsanwaltschaft“, die militärischen Bedürfnissen mit mehr „Sachverstand und Erfahrung“ begegnen soll.

XII Die Arbeitsgemeinschaft Siegerländer Friedensbewegung

Anfang der 1980er Jahre begann die große Zeit der deutschen Friedensbewegung. Sie ging auch an Siegen nicht spurlos vorbei. Zwar gab es damals schon viele kleine Gruppen von Studierenden, Bürgerinitiativen und größere Organisationen, die sich mit dem Frieden beschäftigten, vereinzelt Aktivitäten in der Öffentlichkeit machten und auf Bundesebene tätig waren.

Anfang 1981 taten sich all diese Gruppierungen und Organisationen zusammen und bildeten die „Arbeitsgemeinschaft Siegener Friedenswochen (AGSF)“, später umbenannt in „Arbeitsgemeinschaft Siegerländer Friedensbewegung“. In den 80er Jahren wuchs die AGSF stetig an, 1985 gehörten ihr über 60 Gruppierungen aus Siegen und dem Siegerland an. Später, als die Friedensbewegung in der ganzen Bundesrepublik schwächer wurde, lösten sich auch in der AGSF viele kleinere Gruppen wieder auf, viele größere verselbstständigten sich mehr oder weniger. Aber die AGSF blieb doch in der Lage, aus bestimmten aktuellen Anlässen wie dem Jugoslawienkrieg, dem Afghanistankrieg oder dem Irakkrieg immer wieder schnell und wirkungsvoll viele Menschen auf die Straßen und zu öffentlichkeitswirksamen Aktionen zusammen zu bringen. 2001 richtete sie ihre Geschäftsstelle im neu gegründeten „Zentrum für Friedenskultur“ (ZFK) ein, das hinfort die organisatorischen Belange der AGSF wahrnahm. Eine wichtige Rolle spielte die 1984 gegründete „Gustav Heinemann Friedensgesellschaft e. V.“, die die AGSF ideell und finanziell unterstützte.

Friedenszüge und Kundgebungen am 16. Dezember

Der Mahn- und Gedenktag des 16. Dezember, an dem im Jahr 1944 durch ein Bombardement der Alliierten Siegen zu 75 % zerstört wurde, wurde ab 1981 zum jährlichen Anlass für die Siegener Friedensbewegung, einen großen Schweigezug durch die Innenstadt und eine Kundgebung am Rathausplatz zu organisieren. Es sprachen immer alte Siegener Bürger oder Bürgerinnen als Zeitzeugen, die einerseits die Schrecken der Zerstörung, die Trauer um die hunderte Opfer und die vorausgegangene Verstrickung der Siegener Stadtpolitik und großer Teile der Bürgerschaft in die allgemeine Kriegspolitik wachriefen und andererseits den Ruf „Nie wieder Krieg“ und nach einer friedlichen Welt glaubwürdig untermauerten. Die Schweigezüge und Kundgebungen, an denen in den 80er Jahren bis

zu 4.000 Siegerner Bürgerinnen und Bürger teilnahmen, und in späteren Jahren die vielfältigen Ausstellungen im Rathausfoyer, die gleichfalls viele Besucher gesehen haben, gehören zur Geschichte dieser Stadt und des 16.12. Beim Friedenszug 1981 redete u. a. der Pfarrer i. R. Otto Adam als Zeitzeuge:

Ich liebe diese meine Heimatstadt. Darum teile ich mit Ihnen das schmerzliche Gedenken an ihre Zerstörung vor 37 Jahren. Eine Woge von Erinnerungen überfällt mich, wenn ich auf mein Erleben in dieser Stadt zurückblicke. Einiges davon muss ich hier aussprechen.

Als kleiner Schuljunge erlebte ich auf dem Weg, den Sie jetzt gegangen sind, zum ersten Mal einen politischen Umzug. Hagere Männer, die meisten noch im grauen Rock des soeben überstandenen 1. Weltkriegs, marschierten für die Parole: Nie wieder Krieg! Zu Hause wurden wir belehrt, das seien linke, rote, vaterlandslose Gesellen, Verräter. Das haben wir lange geglaubt.

Als Quartaner erlebten wir einen Lehrer, der sich mit glühendem Eifer bemühte, in uns den Abscheu gegen den Krieg und die Liebe zu Frieden und Versöhnung unter den Völkern zu wecken. Wir achteten ihn, aber wir verstanden seine Sprache nicht, denn unter dem gleichen Schuldach lernten wir wenige Jahre nach der Blutsaat von Ypern und den Stahlgewittern von Verdun – singen: „Kein schöner Tod in dieser Welt, als vor dem Feind zu sterben“. Und wir sangen mit Inbrunst.

Als junger Mann erlebte ich – genau an diesem Platz – den Aufmarsch der braunen Kolonnen. Von einem hohen SA-Führer angeheizt, riefen sie in wohl eingeübten Sprechchören voller Hass gegen die Juden, gegen die Nachbarn im Westen und im Osten, gegen Andersdenkende, gegen die Pazifisten. Wir wissen alle, wie schrecklich diese Saat der Verführung aufgegangen ist. Wenige Jahre später stand ich – kurz nach dem Brandanschlag – vor den Trümmern der Synagoge, erschrocken und angewidert.

6 Jahre später, dicht vor Weihnachten, kam dann der schreckliche Tag, an dem unsere Stadt ein Raub der Bomben und Brandsätze wurde. [...] Die Bilder jener Tage verfolgen mich, so lange ich lebe. [...] Das kann ich nicht schildern, weil es mich übermannt. Das düstere Bild vom Krieg war nun pechschwarz geworden. Es hat mich empfindlich gemacht gegen alles, was Krieg heißt und was zur Vorbereitung neuer grausamer Kriege erdacht, geschaffen und bereitgestellt wird. Dabei war mein Erleben nur ein Steinchen im großen, finsternen Mosaik eines Krieges, der über 50 Millionen Menschen verschlang. Ja mehr. Es ist nur ein Stäubchen gegen die Gräueltat der Vernichtung, die heute ein nuklearer Krieg über uns bringen würde. Wenn ich mir die drohende Multiplizierung der Schrecken auch nur andeutungsweise vorstelle, stockt mir der Atem und das Herz. Dann überfällt mich die Angst. Ich würde mich schämen, wenn ich diese Angst nicht bekäme. [...]

Mir ist Angst ohne Panik lieber als der verzweifelte Mut zum Untergang. Sie setzt Kräfte frei, die sich wehren gegen die Vernichtung und Selbstvernichtung. Sie macht erfinderisch im Suchen nach neuen Wegen, um das Unheil aufzuhalten. Sie schließt unterschiedliche Leute zu gemeinsamem Handeln zusammen. Wenn in der Angst gemeinsame Friedenssehnsucht wächst, in Ost und West, unter Christen und Nichtchristen, dann sage ich tausendmal „Ja“.

Der Aufruf zum Friedenszug 1984 lautete:

1935 – Bunkerbau in Siegen: Viele erwarten den drohenden Krieg. Zu wenige leisten Widerstand.

1944 – Siegen, eine tote Stadt. Alle schwören: Nie wieder Krieg!

1983 – Renovierung der Siegener Bunker für den Atomschlag. Raketenstationierung in der

Bundesrepublik. Soll von deutschem Boden ein neuer Krieg ausgehen?

1984 – Vierzig Jahre seit der Zerstörung Siegens. Lasst uns den Frieden in die eigenen Hände nehmen.

Auch in unserer Region erkennen immer mehr Menschen: Die Mehrzahl der gewählten Politiker und ihre Experten sind nicht bereit, den Friedenswillen der Bevölkerungsmehrheit in einer zukunftsichernden Friedenspolitik zu verwirklichen. Es ist an der Zeit, dass wir den Frieden für uns und unsere Kinder nicht mehr den „Abschreckungspolitikern“ überlassen, sondern in die eigenen Hände nehmen.

„Lasst uns das tausendmal Gesagte immer wieder sagen, damit es nicht einmal zu wenig gesagt wurde. Lasst uns die Warnungen erneuern, und wenn sie schon wie Asche in unserem Mund sind!“ (B. Brecht) [...]

1994, zum 50. Jahrestag der Zerstörung Siegens, sprach der Siegener Theologe Ingo Baldermann. Er sagte unter anderem:

[...] Wir erinnern uns, weil alles sich zu wiederholen droht, wenn wir die Leiden der Opfer vergessen. Seit dem 6. August 1945, dem Tag von Hiroshima, wissen wir, dass künftig wenige Sekunden reichen werden, um eine ganze Stadt auszuglühen. Die Waffen dafür liegen bereit. Wir erinnern uns, um ja nicht den Zusammenhang zu vergessen, in dem das alles stand. Vier Jahre zuvor hatte es Coventry getroffen, und noch ein halbes Jahr früher, im Mai 1940, die Innenstadt von Rotterdam, völlig sinnlos, denn die Verteidiger hatten die Übergabe schon angeboten. Das war das erste Flächenbombardement dieser Art, noch nach Monaten waren die Brände dort nicht völlig gelöscht. Meine Generation hat das miterlebt; wir wissen sehr gut: Wir Deutschen haben diesen Irrsinn angefangen, der dann auf uns zurückschlug. [...]

Das aber, womit es eigentlich anfängt, ist das Wegsehen. [...] Wir, meine Generation, hätten damals sehen können. Wir alle können heute sehen. [...] Wir alle können sehen, dass die Bundesrepublik inzwischen zum zweitgrößten Waffenexporteur der Welt aufgestiegen ist. [...] Die Regel gilt: Wo heute der Rüstungshandel neue Märkte erschließt, geht es morgen los. Wer sehen will, sieht: Waffenexport ist heute Export von Massenmord. [...]

Anders als vor 50 Jahren gehen wir heute Abend zurück in unsere intakten Wohnungen und Kommunikationsnetze. Da ist es warm und wir müssen nicht aus Trümmern zusammensuchen, was uns geblieben ist. Wir können miteinander reden, was für eine Chance! Wir haben noch Zeit, nicht gestundete, sondern geschenkte Zeit, wir können noch einmal anfangen, am Frieden zu bauen.

Gedenkstättenstreit

Die Wiederentdeckung der in den 50er Jahre errichteten Gedenkstätte im Dicken Turm, die lange Jahrzehnte eher einen Dornröschenschlaf führte, regte uns von der AGSF an, über Gedenkstätten des Kriegs nachzudenken. Die im Dicken Turm war ja offensichtlich eher eine Soldaten-Gedenkstätte. Der lakonische Spruch „Verweile – Gedenke“, der über dem Eingang angebracht war, und die Gedenktafeln für die Siegener Bataillone an der Mauer regten bestenfalls zum Gedenken an getötete Soldaten an. Als der ganze Schlossplatz, an dem der Dicke Turm steht, renoviert wurde, schlugen wir deshalb vor, auf der dem Turm gegenüber liegenden Seite ein Deserteurs-Denkmal zu errichten, gewissermaßen als Ergänzung zu der Soldaten-Gedenkstätte. Wir stellten einen förmlichen Antrag an den Stadtrat. Das gab ein Gezeter! Der Stadtdirektor fertigte eilig eine Vorlage, in der er behauptete, der Dicke Turm sei die einzige offizielle Gedenkstätte der Stadt und man könne nicht allen Opfergruppen ein eigenes Denkmal setzen, womit er natürlich beim Stadtrat allgemeine Zustimmung erhielt. Aber wir setzten nach. In einem weiteren Antrag nahmen wir den Gedanken des Stadtdirektors auf und forderten: an den 16 Säulen der Arkaden-Fassade des Unteren Schlosses jeweils Einzeltafeln für einzelne Opfergruppen anzubringen. Auch dieser Vorschlag der AGSF wurde im Rat der Stadt Siegen abgelehnt. Die empfohlene Suche nach einem anderen geeigneten Ort für die Mahn- und Gedenkstätte wurde auf Eis gelegt.

Der Friedensfreund Rolf Plessner fertigte daraufhin tatsächlich 16 schwarze Tafeln in Größe A3 mit den entsprechenden Inschriften an. Ich schrieb eine Broschüre über die Entstehung und mögliche Realisierung der Idee: „Opfer Nationalsozialistischen Terrors. Mahn- und Gedenkstätte am Unteren Schloss Siegen. Ein Vorschlag.“ Nach der Ablehnung dieses Vorschlags, den auch die Grünen unterstützten, weihten wir am 16.12.1997 um 15.05, d. h. unmittelbar nach dem

„Stillen Gedenken“ der Stadt, die (provisorische) Gedenkstätte am Unteren Schloss ein, wurden aber kurze Zeit später aufgefordert, die Tafeln zu entfernen.

Stadtpolitik und Ausstellungen im Rathaus

Der CDU- bzw. SPD-regierten Stadtpolitik gefielen unsere Aktionen überhaupt nicht. Für die Stadtpolitiker waren vor allem unsere Friedenszüge und Kundgebungen zum 16.12.1944 ein gewaltiger Dorn im Auge. Sie hatten sich eine besondere Würdigung des 16.12. als Gegenveranstaltung ausgedacht: Jedes Jahr versammelte der Bürgermeister an diesem Tag um 15.00 Uhr die städtischen Angestellten und sonstige politische Offizielle am „Dicken Turm“, einem Wahrzeichen Siegens. Dort ist eine Gedenkstätte für die Toten des Weltkriegs, ein Gelass im Turm mit Eisengitter davor und eine Plastik des Siegener Bildhauers Kuhmichel, genannt „Die Ausschauende“, eine Frau nämlich, die sinnvoller Weise nach den heimkehrenden Kriegsteilnehmern Ausschau hält. (Kuhmichel hatte sich früher durch eine Zierkassette für die Ehrenbürger-Urkunde der Stadt für Hitler und durch die Schaffung vieler Kriegerdenkmale verdient gemacht.) Und an der am Turm anschließenden Mauer waren mehrere Gusseisentafeln, die an tapfere Siegener Kriegsataillone und ihre Gefallenen für das Vaterland erinnerten. Dort also fand nun das „Stille Gedenken“ der Stadt statt: Das Eisengitter war geöffnet, der Bürgermeister und der Stadtdirektor schritten vor den Augen der stumm Herumstehenden schweigend mit einen Kranz auf das Gelass zu und verschwanden darin. Vom Turm tönte das Glockenspiel, das ausdrücklich zu der Gedenkstätte gehörte, das Lied vom treuen Kameraden, der „an meiner Seite lag, als wärs ein Stück von mir“ und dem ich „die Hand nicht geben konnte, derweil ich eben lad“, bis die beiden wieder aus dem Gelass hervorkamen. Nach fünf Minuten war die Gedenkfeier zu Ende. Nach Jahren meiner Kritik wurde bei dem „Stillen Gedenken“ wenigstens das Abspielen des Soldatenliedes vom Glockenspiel durch wechselnde Kirchenlieder ersetzt.

Nachdem auch in Siegen das Interesse an der Teilnahme an großen Friedensdemonstration zurückgegangen war, bemühten wir uns, aus Anlass des 16.12. jeweils eine Ausstellung im dafür geöffneten Foyer des Rathauses zu organisieren. Das gelang uns einige Jahre lang gegen den Widerstand der CDU-Fraktion, weil wir „renommierte“ Organisationen wie die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit oder die Gustav Heinemann Friedensgesellschaft, auch manchmal die GEW, als Mitveranstalter gewinnen konnten. Das (Ost-) Berliner Friedensmuseum bot uns verschiedene Wanderausstellungen an, die immer vom Leiter des Museums, Jochen Schmitt, persönlich gebracht und aufgestellt wurden, meist noch mit einem fundierten Eröffnungsvortrag.

Zur Ausstellung „Die Wahrheit über den Krieg. Kosovo und die Folgen“ gab es nach dem Abbau einen heftigen Protest des Reservistenverbandes der Bundes-

wehr, veröffentlicht in der Siegener Zeitung. Ich schrieb dagegen einen Leserbrief, der aber, wie die meisten meiner Leserbriefe, von der Siegener Zeitung nicht veröffentlicht wurde. Ich schrieb u. a.:

Das Grundgesetz verbietet unzweideutig jede Form eines Angriffskrieges (was der NATO-Krieg war), das Völkerrecht bindet militärische Aktionen eindeutig an ein Mandat des UN-Sicherheitsrates (das nicht vorgelegen hat). Wenn die Siegener Reservisten das in Zweifel ziehen, sind sie nicht auf der Höhe der bundesweiten und internationalen Diskussion, sondern realitätsferne Träumer.

Mit der Ausstellung wollten wir die Diskussion darüber anregen, was im Vorfeld der NATO-Angriffe falsch gemacht wurde und welche Alternativen es gegeben hätte. Die Ausstellung zeigt die Gräueltaten, die Soldaten in Kriegen anrichten bzw. angerichtet haben. Da gibt es nichts zu beschönigen! Beleidigt es die Siegener Reservisten, wenn eine Ausstellung die traurig-triviale Wahrheit zeigt, dass unter der Waffengewalt, die von Soldaten im Krieg ausgeübt wird, auch (und vor allem) Zivilpersonen, unter ihnen Kinder, sterben? Außer den Reservisten gibt es niemanden, der das bestreitet! [...]

Angesichts solchen soldatischen Einsatzes erscheint mir die Selbstbeweihräucherung der Siegener Reservisten, dass sie „mit ihrem Leben für die Bundesrepublik und die Völkergemeinschaft eintreten“, eher zynisch. Und ich bin froh, dass sie – wenigstens vorläufig – keine Gelegenheit dazu haben. [...]

Ich sehe die [Ausstellung] als einen Beitrag zur Entwicklung einer Friedenskultur in unserer Stadt. [...] Das agitatorische Geschrei der Reservisten passt nicht in eine solche Friedenskultur.

Eine andere Ausstellung hatte den Titel „Ich habe den Krieg gezeichnet“, mit Kinderzeichnungen aus verschiedenen europäischen Kriegen. In der Einführung zu dieser Ausstellung referierte ich u. a. einige harte Fakten:

- Im letzten Jahrzehnt kamen auf ca. 65 Kriegsschauplätzen über 2 Millionen Kinder ums Leben.
- 6 Millionen erlitten in Kriegshandlungen schwerste und nicht revidierbare Verletzungen.
- 10 Millionen erlitten schwerste psychische Schäden.
- Der Irakkrieg und das auf ihn folgende Embargo kostete 1 Million Menschen, darunter 500.000 Kinder das Leben.
- 30 Millionen Kinder leben heute in Kriegsgebieten. [...]
- In 26 Ländern dienen Kinder unter 15 Jahren als Soldaten.
- 300.000 Kinder nehmen aktiv an Kriegshandlungen teil.
- ca. 26.000 Kinder fallen pro Jahr Minen zum Opfer.

- Alle zwanzig Minuten tritt irgendwo in der Welt ein Mensch auf eine Mine. alle 90 Minuten ist das ein Kind. [...]
- ca. 20 Millionen Kinder sind auf der Flucht aus Kriegsgebieten, von denen allerdings nur 7 Millionen aus dem Heimatland in ein anderes Land fliehen.

Auch bei dieser Ausstellung gab es Ärger, diesmal mit dem Bürgermeister selbst, ein SPD-Mann. Wir hatten, den Besuch von Schulklassen erwartend, an eine Säule im Ausstellungsraum ein Plakat gehängt, das die Kinder und Jugendlichen einlud, ihre Eindrücke von den Kinderbildern aufzuschreiben. Die Einträge, die sie machten, gefielen dem Bürgermeister nicht und er ließ das Plakat, ohne uns zu fragen, abreißen: Ich beschwerte mich darüber und kündigte an, wir würden jetzt ein Plakat anbringen, das seine Zensur öffentlich machte. Das Plakat hatte den Wortlaut:

An dieser Stelle befand sich eine Meinungswand, auf der die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung „Ich habe den Krieg gezeichnet“ sich frei äußern konnten. Der Siegener Bürgermeister ließ die Meinungswand entfernen und vernichten, weil ihm einige Äußerungen missfielen. Der Willkürakt des Bürgermeisters steht im Widerspruch zu Demokratie und Menschenrecht! Aktionsgemeinschaft Siegerländer Friedensbewegung (AGSF)

Dieses Plakat traute er sich nicht mehr abhängen zu lassen. Aber es war das letzte Mal, dass wir im Rathaus ausstellen konnten.

XIII Zentrum für Friedenskultur (ZFK)

Eröffnung des ZFK

Die Zeit der Friedens-Kongresse war also vorbei, die Durchführung der Friedens-Karawane war gescheitert. Wir wandten uns der Arbeit im Zentrum für Friedenskultur in Siegen zu, das wir im Herbst 2000 gegründet hatten. Es wurde mit vielen Erwartungen am 16.12., dem Gedenktag der Zerstörung Siegens, offiziell eröffnet. Ich sagte zur Eröffnung u. a.:

Von der Friedensbewegung zur Friedenskultur [...] meint nicht etwa: dass die Zeit der Friedensbewegung jetzt hinter uns liegt und wir uns der Friedenskultur zuwenden. Es meint vielmehr, dass die Siegener Friedensbewegung in der Konzentration auf Fragen einer Friedenskultur in unserer Stadt sich ein neues Aufgabenfeld erschließt, ohne die alten Aufgaben deshalb zu vernachlässigen. Das wird nirgendwo anschaulicher als an der Ausstellung ‚Die Wehrmacht – Das Schwert der Nazis‘, die die Arbeitsgemeinschaft Siegerländer Friedensbewegung aus Anlass des 16.12. im Rathaus Siegen zeigte. [...] Dass [die Stadt] unterdessen zum vierten Mal das Rathausfoyer für eine Ausstellung der AGSF zur Verfügung stellt, ist bereits fester Bestandteil einer Friedenskultur, die sich im Rathaus unserer Stadt realisiert. [...]

Auch die jährlichen Schweigezüge zum Gedenktag des 16.12. rechnete ich zur städtischen Friedenskultur mit ihren Kundgebungen, die neben das Gedenken immer auch den Blick auf die Gegenwart und die Zukunft öffneten. Und ich erinnerte u. a. an die internationale Friedensinitiative der Mayors for Peace, die vom Bürgermeister von Hiroshima ausging, und der die Stadt Siegen unter der Bürgermeisterin Hilde Fiedler beigetreten war.

Damit schließt die Arbeit im ZFK an die Forderungen und Zielsetzungen der „UNO-Dekade für eine Kultur des Friedens und Gewaltlosigkeit zu Gunsten die Kinder der Welt“ an, die mit dem Jahr 2001 beginnt und sich bis zum Jahr 2010 erstrecken soll. [...] Es stünde unserer Stadt gut an, wenn sie mit der Unterstützung dieses Zentrums einen aktiven Beitrag zur Umsetzung dieser UNO-Dekade leisten würde.

Eine Menge alter Friedensstreiterinnen und -streiter waren anwesend. Ingo Baldermann von der Gustav Heinemann Friedensgesellschaft sprach davon, dass künftig diese Gesellschaft in den Räumen des ZFK tagen werde. Die Gruppe „Alter Aktiv“ richtete sich von Anfang an mit ihren Computern bei uns ein. Wir begannen mit der Ausbildung von Jugendlichen an den Computern, damals noch hochmodern und begehrt, um sie zu befähigen, ältere Menschen in die Computer-Technik einzuweisen. Wir waren die Ersten, die solche Kurse in unserer Region anboten – und wir fanden viel Nachahmer von „Jung und Alt im Internet“.

Ich führte im ZFK regelmäßig Seminare für Studierende zu Themen der interkulturellen Erziehung und der interkulturellen Zusammenarbeit in der Stadt durch, kam dadurch in Verbindung mit dem Integrationsrat und vielen Migrantengruppen, die ich in meine Seminare einlud. Ich war erstaunt, wie viele solche Gruppen es allein in Siegen gab.

Bernhards Rede am 18. September 2001 in Siegen

Der 11. September 2001 war ein Schicksalstag der Weltgeschichte. Der 18. September 2001 wurde zu Bernhards und meinem „Schicksalstag“. In New York stürzten die Türme des World Trade Centers unter dem Anflug einer von fremder Hand gesteuerten Passagiermaschine ein, zeitgleich stürzte ein anderes Flugzeug in das Pentagon. Das Pentagon war der militärische Mittelpunkt der US-amerikanischen Weltmacht, das World Trade Center der wirtschaftliche. Schlimmer als an diesen beiden symbolisch belasteten Orten konnte man die Weltmacht nicht treffen. Wahrscheinlich deshalb schien sofort klar, dass die Attentäter nur islamistische Terroristen sein konnten, obwohl auch ziemlich bald erhebliche Zweifel an dieser Theorie auftauchten. Umgehend rief der US-amerikanische Präsident den „Krieg gegen den Terrorismus“ aus und griff Afghanistan militärisch an, wo er das Nest des „Internationalen Terrorismus“ vermutete. Der deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder verkündete ebenso umgehend die „uneingeschränkte Solidarität“ mit den USA. Wir vom ZFK errichteten vor unseren Schaufenstern am gleichen Tag eine provisorische Gedenkstätte mit Kerzen und Blumen und einem entsprechenden Trauer-Plakat. In den folgenden Tagen legten viele Menschen dort Blumen nieder und stellten weitere Kerzen auf.

Eine Woche später, am 18. September 2001, organisierte die Schülervertretung der Bertha-von-Suttner-Gesamtschule eine Demonstration und Kundgebung auf dem Unteren Schlossplatz, an der schließlich über 3.000 Schüler und Schülerinnen teilnahmen. Sie baten Bernhard, der als Lehrer an der Bertha-von-Suttner-Gesamtschule tätig war, eine Rede zu halten. Sie nannten ihn „Peaceman“, weil sein Friedensengagement in ganz Siegen bekannt war.

Die Rede, in der er die USA vor dem unmittelbar bevorstehenden „Krieg gegen den Terror“ warnte und die Schüler aufforderte, sich für den Frieden einzuset-

zen und ggf. den Kriegsdienst zu verweigern, wurde stark beklatscht. Diese Rede war der Auslöser einer ungeheuerlichen Hetzkampagne, an der sich als erster der Schulleiter Karbach, ein SPD-Mitglied beteiligte, der den Schülern geraten hatte, Bernhard um die Rede zu bitten. Ihm schlossen sich die SPD, die GRÜNEN und die CDU an, an ihrer Spitze Paul Breuer, CDU-Bundestagsabgeordneter, der ihn bezichtigte, „fünftes Rad am Wagen des internationalen Terrorismus“ zu sein. Der GRÜNE Landtagsabgeordnete Johannes Rimmel, der sich kurz zuvor noch damit gebrüstet hatte, dem ZFK Landesmittel für ein Projekt zur friedlichen Konfliktbearbeitung vermittelt zu haben, beteiligte sich an der Kampagne gegen Bernhard genauso wie der regionale DGB-Vorsitzende Willi Brase (SPD). Die BILD-Zeitung brachte die Schlagzeile „Lehrer greift Amerika an!“ auf der ersten Seite, alle Zeitungen berichteten mehr oder weniger hämisch. Bernhard wurde mit sofortiger Wirkung von Dienst suspendiert und von der Schulbehörde der Indoktrination von Schülern und der Störung des Schulfriedens bezichtigt. In der GEW-Ortsvereinszeitung erfolgte eine ausdrückliche Distanzierung von dem GEW-Mitglied Bernhard und vom ZFK, der GEW-Kollege Reiner Jung schrieb eine denunziatorische Anklage über den unerträglichen Unfrieden, den der längst vom Schuldienst Suspendierte im Lehrerkollegium anstifte. Auch die Gustav Heinemann Friedensgesellschaft, mit der wir bisher ausgezeichnet zusammengearbeitet hatten, distanzierte sich vom ZFK.

Die Kampagne richtete sich gegen Bernhard persönlich, aber auch direkt gegen das ZFK und seine plötzlich unerwünschte Friedensarbeit. Das Projekt „Friedliche Konfliktbearbeitung und BürgerInnen-Beteiligung in Siegen“ war erstmalig im Jahr 2001 vom Land NRW gefördert worden und außerordentlich erfolgreich verlaufen. Nach Bernhards Rede wurde die weitere Auszahlung der Fördermittel rechtswidrig gestoppt. Federführend war das NRW-Umweltministerium unter der Leitung der GRÜNEN Politikerin Bärbel Höhn. Bei meinen zahlreichen Anrufen im Umweltministerium wurde ich solange an die „nächst höhere Stelle“ verwiesen, bis ich im Vorzimmer der Ministerin gelandet war, wo man mich wieder an eine untergeordnete Dienstperson im Ministerium verwies. Auf diese Spielchen wollte ich mich nicht länger einlassen.

Auf Vermittlung eines GRÜNEN Kreisverbandes erhielten Bernhard und unser Freund und Mitarbeiter Dragan Jovanovic die Gelegenheit, am Rande eines Parteitages mit der Umweltministerin Bärbel Höhn zu sprechen. Bernhards und Dragans freundliche Fragen nach der Rechtsgrundlage und der Angemessenheit ihrer Handlungen regte die Ministerin dermaßen auf, dass sie aufsprang und den Raum verließ. Ihr Justitiar zuckte mit den Schultern, und die Sprecherin des Kreisverbandes meinte kopfschüttelnd: „Sie kommt mit jedem dickköpfigen Bauern zurecht, warum nicht mit euch?“

Vier Jahre später sprach uns das Verwaltungsgericht Düsseldorf die zurückgehaltenen 30.000 Euro nebst Zinsen zu. Eine späte Genugtuung, die ein wenig

darüber hinweg tröstete, dass uns durch die Willkürhandlung der Landesregierung die Fortführung des auf fünf Jahre angelegten Projektes „Zivile Konfliktbearbeitung und BürgerInnen-Beteiligung“ unmöglich gemacht worden war, was für uns den Einnahmeverlust von 200.000 Euro bedeutete. Der Ruf des Zentrums für Friedenskultur aber blieb in der Stadt und in der Umgebung beschädigt.

Unser Freund und Mitstreiter in der Siegener Friedensbewegung Edgar Weiß, damals Pressesprecher des ZFK, schrieb ein Buch: „Der ‚Fall Nolz‘ oder: Die aktuelle Gestalt des verordneten Antipazifismus. Dokumentation der Kampagne gegen einen Lehrer und eine Einrichtung zur Friedensförderung“. In seinem Buch lässt Edgar die Betroffenen und Mitarbeiter des ZFK ausführlich zu Wort kommen. Er analysiert die ganze Kampagne unter der Perspektive des Antipazifismus. Hans Rüdiger Minow drehte den Film „Siegen an der Heimatfront“ im Auftrag des WDR. Auch er dokumentiert einzelne Stellungnahmen und entlarvt vor allem in ausführlichen Interviews mit den Gegnern deren an den Haaren herbei gezogenen Argumente. Der Film wurde allerdings nie gesendet. Minow verlor seine Beschäftigung als freier fester Mitarbeiter beim WDR.

In einer öffentlichen Stellungnahme sagen wir u. a.:

Vermittlungsversuche vom Vorstand des Aachener Friedenspreises, der im Jahr 2002 Bernhard Nolz den Friedenspreis verleiht, bleiben ebenso unbeantwortet wie der Vorschlag des NRW-Landesverbandes der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) für ein gemeinsames Gespräch.

Schon lange vorher war im politischen Machtzentrum Nordrhein-Westfalens die Entscheidung gefallen, Bernhard Nolz für seine Rede zu bestrafen und sich einer lästig gewordenen Einrichtung zur Friedensförderung zu entledigen. [...] Man kann sich denken, was MP Clement an der Rede von Nolz aufgeregt hatte. Eine Kernaussage lautete: „Krieg darf nicht länger Mittel der Politik sein.“ Eine solche öffentliche Aussage – entnommen dem damals geltenden Erlass zur Friedenserziehung in den Schulen des Landes Nordrhein-Westfalen – kann der Ministerpräsident eine Woche nach den Anschlägen von New York nicht ertragen. Hatte doch gerade sein Parteichef und Kanzler Gerhard Schröder die „uneingeschränkte Solidarität“ mit den USA ausgerufen.

Es muss aufgedeckt werden, mit welchen Mitteln und Methoden die nordrhein-westfälische Landesregierung (SPD/GRÜNE) die Friedensarbeit in Siegen dergestalt behindert, dass es an die Existenz des gemeinnützig wirkenden Zentrums für Friedenskultur geht. [...] Auch Ministerpräsident Peer Steinbrück (SPD) – obwohl er einen neuen Politikstil versprach – setzt den „Krieg“ gegen das Friedenszentrum in Siegen fort.

Eine Eingabe von Bernhard Nolz lässt die Düsseldorfer Staatskanzlei seit 18 Monaten unbearbeitet. Regierungs-Kalkül schien es zu sein [...], dass man mit den überzogenen Maßnahmen gegen den Lehrer Bernhard Nolz ein Exempel

statuieren konnte, um die Lehrerschaft einzuschüchtern und ihren Widerstand gegen zukünftige Regierungs-konforme Friedensinterpretationen und andere Zumutungen klein zu halten.

Zur politischen Handhabung der pazifistischen Rede von Bernhard Nolz besann sich die Landesregierung auf das Instrument der Berufsverbote aus den 80-er Jahren und warf ihm vor, gegen das Gebot der politischen Zurückhaltung verstoßen zu haben. Das Zitieren aus einem offiziellen Friedenserziehungserlass wird zu einem Dienstvergehen umgedeutet. [...]

Als Regierungspräsident und Dienstvorgesetzter von Bernhard Nolz trägt Wolfram Kuschke (SPD) die Verantwortung für die überzogenen Maßnahmen gegen den Gesamtschullehrer. Von seinem Behördensitz Arnsberg aus hatte er sich ganz auf die gezielten Intrigen der beiden Siegener Gesamtschulleiter Walter Karbach (SPD) und Joachim Pfeifer (SPD) verlassen. Auch scheint er den Falschmeldungen der Siegener Zeitung mehr Glauben geschenkt zu haben als dem ihm vorliegenden Redemanuskript.

Es kommt ihm nicht in den Sinn, den Lehrer Nolz, den er noch vor kurzem wegen seiner Friedensarbeit offiziell belobigt hatte, vor den ungeheuerlichen Diffamierungen des Siegener CDU-Politikers Paul Breuer zu schützen.

Vielmehr beginnt Kuschkes Behörde die disziplinarrechtlichen Ermittlungen gegen den Lehrer Nolz auf das Zentrum für Friedenskultur auszudehnen. In diesem Zusammenhang lässt Kuschke es zu, dass Nolz vom Arnsberger Justiziar eines Dienstvergehens geziehen wird, weil er sich nicht von Äußerungen seines Lebenspartners Wolfgang Popp distanziert hätte. In früheren ungunstigen Zeiten nannte man das Sippenhaft.

Im August 2002 wird das Disziplinarverfahren gegen Bernhard Nolz von der Bezirksregierung Arnsberg eingestellt. Aber da ist der Friedenspädagoge schon wegen „Störung des Schulfriedens“ ins Sauerland zwangsversetzt worden. [...]

Die Strafversetzung war der alles verändernde Einbruch im Leben eines begeisterten und begeisternden Lehrers, von dem er sich nie mehr richtig erholen sollte. Zwar wurde er vom Schulleiter in Kierspe mit offenen Armen empfangen: „Genau so einen wie Sie brauchen wir hier!“ Zwar fand er neue Freundinnen und Freunde in seinem neuen Kollegium, aber sein altes Selbstvertrauen und seine Selbstsicherheit als Lehrer gewann er nicht eigentlich wieder zurück. Und dennoch entschädigten uns in gewisser Weise die beiden Preisverleihungen an Bernhard: des Aachener Friedenspreises und des Zivilcourage-Preises der Solbach-Freise-Stiftung, die zur Folge hatten, dass wir viele neue Freundinnen und Freunde fanden.

Interkulturelle Arbeit

Ab 2001 organisierte das ZFK immer wieder verschiedene Formen der Zusammenarbeit zwischen zugewanderten ausländischen Mitbürgern und Bürgerinnen und gebürtigen Siegerländerinnen und Siegerländern, Begegnungsabende zwischen Menschen verschiedener Ethnien, Völker oder Völkergruppen. So wählten wir am Beginn aus gegebenem Anlass das Thema: „Kinder und Krieg auf dem Balkan“. Es kamen Augenzeugen aus Siegen zu Wort, die Erfahrungen über die Situation von Kindern in Kriegsgebieten des Balkan haben, Erfahrungen über mögliche nachhaltige Traumatisierungen von eigenen oder auf dem Balkan gebliebenen Kindern von Verwandten oder Nachbarn. Und wir wollten uns mit Hilfe eines Referats Kenntnisse verschaffen über das Ferien-Programm für Kinder aus Kriegsgebieten, das das Komitee für Grundrechte und Demokratie alljährlich durchführt, und darüber diskutieren, wie wir selbst zu diesem Programm beitragen können. Der Begegnungsabend war die Keimzelle für weitere Zusammenkünfte unterschiedlicher Migrantengruppierungen und für die gemeinsame Entwicklung eines interkulturellen Informationsperiodikums, das später unter dem Namen „Panorama“ realisiert wurde.

Projekt: Jugend interkulturell

Das fand seinen Höhepunkt im Jahr 2007 mit „Jugend interkulturell“, einem Projekt zur Integration von unterschiedlichen Jugendkulturen und zum interkulturellen Dialog zwischen den Generationen, das vom Land NRW gefördert wurde.

Dabei kam es vor allem darauf an, in den Jugendlichen, die in der Mehrzahl aus prekären Familienverhältnissen kommen oder gar kein festes Zuhause mehr haben, die Bereitschaft zu solidarischem Handeln zu wecken und ihnen Perspektiven für eine sinnvolle Lebensgestaltung zu vermitteln. In diesem Sinne waren die Angebote und Aktivitäten im Projekt orientiert an dem Bemühen, den spezifischen und berechtigten Bedürfnisse der angesprochenen Jugendlichen, die zum Teil aus Einwandererfamilien, zum Teil aus deutschen stammen, einerseits Geltung und Freiraum zu bieten, andererseits nach Möglichkeiten des gemeinsamen Handelns und der Schaffung einer gemeinsamen Jugendkultur zu suchen und damit vor allem den interkulturellen Dialog zu vertiefen.

Einzelne Projektelemente waren u. a.:

Der „Freiraum“ für Jugendliche und der Jugendrat

Jugendliche haben einen besonderen und berechtigten Anspruch darauf, ihre Lebenspraxis und Lebenszukunft in der Gegenwart selbstständig zu suchen, auszuprobieren und zu entwickeln. Dies gilt vor allem für Jugendliche im Alter zwischen 16 und 18 Jahren, in denen sie die Erfahrung des Wechsels von der

Schule in die Arbeitswelt bzw. ins Studium machen, die häufig mit großen Verunsicherungen und Selbstzweifeln verbunden ist, woraus ebenso häufig massive Störungen des Verhaltens gegenüber dem gesellschaftlichen Zusammenleben resultieren können. In dieser Situation brauchen Jugendliche einerseits Freiraum, um sich selbst zu finden, andererseits die sanktionsfreie Kommunikation mit andere Jugendlichen, die ähnliche Probleme haben. Aber auch die jungen Menschen zwischen 16 und 25 Jahren haben spezifische Bedürfnisse und Ansprüche, sie suchen nach einer besonderen Beheimatung in der Gesellschaft und in der Politik, sie stehen je älter desto mehr vor der Frage des Umgangs mit dem je anderen Geschlecht, der individuellen Gestaltung ihrer privaten Lebenszukunft, der Übernahme von Verantwortung im gesellschaftlichen Leben.

Im Projekt Jugend interkulturell wird ihnen der entsprechende „Freiraum“ eröffnet, sowohl materiell in der Bereitstellung von Räumen im Zentrum für Friedenskultur, als auch geistig durch das Angebot einer Vielzahl von „Events“, die sie selbst planen und verantworten können. Diese Angebote sollen ihnen Gelegenheit geben, sich persönlich kennen zu lernen und sprachlich zu verständigen und dabei etwas über die kulturellen Besonderheiten der Einzelnen zu erfahren, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu besprechen und mit ihnen produktiv umzugehen, gemeinsame Projekte zu entwickeln und zu realisieren, dabei die Erfahrung zu machen, dass Solidarität dem/der Einzelnen Kraft im Bewältigen seiner/ihrer individuellen Probleme geben kann, Erfahrungen des eigenen Selbstwertes und der Selbstachtung sowie Respekt gegenüber anderen zu machen.

Es entstanden verschiedene Gruppen, die sich regelmäßig trafen z. B.: Der Künstlertreff, in dem sich Jugendliche verschiedener Herkunft zusammentaten, um sich gemeinsam mit Kunst zu beschäftigen und sich in ihrem eigenen Kunstschaffen gegenseitig kritisch auseinanderzusetzen und zu bestärken. Sie erstellten eine eigene Broschüre, in der sie ihre Arbeiten vorstellten. Die Musikgruppe türkischer und deutscher Jugendlicher, die sich allsonntäglich gegenseitig das Musizieren auf türkischen Traditionsinstrumenten beibringen. Der Trommelkurs, in dem Anfänger und Fortgeschrittene unter Anleitung von afrikanischen Jugendlichen das Trommeln lernen. Die „Antimobbing-Gruppe“, in der Jugendliche unter fachlicher Anleitung ihre Mobbing Erfahrungen austauschen und nach Wegen suchen können, aus aktuellen Mobbing Situationen herauszukommen.

Einen anderen Schwerpunkt im Mai bildete die Ausstellung „Kinder und Jugendliche – mit der Reichsbahn in den Tod“. Sie stellt Bilder und andere Dokumente von jüdischen Kindern und Jugendlichen dar, die während der Nazizeit deportiert wurden. Ein Höhepunkt dieser Ausstellung war dann die Veranstaltung mit der Zeitzeugin Edith Erlich, die selbst von den Nazis in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert worden war und ihre Erlebnisse anschaulich und erschütternd schilderte.

Im September beteiligte sich der Jugendrat an der Ausstellung „HOKISA – Homes for Kids in South Africa“. Sie veranschaulicht ein Projekt in Südafrika: die Einrichtung eines Heims für Kinder, die von Aids betroffen sind, in einem „Township“ in der Nähe von Kapstadt. Da sie in den Räumen gezeigt wurde, in denen sich die Jugendlichen gern aufhalten, wurde sie von vielen gesehen und regte zu lebhaften Diskussionen über die Ausbreitung der Krankheit speziell im südlichen Afrika und über den eigenen Umgang mit ihr an. Unterstützt wurden diese Diskussionen durch geeignetes Informationsmaterial der Siegener Aids-hilfe. Im Rahmen dieser Ausstellung las der Jugendschriftsteller Lutz van Dijk aus seinem Jugendroman „Themba“, der das Leben eines Jungen im Township und seine Karriere zum Fußballstar schildert.

Ein dritte Ausstellung organisierte der Jugendrat im November im Orientraum: „Das Leben der Jahalin-Beduinen“. Sie zeigt das kümmerliche Dasein, aber auch die Erfolge einiger Projekte zur Selbsthilfe von Jahalin-Beduinen, die sich auf einem Hügel in der Nähe von Jerusalem angesiedelt haben. Bei der Eröffnung der Ausstellung schilderte Katrin Vogler, MdB/DIE LINKE, dieses Leben anschaulich und berichtete vor allem über Hilfen zur Selbsthilfe, die von einer Friedensfachkraft des Bundes für Soziale Verteidigung dort seit zwei Jahren geleistet werden. Der Vortrag löste vor allem bei arabischen Jugendlichen intensive Diskussionen über das Verhältnis zwischen Juden und Arabern in Israel und in den palästinensischen Gebieten aus. Sie konnten erfahren, dass die Selbsthilfe der dort lebenden arabischen Beduinen ein wichtiger Beitrag zum friedlichen Zusammenleben ist. Auch zu dieser Ausstellung wurde von den Jugendlichen eine kleine Broschüre zusammengestellt. In diesem Zusammenhang stand auch ein Vortrag der Siegener Friedensaktivistin Elisabeth Engel im Café fair, die von ihren Erfahrungen bei einer Palästina-reise im Jahr 2007 berichtete und dies durch Bilder anschaulich machte.

Aktionstage im Rahmen des Jugendforums: Wir haben Rechte!

In den Aktionstagen des Jugendforums diskutierten die Jugendlichen mit Fachleuten über verschiedene Problemfelder, in denen sie ihre Rechte beschnitten sehen und verwirklichen wollen. Dabei ging es um sehr heiße Themen, bei denen die Interessen der Jugendlichen hart mit den gesellschaftlichen, rechtlichen oder politischen Vorgaben kollidieren. In diesen Situationen ging es oft darum, Kompromisse zu finden, die für alle Beteiligten akzeptabel sind. Daraus entwickelte sich eine Kontaktstelle, die Beschwerden Jugendlicher über Polizei und Verwaltung aufnahm, um zu ausgleichenden Lösungen zu kommen.

Das Dunkelcafé – Lernort für Inklusion

Besonderer Beliebtheit bei den Jugendlichen erfreute sich das „Dunkelcafé“.

Das „Dunkelcafé“ ist ein Raum, in dem völlige Dunkelheit herrscht und in dem ein blinder deutsch-ägyptischer und ein deutscher blinder junger Mann arbeiten. Hier machen die Besucherinnen und Besucher eindringliche Erfahrungen über die Erlebnisweise und Weltsicht von blinden Menschen. Darüber hinaus macht das Frühstück oder Kaffeetrinken in totaler Dunkelheit besonderen Spaß, weil die Einzelnen merken, wie sehr sie auch in ganz gewöhnlichen Verrichtungen von ihrem Augenlicht abhängig sind. Sie sind allein auf Sprache angewiesen, um sich zu verständigen und erfahren dabei, wie wichtig dies für ihr tägliches Leben ist. Die beiden Blinden bieten im Dunkelcafé auch vielseitige Spiele an, in denen die Besucher und Besucherinnen Erfahrungen machen können, wie wenig ausgebildet ihre übrigen Sinnesorgane sind: etwa der Hörsinn, der Geruchssinn, der Tastsinn, in dem sie Geräusche, Gerüche oder Gegenstände verschiedenster Art erraten müssen.

Das Dunkelcafé ist auf Initiative von Jan Meyer-Krügel entstanden, der von 2006 an die Jugendprojekte des Vereins leitet. Fünf Jahre zuvor war er durch einen Unfall erblindet und hatte seine rechte Hand verloren. Mit Kreativität und Beharrlichkeit sorgt er für den Ausbau und die Weiterentwicklung des Dunkelcafés.

Heute, nach zehn Jahren, ist das Dunkelcafé ein anerkannter Bildungs- und Lernort für Inklusion, der jedes Jahr von Tausenden von Kindern und Jugendliche aus den Förderschulen und den allgemeinbildenden Schule sowie den Berufsschulen besucht wird. Hinzu kommen Gruppen aus Krankenpflegeschulen, kirchliche und freie Jugendgruppen, Kindergartengruppen und Studierendengruppen sowie Betriebsgruppen, Vereine und Clubs. Neben dem Dunkelraum-Erlebnis werden Parcours mit Blindenstock und Augenbinde und eine Einführung in die Blindenschrift mit praktischen Übungen angeboten.

Außerdem führt das Dunkelcafé-Team, zu dem auch der geburtsblinde Ashraff Salem sowie Petra Kölsch, die für Marketing und Werbung verantwortlich ist, gehören, Projekttag zu den Themen Behinderung und Inklusion an Schulen durch. Als höchste Anerkennung der Jugendarbeit wertet Jan es, wenn Kinder und Jugendliche ihre Geburtstagsfeiern ins Dunkelcafé verlegen.

Parallel zum Bildungs- und Lernort hat Jan die Einrichtung eines Dunkelrestaurants voran getrieben. Das „Dinner in the Dark“ ist mit einem unterhaltenden Bildungsprogramm verknüpft. Das Speiseangebot reicht von der Pizza bis zum 3-Gänge-Menü, ergänzt von einem reichhaltigen Getränkeangebot. Die Gäste kommen von nah und fern, denn unser Dunkelrestaurant gehört zu den Bestbewerteten in Deutschland.

Mal dir den Frieden

Eine Aktion der „Mayors for Peace“, einer internationalen Organisation von Bürgermeistern gegen die Atomwaffen, der Siegen im Jahr 1996 auf Betreiben der AGSF beigetreten war, regte 2004 die AGSF und das ZFK an zu einer gemeinsamen Aktion mit der Friedensbewegung in der Partnerstadt Siegens in England, Leeds, zum Hiroshima-Gedenktag, den 6. August 2004:

Wir unterstützen die Dringlichkeitskampagne ‚2020 Vision‘ der ‚Mayors for Peace‘, die die Bürgermeister von Hiroshima und Nagasaki initiiert haben. Ziele der Kampagne sind die verbindliche Vereinbarung eines Zeitplans für die Abschaffung aller Atomwaffen bei der Konferenz zur Überprüfung des Atomwaffensperrvertrags (NVV) im April 2005, der Abschluss einer Atomwaffenkonvention auf der Überprüfungskonferenz 2010 und die atomwaffenfreie Welt bis 2020. Diese Kampagne werden wir in unseren Städten bekannt machen und für ihre Unterstützung werben. In diesem Rahmen werden wir uns an der Aktion ‚Mal dir den Frieden‘ in unserer Stadt beteiligen.

Erfolgreich war die Teilnahme an der internationalen Kampagne: „Friedenstücher zur Welt-Abrüstungskonferenz der UNO 2005“: Kinder, Jugendliche und Erwachsene bemalten bunte Tücher mit Friedens-Ideen. Zur Kundgebung am 16.12. kam ein Vertreterin aus Leeds mit vielen dort angefertigten Tüchern, die wir zusammen mit den in Siegen gemalten rechtzeitig nach New York schickten.

Mauer zwischen Israel und Palästina

Im Herbst 2005 setzte sich die Siegener Friedensbewegung verstärkt mit dem Bau einer über 700 km langen Sperranlage zwischen Israel und der palästinensischen Westbank auseinander. Die Arbeitsgemeinschaft Siegerländer Friedensbewegung (AGSF) brachte an der Fassade des Hauses Kölner Straße 11, dem Sitz des ZFK, ein 7 m hohes und 3 m breites Tuch an, das die Höhe der Mauer symbolisieren sollte und entsprechend beschriftet war. Es stammte von Pax Christi. Es erregte großes Aufsehen in der Fußgängerzone und heftige Diskussionen unter den Passanten. Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) warf uns Einseitigkeit vor und meinte, Israel vor diesem Angriff in Schutz nehmen zu müssen. Darauf hin organisierte die AGSF eine Podiums-Diskussion, bei der Uwe Trittmann von der Evangelischen Akademie Iserlohn die Position der Israelkritiker vertrat und Ingo Baldermann diejenige der GCJZ. Baldermann hatte einen schweren Stand, er hatte die Mehrheit der zahlreich Anwesenden gegen sich. Bei allem Verständnis für die Geschichte Israels und trotz der leidenschaftlich vortragenen Schilderung der Leiderfahrungen der dort wohnenden Juden, vor

allem der aus Europa stammenden, in historischer wie gegenwärtiger Hinsicht: Die Mauer, auf überwiegend palästinensischem Boden errichtet, galt den meisten Anwesenden auch angesichts der Attentate einzelner Palästinenser in Israel als eine zu gravierende Störung jeglicher Friedensbemühungen, als dass sie sie akzeptieren konnten. Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit brach darauf die Zusammenarbeit mit der AGSF und dem ZFK ab. Ein Jahr später bestätigte die UNO-Vollversammlung, dass die Mauer gegen das Völkerrecht verstößt und forderte Israel zum Rückbau auf, was dort mit Nichtbeachtung beantwortet wurde.

Antifaschismus

In Siegen begegnete ich jungen Menschen, die sich bei der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/ Bund der Antifaschisten“ (VVN/BdA) engagierten. Ich nahm zur Kenntnis, dass es sich dabei nicht eigentlich um eine Interessenvertretung notgedrungen alter Opfer des Naziregimes handelt, als die ich diese Vereinigung bisher eingeordnet hatte, sondern um ein Bündnis von meistens jüngeren Antifaschisten, die sich aktiv gegen alle Erscheinungen eines wach gehaltenen oder wieder erwachenden Faschismus einsetzten. Das gefiel mir. Die Gruppe wurde zu einer der tragenden Säulen der Siegener Friedensbewegung, sie sorgte dafür, dass bei den traditionellen Kundgebungen am 16. Dezember nicht nur „Zeitzeugen“ auftraten, die das Elend der Zerstörung Siegens beschworen, sondern auch Menschen, die die Verantwortung der Siegener Politik für das Aufkommen des NS-Faschismus und für den NS-faschistischen Krieg kenntlich machten, und die warnten vor dem Wiederaufkommen faschistischer Ideologien und Kriegsdenkmalen. Sie forderten als erste die Verankerung der Erinnerung an den Siegener Widerstandskämpfer und Kommunisten Walter Krämer in der Siegener Öffentlichkeit und im Stadtbild. Und sie erinnerten als einzige Gruppe schon Jahrzehnte vor Richard von Weizsäcker an den 8. Mai 1945 als den „Tag der Befreiung“, an dem sie in einem Schweigezug durch die Stadt bis auf den Hermelsbacher Friedhof zogen, wo sie an dem Gräberfeld sowjetischer Zwangsarbeiter und am Grab Walter Krämers je einen Kranz niederlegten. Ich erinnere mich an den Ernst, mit dem die jungen Menschen an den Gräbern die Erinnerung an die Toten wach hielten, wider das Vergessen, und von einer Zukunft sprachen, in der noch viel böse Vergangenheit aufgearbeitet werden müsse. Ich stimmte mit ihnen überein.

Später kamen offenbar neue Leute in die VVN/BdA, die andere Ziele hatten. Sie verstanden sich als „Antideutsche“, die ihre Hauptaktivitäten gegen jede Kritik an der Politik Israels richteten. Ich hatte in meiner Jugend selbst eine Phase, in der ich alles Deutsche stark kritisierte, sowohl das Deutsch-Völkische der NS-Zeit als auch die ausschließlich auf Amerikanisches gerichtete deutsche Politik der Adenauer-Ära. Aber ich hätte dies nicht als „antideutsch“ im Sinn des Wortes

verstanden. Diese jungen „Antideutschen“ wollten sich wohl vor allem nicht mit der deutschen Vergangenheit identifizieren. Ob ihnen bewusst war, dass sie damit nur einer Variante deutscher Verdrängung und deutscher Geschichtsvergessenheit aufgefressen waren, will ich nicht beurteilen. Der Variante nämlich, ihre unterdrückten Schuldgefühle auf die Palästinenser abzuschieben, die angeblich die Existenz Israels bedrohten und deshalb dafür verantwortlich waren, dass Israel sich zur Wehr setzen musste und sie entsprechend schikanierte.

Jedenfalls war das für sie Grund genug, unsere Israel-Kritik heftig anzugreifen und uns alsbald „Antisemitismus“ zu unterstellen. Diesen Vorwurf kannten wir zwar schon seit den Konflikten mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, aber da wurde er doch noch in zivilisierter Form von Diskussionen ausgetragen. Jetzt aber ging es darum, das Zentrum für Friedenskultur (ZFK) auszuschließen aus der Friedensbewegung und es zu marginalisieren. Und die örtliche Parteiorganisation der LINKEN machte mit.

Siegener Afrika-Projekte

Angeregt durch das Buch „Die Geschichte Afrikas“ von Lutz van Dijk führten wir 2007 die 1. Siegener Afrika-Tagung durch. Sie behandelte vor allem die Situation im vorkolonialen und kolonialen Afrika. Lutz war der Hauptreferent und begeisterte die TeilnehmerInnen. Wir zeigten die Ausstellung „Afrikanische Frauen für den Frieden“, die wir selbst zusammen gestellt hatten. Im folgenden Jahr ergab sich daraus das Tagungsthema. Es lautete: Das neokolonialistische Afrika. Ab dann machte Renate Helm als entscheidende Ideengeberin mit. Sie war Afrika-Referentin der Evangelischen Studierendengemeinde und betreute an der Universität Siegen die afrikanischen Studierenden. Die gaben den folgenden Afrika-Tagungen ein internationales Flair, das ihnen gut tat. Zu den meisten Tagungen konnten wir afrikanische ReferentInnen gewinnen. In den folgenden Jahren fanden jeweils im Herbst Afrikaprojekte mit Ausstellungen und Tagungen statt.

Die Themen der folgenden Afrika-Tagungen waren:

- 2008: „Afrika: fremdbestimmt? – selbstbestimmt!“. Es setzte sich mit der Fragestellung auseinander, welchen Einflüssen die Staaten Subsahara-Afrikas unterworfen sind und welche Möglichkeiten zu einer Selbstbestimmung ihrer Politik, Wirtschaft und Kultur vorhanden sind
- 2009: „Sprache und Macht in Afrika“. Die Vielfalt der afrikanischen Sprachen und ihrer Ohnmacht gegenüber der Machtausübung der verschiedenen europäischen Sprachen auch im nachkolonialen Afrika
- 2010: „Wasser in Afrika – Lebensgrundlage, Entwicklungspotential, Handelsgut“
- 2011: „Politische Aspekte in afrikanischer Kultur und Kunst“
- 2012: „Religion im politischen und gesellschaftlichen Kontext in Afrika“

2013: „Soziale Sicherheit in Afrika: Gesundheit, Arbeit, Alter“

2014: „Landgrabbing in Afrika – Gesellschaftliche und politische Hintergründe, Interessen und Auswirkungen“

2015: „Migration in Afrika“

2016: „Kinder in Afrika – Probleme und Chancen“

Protest gegen das Atomwaffenlager Büchel

Im Sommer und Herbst fuhren wir öfter auch mit anderen jungen Leuten und auf jedem Fall mit den beiden Friedensaktivisten Rolf Plessner und Hans-Adolf Dresler nach Büchel, wo große Demonstrationen vor dem dortigen Stationierungsort amerikanischer Atomraketen stattfanden. Mitten in der idyllischen Landschaft der Eifel war dies ein eindrucksvoller Kontrast, der vor allem dann den Teilnehmenden bewusst werden konnte, wenn sie in kleinen Gruppen das ganze abgesperrte Gelände umgingen. Im August 2008 führte das ZFK eine Busfahrt dorthin durch. Der Aufruf lautete:

Auf nach Büchel! Zur Großdemo gegen die Atomwaffen am 30. August 2008! Alle Parteien außer CDU/CSU fordern heute, die letzten 20 Atomwaffen der USA aus Deutschland abzuziehen. Deutschland hat sich verpflichtet, Atomwaffen weder herzustellen noch zu besitzen. Die US-Atombomben befinden sich in Büchel im Landkreis Cochem an der Mosel. Deutsche Soldaten üben dort im Rahmen der „nuklearen Teilhabe“ den Atomwaffeneinsatz mit deutschen Tornado-Flugzeugen. Der Standort Büchel ist gefährdet. Er kann gegenüber Anschlägen z. B. von Terroristen nicht hinreichend gesichert werden. Der Erhalt des Standorts dient in Wirklichkeit vor allem dazu, Deutschlands militärische Teilhabe an der Kriegspolitik der USA und der europäischen Industriestaaten zu sichern. Deutsche Tornados werden auch in Afghanistan eingesetzt. Obwohl dieser Krieg einzig der Sicherung der Vormachtstellung des Westens in dieser Region dient. Deshalb fordern wir: Atomwaffen raus aus Deutschland! Bundeswehr raus aus Afghanistan! [...]

XIV Literatur am Sonntag Nachmittag und Buchreihe „Friedenskultur in Europa“

Literatur am Sonntag Nachmittag

Eines meiner Lieblingsprojekte des ZFK ist die Veranstaltungsreihe „Literatur am Sonntag Nachmittag“. An jedem letzten Sonntag im Monat luden wir dazu ein. In allen Veranstaltungen kamen 5 bis 20 Leute zusammen, waren zu Kaffee und Kuchen eingeladen und verschiedene Vortragende stellten ihnen einen Autor oder eine Autorin und ihre Werke vor, die im betreffenden Jahr einen runden Geburts- oder Todestag hatten. Ich erinnere mich an einige Autoren und Autorinnen: Wolfgang Abendroth, Ingeborg Bachmann, Simone de Beauvoir, Heinrich Böll, William S. Burroughs, Bertold Brecht, Georg Büchner, Paul Celan, Katharina Diez, Annette von Droste-Hülshoff, Rudi Dutschke, Bob Dylan, Hubert Fichte, Alfred Hermann Fried, Erich Fried, Mahatma Gandhi, Jean Genet, Oskar Maria Graf, Günter Grass, Heinrich Heine, Ernest Hemmingway, Ricarda Huch, Hans Henny Jahnn, Elfriede Jelinek, Franz Kafka, Irmgard Keun, Egon Erwin Kisch, Wolfgang Koeppen, Selma Lagerlöf, Else Lasker-Schüler, Gotthold Ephraim Lessing, Astrid Lindgren, Rosa Luxemburg, Federico Garcia Lorca, Erika Mann, Klaus Mann, Erich Mühsam, Carl von Ossietzky, Pier Paolo Pasolini, Liselotte von der Pfalz, Marcel Proust, Erich M. Remarque, Felix Rexhausen, Joseph Roth, Nelly Sachs, Anna Seghers, Friedrich Spee, Grete Weil, Peter Weiß, Oskar Wilde, Christa Wolf, Virginia Woolf, Arnold Zweig.

Im Jahr 2013 entschloss ich mich, von den bisherigen Auswahlkriterien für Autoren und Autorinnen abzuweichen und die Lesereihe nur jüdischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen zu widmen, die den Holocaust überlebt hatten und ihre Stimme in der auflebenden Literaturszene der neuen BRD zu erheben versuchten. Das hatte seine tieferen Gründe. Die noch relativ junge Partei Die Linke hatte in Siegen eine Hetzkampagne gegen das ZFK angezettelt, in der uns vorgeworfen wurde, Antisemiten zu sein. Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, der ich seit Jahren angehörte, hatte die Zusammenarbeit mit dem ZFK erneut aufgekündigt, ohne uns Gelegenheit für eine Klärung des Vorwurfs zu geben. Ich lag monatelang im Krankenhaus, und hatte genügend Zeit, mich mit jüdischer Literatur zu beschäftigen. Und stieß dabei vor allem auf Autoren und Autorinnen, die den Holocaust überlebt hatten und auf verschiedene Weise literarisch verarbeiteteten. So entstand der Plan für unser 2013 erschienenes

Buch „Leben im Zeichen von Verfolgung und Hoffnung. Jüdische Autorinnen und Autoren in der neueren deutschen Literatur“ als Band 5 in der Reihe „Friedenskultur in Europa. Materialien zur Friedenserziehung“. Auch die Lesereihe „Literatur am Sonntag Nachmittag“ wurde mit der Vorstellung jüdischer Autorinnen und Autoren gestaltet. Zur Einleitung der Lesungen schrieb ich:

Jüdische Autorinnen und Autoren führen in der deutschen Nachkriegsliteratur ein merkwürdiges Schattendasein. Außer vielleicht Else Lasker-Schüler oder Paul Celan sind sie in der literarischen Öffentlichkeit kaum bekannt. Und das, obwohl Texte einzelner durchaus sogar Eingang in deutsche Lesebücher gefunden haben. Heute kennen zumindest junge Menschen kaum ihre Namen, geschweige denn ihre Werke. Dabei tragen sie allesamt ganz wesentlich zur Entwicklung der neueren deutschen Literatur, zur Entwicklung der modernen poetischen Sprache in Prosa, Dramatik und Lyrik bei. Und sie schreiben über wesentliche Inhalte deutscher Kultur, die von nichtjüdischen Autoren und Autorinnen eher vernachlässigt werden: über die Geschichte der Juden in der deutschen Kultur, über ihr Leiden unter Antisemitismus und Faschismus, über ihre massenhafte Ermordung in den Gasöfen von Auschwitz und anderswo. Damit leisten sie für diese Kultur unentbehrliche Erinnerungsarbeit im Sinne eines Nie wieder! Grund genug, sich ihrer im Zentrum für Friedenskultur zu erinnern. Und sie heutigen Literatur-Interessierten zugänglich zu machen.

Wir stellten dann im Laufe des Jahres vor: Paul Celan, Grete Weil, Jakob Wassermann, Hilde Domin, Ilse Aichinger, Rose Ausländer, Günter Kunert, Else Lasker-Schüler, Hermann Kesten. In der ersten Hälfte des Jahres 2014 setzten wir die Reihe fort mit dem Thema: Jüdisches Leben im NS-faschistischen Alltag:

Der NS-faschistische Alltag war geprägt von nationalistischem und rassistischem Fanatismus, unter dem vor allem die jüdischen Mitmenschen zu leiden hatten. Dies schlug sich in einer Reihe von Romanen und Lebensberichten jüdischer Autorinnen und Autoren nieder. Einige von ihnen sollen in dieser Lesereihe vorgestellt werden. Die Erinnerung an dieses dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte ist heute notwendig angesichts zunehmender neonazistischer und fremdenfeindlicher Tendenzen in unserer Gesellschaft.

Wir stellten folgende Romane bzw. Lebensberichte vor: Ralph Giordano: „Die Bertinis. Roman“, Gila Lustiger: „Die Bestandsaufnahme. Roman“, und „gad ging zu david. die erinnerungen des gad beck“, Martin Doerry: „Mein verwundetes Herz. Das Leben der Lilli Jahn 1900–1944“.

Buchreihe „Friedenskultur in Europa“

Mit der Gründung des ZFK eng verbunden war auch der Plan von Bernhard und mir, eine Buchreihe „Friedenskultur in Europa“ herauszugeben. Durch die internationalen Friedenskongresse der Pädagogen hatten wir viele Kollegen und Kolleginnen aus europäischen Ländern kennen gelernt, die bereit waren, Beiträge zu liefern. Einen wichtigen Anstoß gaben auch internationale Friedensaktivisten wie Johan Galtung oder der damalige UNESCO-Generaldirektor Federico Mayor. Die UNO hatte das Jahr 2000 zum Jahr der Kultur des Friedens ausgerufen. Das Ende des Ost-West-Konflikts, die Einverleibung der DDR in den westdeutschen Staat, der Niedergang der Sowjetunion und die Auflösung des Warschauer Paktes hatten nicht die von vielen erhoffte neue Friedensordnung für Europa gebracht, sondern erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg wieder die Beteiligung einer deutschen Armee an einem Krieg, dem Jugoslawien-Krieg. Ich beginne mit Band 5, weil er mir besonders am Herzen liegt.

Leben im Zeichen von Verfolgung und Hoffnung. Jüdische Autorinnen und Autoren in der neueren deutschen Literatur

Der 5. Band der Reihe „Friedenskultur in Europa“ erschien 2013, ganze 13 Jahre nach dem 4. Band. Ich hatte andere Sorgen als die um die Fortsetzung dieser Reihe. Es kamen die wahrlich schweren Jahre der Diffamierungen gegen Bernhard und das ZFK wegen seiner Rede am 18.9.2001, es kam der Afghanistankrieg, der Irakkrieg, der Libyenkrieg, der Syrienkrieg, die immerwährenden Kriege Israels gegen die Palästinenser und viele kleinere und größere Konflikte in der Welt. Es war nicht mehr die Zeit, sich mit Erinnerungsarbeit zu beschäftigen. Ich wurde krank und alt. Erst meine Rückkehr ins Leben, nach schwerer Krankheit, weckte meine Beschäftigung mit der jüdischen Frage erneut und führte schließlich zur leidenschaftlichen Arbeit an diesem 5. und wahrscheinlich letzten Band der Reihe.

Warum halte ich das Thema ‚Erfahrungen von Überlebenden des Holocaust‘ für ein Thema der Friedenskultur in Europa? Die Realität des Antisemitismus ist zweifellos nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Erscheinung. Die gesamte neuere europäische Geschichte ist geprägt von diesem Antisemitismus als Auswuchs europäischer Machtphantasien und kolonialistischen Herrenmenschentums. Der Zionismus wurde an der Wende von 19. zum 20. Jahrhundert entwickelt als säkulare Gegenbewegung gegen diesen europäischen Antisemitismus. Der Jude Theodor Herzl, österreichisch-ungarischer Herkunft, begründete mit seinem Buch „Der Judenstaat“ 1896 die Vision eines jüdischen Staates, die 1948 mit der Gründung des Staates Israel Wirklichkeit wurde. Herzls Vision entstand unter dem Eindruck der französischen Dreyfuß-Affäre, die die ganze euro-

päische Welt erschütterte. Das berührt nicht nur die historische Tatsache, dass in Deutschland unter der Nazi-Herrschaft die antisemitische, rassistische Verfolgung der Juden und der Völkermord an ihnen, der Holocaust statt fand. Vielmehr gibt dies furchtbare, nicht gut zu machende Ereignis desto mehr Anlass, sich auch auf europäischer Ebene mit dem Antisemitismus und seinen rassistischen Auswüchsen zu befassen, um daraus Lehren zu ziehen für die Entwicklung einer antifaschistischen und antirassistischen Friedenskultur.

Das ist eines der wichtigen Themen, die die deutschen jüdischen Autorinnen und Autoren immer wieder behandeln, die ich in unserem Buch vorstelle. Sie fragen danach, wie das Furchtbare geschehen konnte und was die deutschen Gesellschaft und die gesamte Menschheit daraus lernen müsste bzw. ob sie etwas daraus gelernt hat. Es sind Autoren und Autorinnen, die aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen nachhaltig geprägt sind und mit ihrem Schreiben auf die offenen Wunden im gesellschaftlichen Alltagsleben weisen, an denen wir durch diese nicht zu leugnende Geschichte bis heute leiden. Ihre Texte sind mitunter nicht leicht verdauliche Kost, sie sind – mit Bertolt Brecht zu sprechen – wie Asche in unserem Mund. Aber sie sind notwendig, um dem Vergessen zu widerstehen, das uns, je weiter die NS-Barbarei zeitlich in die Ferne rückt, nur zu gern befällt.

Vergessen werden dürfen diese Texte auch deshalb nicht, weil die Autorinnen und Autoren meist mehr oder weniger intensiv nach Lösungen suchen, wie wir heute aus der Geschichte des NS-Faschismus Konsequenzen ziehen können und müssen, wie wir eine Gesellschaft gestalten können, in der der Egoismus der Einzelnen abgelöst wird durch die Aufmerksamkeit auf den Mitmenschen, durch das gleichberechtigte Miteinander, eine Gesellschaft, in der es keine Verfolgung, keine gewaltsamen Auseinandersetzungen und keine Kriege mehr gibt, eine Gesellschaft, in der Auschwitz nicht als drohende „Keule“ – wie Martin Walser meint – geschwungen wird, sondern als unabweisbare Aufforderung dazu wahrgenommen wird, Utopien zur Rettung der Menschheit vor ihrem selbstverschuldeten Untergang zu entwickeln. Dass Abel aus der Bibel nach Meinung Hilde Domins aufstehen soll, bedeutet: Er soll das Mordgeschehen, das die Menschheit seit seiner Ermordung durch seinen Bruder Kain durchzieht, rückgängig machen, damit Kain sagen kann: Ja, ich will meines Bruders Hüter sein, damit es anders wird zwischen uns, damit Hass, Verfolgung und Mord zwischen den Menschen aufhören. Es ist die Utopie, die Hilde Domin aus der Erfahrung von Hass, Flucht und Vernichtung zieht: „die zweite Chance, dass sie jedem Menschen gegönnt sei.“

Viele der Autoren und Autorinnen sind hin und her gerissen zwischen ihrem Beheimatetsein in der deutschen Kultur und ihrer Zugehörigkeit zum Judentum. Sie sind oft aufgewachsen in gutbürgerlichen Elternhäusern, in denen das Jüdisch-Sein verdrängt war durch mehr oder minder gelungene Assimilation oder in denen auch das Christliche dominierte, und sie erfahren oft erst durch den Antisemitismus und die NS-faschistische Judenverfolgung, dass sie Juden sind.

Und dennoch sehen sie sich gezwungen, sich mit ihrer jüdischen Identität auseinanderzusetzen, was dazu führt, dass sie zwar die Zugehörigkeit zur jüdischen Religion und Geschichte oder gar ein Bekenntnis zum neuen Israel zurückweisen, sich aber der „Schicksalsgemeinschaft“ der Juden zugehörig erfahren.

Dabei gehen alle jüdischen Autorinnen und Autoren immer von den eigenen Erfahrungen des eher zufälligen Überlebens auf der Flucht und im Exil oder im Untergrund aus. Und viele heben dabei vor allem ihre Erfahrungen als Kinder oder Jugendliche hervor. So verarbeitet Ilse Aichinger ihre Kindheitserfahrung in der exemplarischen Schilderung des Schicksals und der Hoffnungen jüdischer Kinder im Wiener Untergrund. Für Ruth Klüger wird die eigene Erfahrung als Kind im Konzentrationslager zum Movens ihres klagenden und anklagenden Schreibens, während bei Günter Kunert die bedrohlichen Kindheitserlebnisse in einer scheinhaft am Bürgerlich-Normalen festhaltenden Erwachsenenwelt im faschistischen Berlin sein gesamtes literarisches Werk prägen. Hans Keilson dagegen wendet sich in seiner psychoanalytischen Praxis direkt traumatisierten jüdischen überlebenden Kindern zu und hilft ihnen, die Schwierigkeiten der Rückkehr in die nachfaschistische Gesellschaft zu bemeistern.

Nicht zuletzt die Begegnung mit diesen Texten haben mich dazu veranlasst, ja genötigt, dieses Buch zu schreiben. Es ist wie ein Vermächtnis meiner lebenslangen Auseinandersetzung mit dem Judentum und mit der „jüdischen Frage“. Ich bin in meinem Leben einer Reihe von Juden begegnet, von jüdischen Israelis und von Juden in verschiedenen Diasporas, und in unterschiedlichen Situationen. Ich habe darüber geschrieben in meinen „Schwulen Geschichten“ ebenso wie in meinen wissenschaftlichen Texten und in diesem Buch. Und ich finde, das Buch hat seinen richtigen Platz in der Reihe „Friedenskultur in Europa“.

Miteinander leben – voneinander lernen.

Perspektiven für die Entwicklung einer Kultur des Friedens in Europa

In diesem ersten Band der Buchreihe (erschienen 1999) begründen wir die Notwendigkeit, über eine europäische Friedenskultur nachzudenken:

Die Frage nach einer Kultur des Friedens und speziell nach einer Friedenskultur in Europa hat eine historische, eine gegenwartskritische und eine zukunftsorientierte Dimension. Aber es ist nicht zu übersehen: In der derzeitigen offiziellen Europapolitik sind Anzeichen für eine Ausbreitung einer Gewaltkultur eher zu beobachten als solche für eine Friedenskultur. Dieser Entwicklung sollen Projekte, Modelle und Initiativen zur Verwirklichung einer nachhaltigen Friedenskultur entgegengestellt werden.

Unter dieser Perspektive ist der Band gegliedert in vier Bereiche: Einer Zusammenstellung einiger wichtiger europäischer Grundlagentexte folgen friedenspädagogische Aspekte verschiedener Autoren. In einem umfangreichen dritten Teil enthält der Band Vorstellungen von konkreten Modellen, in denen die Schaffung von Friedenskultur bereits umgesetzt zu werden versucht wird, aus Schweden, Frankreich, Schweiz, Österreich, Italien und natürlich aus Deutschland Ost und West. Im vierten Teil schließlich stellen wir wichtige Dokumente internationaler Auseinandersetzungen mit Vorstellungen von Friedenskultur vor, von der UN-Resolution zur Kultur des Friedens über die UN-Resolution für die Internationale Dekade für eine Kultur des Friedens und der Gewaltlosigkeit zugunsten der Kinder der Welt (2001–2010) und viele weitere Deklarationen bis zum „Siegener Friedensangebot“.

Lesebuch I: Dreißigjähriger Krieg. Eine Textsammlung aus der Barockliteratur
Lesebuch II: Dreißigjähriger Krieg. Literarische Texte von 1791 bis 1998

Schon 1998/1999 brachte ich die Bände 2 und 3 der Reihe heraus: die „Lesebücher: Dreißigjähriger Krieg I und II“. Es war im Jahr der 350. Wiederkehr des Westfälischen Friedens, der diesen furchtbaren europäischen Krieg beendete. In den Friedensstädten Münster und Osnabrück wurde das Jubiläum mit vielen Attraktionen begangen, mit Ausstellungen und Konferenzen. So lag es nah, aus diesem Anlass in einem Band barocke Texte aus der Zeit dieses Krieges und des Friedensschlusses wieder zum Leben zu erwecken und für den Unterricht zugänglich zu machen. In didaktischen Kommentaren mache ich darauf aufmerksam, wie sehr die Beschreibungen von kriegerischen Mechanismen aus dieser Zeit sich in aktuellen Kriegs- und Konfliktsituationen zu wiederholen scheinen: Die Verrohung der Soldaten im Krieg, die Leiden der Zivilbevölkerung, Hexenverfolgung, Zerstörung und Verwüstung, Hunger und Seuchen, aber auch Friedensutopien.

Der Dreißigjährige Krieg hat wie kaum ein anderes historisches Ereignis zurückgewirkt auf die deutsche Literatur vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Deshalb habe ich zusammen mit Kolleginnen und Studenten einen zweiten Band des Lesebuchs zusammengestellt mit „Literarischen Texte von 1791 bis 1998“, von Schiller über Droste Hülshoff, Conrad Ferdinand Meyer, Raabe, Huch, Döblin, Brecht, Grass und einige Jugendschriftstellerinnen und Schriftstellern bis Georg Veit, der die 350-Jahrfeier zum Anlass nahm, einen Roman und ein Sonett an den Barockdichter Andreas Gryphius zu verfassen und der dem Auszug aus seinem Roman in unserem Band einen eigenen Kommentar anfügte. Es sind bei aller Unterschiedlichkeit der thematischen Schwerpunktsetzungen Texte von hoher literarischer Ausdruckskraft, die aufklärend wirken und nachdenklich machen können.

Erinnerungsarbeit. Grundlage einer Kultur des Friedens

Im 4. Band unserer Reihe (erschienen 2000) wenden wir uns einem Thema zu, das wir für eine wesentliche Grundlage von Friedenskultur halten: „Erinnerungsarbeit“. Die politische Kultur einer Gesellschaft lässt sich daran erkennen, wie sie mit ihrer Geschichte umgeht. Dies gilt sicher für die deutsche Gesellschaft in besonderer Weise. Wollen wir am Beginn des 21. Jahrhunderts eine Kultur des Friedens entwickeln, dann dürfen wir die dunklen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts nicht verdrängen, vergessen oder umdeuten. Dies gilt vor allem auch für die Einbindung in eine Friedenskultur in Europa, das nicht nur das Europa der westlichen EU sein darf. Ich eröffne den Band mit „Überlegungen zu einer Didaktik des Erinnerns“, in denen ich ausgehend von Aleida Assmanns theoretischen Überlegung zur individuellen und kollektiven Erinnerungskultur eine Matrix der Generationenfolge von der Urgroßeltern-Generation bis zur heutigen Generation und ihre jeweilige politische Verantwortungen aufführe. Und ich thematisiere ausführlich die Möglichkeiten einer Erziehung nach Auschwitz, was mir zeit meines politischen Lebens ein Anliegen war. Wir gliedern den Band in mehrere Teile: Zur friedenspädagogischen Bedeutung von Erinnerungsarbeit, Erinnerungsspuren einer Geschichte der Friedenserziehung, Erinnerungsarbeit im Museum, Gedenkstättenarbeit, Erinnerungsarbeit in der Kinder- und Jugendkultur und einen umfangreichen Anhang mit Literaturhinweisen zu den vorausgehenden Kapiteln.

Wir widmen den Band Carl-Heinz Evers, seit Gründung der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden (PPF) deren Mitglied und ständiger Anreger.



Medaillon für Carl-Heinz Evers

Er gehörte seit den frühen 1980er Jahren zu den öffentlichen Persönlichkeiten, die sich am entschiedensten und beharrlichsten in der Friedensbewegung dieser Jahre und der folgenden Jahrzehnte eingesetzt haben, auch gegen Anfeindungen und Kritik von vielen Seiten. Zu einer öffentlichen Persönlichkeit wurde er spätestens als Berliner SPD-Schulsenator durch seinen streitbaren Einsatz für die Reform des Schulsystems und die Einführung von Gesamtschulen. Dieser pädagogische Ansatz bringt ihn schnell in die Nähe der Reformpädagogik der „Entschiedenen Schulreformer“ der Weima-

rer Republik und des „Schwelmer Kreises“ der 50er Jahre der BRD. Bei den PPF trat er oft als Redner auf und gab wichtige Anstöße für die Friedensarbeit an den Schulen und in der Friedensbewegung. Auf dem Kongress der PPF 1985 spricht er als einer der ersten vom engen Zusammenhang zwischen Rüstung und Sozialabbau:

Wir fallen nicht herein auf Herrschaftsweisheiten, jedem solle das Seine verabreicht werden, oder auch: der Sozialstaat entmündige. Bildung braucht sicher sehr viel weniger Fachchinesisch und mehr Wirklichkeit und Sinnlichkeit. Und der Sozialstaat braucht weniger Anonymität, weniger Bürokratie – und mehr lebendige Solidarität.

1986 ist er wie selbstverständlich beim ersten Internationalen Friedenskongress in Kopenhagen dabei. Beim bundesdeutschen Friedenskongress 1989 in Berlin „Friedenserziehung zwischen Geschichte und Zukunft“ entwirft er in seiner beeindruckenden Eröffnungsrede ein Spannungsfeld von „Aufklärung“ und „Verdrängung“, in dem die unaufgearbeitete Erinnerung an Kriegsschuld und Verbrechen der NS-Zeit gegen die Verdrängungen der bundesdeutschen Politik von Adenauer bis zur Gegenwart gestellt werden – und für Aufklärung nur wenig Raum bleibt. Wenig Raum, den es desto beharrlicher und intensiver zu nutzen gilt: „Aufklären und humanes, solidarisches Lernen und Handeln müssen Hand in Hand gehen!“ 1998 schließlich reflektiert er in seiner Autobiografie „Zwischen-Fälle“ seine Begegnung mit Lutz van Dijk Anfang der 80-er Jahre, aus der bald eine enge, bis zu seinem Tod 2010 anhaltende Freundschaft wurde.

Was Erinnerungsarbeit als Aufgabe einer reflektierten und handlungsorientierten Friedenserziehung bedeutet, kann der Beitrag von Carl-Heinz in Lutz van Dijks Buch „Lernen in der Friedensbewegung“ deutlich machen. Denn er dokumentiert in durchaus einmaliger und autobiografisch offener Weise, wie ein Mensch im Laufe seines Lebens durch ständige Reflexion der eigenen gesellschaftlichen Eingebundenheit in historische Entwicklungen sich zu selbstständigem friedenspolitischen und friedenspädagogischen Denken und Handeln durcharbeitet. Darin ist die stets kämpferische und kreative, aber zugleich empathische, duldsame und auf

Ausgleich bedachte Haltung von Carl-Heinz Evers tatsächlich vorbildhaft für die folgenden Generationen.

Für mich war vor allem sein radikal demokratischer und pazifistischer Ansatz von Reformen des Bildungswesens als ein Teil einer gerechteren und auf Frieden aufbauenden Staatenordnung wegweisend. Er machte sich keine Illusionen über die Schwierigkeiten der Realisierung einer solchen Utopie, aber er forderte unermüdlich dazu auf, es dennoch anzustreben. Ich habe an ihm bewundert, wie er innerhalb seiner Partei, der SPD, standhaft für seine Ideen gestritten und geworben hat, und noch mehr, dass er sie 1993 verließ, als sie sich auf die asylfeindlichen neuen Asylgesetze einließ.

Alle Bände der Reihe „Friedenskultur in Europa“ fanden nicht das Echo, das ich ihnen gewünscht hätte und das sie meiner Meinung nach verdient hätten. Zwar haben einige Freunde sich positiv und mit eigenen Beobachtungen und Bemerkungen dazu geäußert, aber öffentliche Rezensionen blieben weitgehend aus. Vielleicht kamen sie, wie fast alle meine Publikationen, zu spät für das landläufige und oberflächliche öffentliche Interesse an ihren jeweiligen Themen. Der Verlag hat sie zwar in auflagenstarken Werbebroschüren beworben, aber sonst eher werbemäßig vernachlässigt. Mir selbst war immer das Schreiben der Bücher wichtiger als ihr Vertrieb. Vielleicht also habe ich selbst nicht genug dazu getan, sie bekannter zu machen. Eine betrübliche aber ehrliche Bilanz.

XV Besuch in Brasilien

1995 machten Bernhard und ich endlich den Plan wahr, meine Tochter Rose in Brasilien zu besuchen. Zwar war ich schon einmal in der subtropischen Klimazone, in Nicaragua, aber damals war die Hitze eher unerträglich und der tägliche brühwarmer Regen lästig. Jetzt waren wir im Urlaub und konnten das warme Klima von Fortaleza im Norden des Landes genießen und den Regen, der aus den Bergen des Amazonasbeckens kam, gelassen ertragen. Rose wohnte mit ihrem Mann Xéu Torres und Töchterchen Frida in einem eigenen Haus am Rande der Stadt, mit großem Garten, der von einer hohen Mauer umgeben war und in dem allerhand Bäume mit exotischen Früchten standen. Es war eigentlich idyllisch, nicht weit vom Meer gelegen, aber nur über die Straße lag eine große Favela, ein Armenviertel aus wild gebauten ärmlichen Hütten, von dem automatisch für die „bürgerlichen“ Anlieger Gefahren, zumindest Belästigungen auszugehen schienen, gegen die sie sich wehren zu müssen glaubten. Auch die Familie Torres hatte nicht ohne Grund eine hohe Mauer um ihr Anwesen gebaut, hielt sich einen großen Hund, der immer im Garten herumlief, und eine schwarze Zugehfrau, die auf dem Grundstück in einem eigenen Häuschen lebte und immer da sein musste, wenn Rose oder Xéu in der Stadt unterwegs waren.

Allerdings war sie eine ganz liebe, mütterliche Frau, die vor allem auch Frida sehr in ihr Herz geschlossen hatte. Sie stellte auch die nötigen Kontakte zu der Favela her, in der Rose bald allerhand Hilfen vor allem für die Kinder anbot. Ihre Schwiegermutter richtete jedes Weihnachten eine Feier für diese Kinder aus, auf der sie ihnen nicht nur ein üppiges Mahl bereitete, sondern für jedes Kind mit eigener Hand eine Hose oder ein T-Shirt und andere nützliche Kleidungsstücke fertigte und alle mit einem reich ausgestatteten Fresskorb entließ. Auf diese Weise bewirtete und beschenkte sie jedes Weihnachten ca. 60 bis 80 Kinder. Später, als ihr Mann schon gestorben war, verlegte sie sich auf alte Menschen, die nach ihrer Meinung Hilfe noch nötiger hätten als die Kinder. Sie bot ihnen außer festlichen Mahlzeiten an mehreren Tagen einen eigenen Frisiersalon, ein Photostudio und eine Fuß- und Hand-Pflege, für die sie eigenes Personal beschäftigte, auch das für viele Menschen. Ihr Mann hatte als Drehbuch-Schreiber für das Fernsehen wohl ziemlich viel Geld verdient, das sie nun in dieser Weise umsetzte.

Wir kannten die beiden Alten schon von ihrem Besuch in Siegen her. Bei einer Stadtführung für die beiden kamen wir auch aufs Untere Schloss und besichtigten die „Fürstengruft“. Zum Glück hatte ich mich zuvor mit dem Stadtpatron

Fürst Johann Moritz, der dort begraben ist, beschäftigt und wusste, dass er als niederländischer Gouverneur in der damaligen niederländischen Kolonie Brasilien allerhand reformerische Ideen umgesetzt hatte. Der Schwiegervater ergänzte mein Wissen, indem er wusste, dass Johann Moritz noch heute jenseits des Atlantik als „König von Brasilien“ verehrt würde. Auch das „Krönchen“, das Wahrzeichen Siegens auf der Turmspitze der Nikolaikirche, kannte er natürlich als ein aus Brasilien mitgebrachtes Geschenk des Fürsten Johann Moritz. Wir verstanden uns auf Anhieb sehr gut. Unseren Urlaub in Brasilien organisierte er, indem er uns in einem exotischen Hotel nahe dem Meer unterbrachte, in dem wir in einem Zimmer logierten, das auf einem mächtigen Urwald-Baumstamm aus dem Amazonas montiert war, in ca. zwei Metern Höhe mit einer kleinen Terrasse und einer steilen Treppe. Und er hatte uns einen Buggy besorgt, einen offenen kleineren Zweisitzer, in dem wir uns am Strand und in der Stadt frei bewegen konnten.

Es war ein entspannter und erlebnisreicher Urlaub. Wir verbrachten angenehme Stunden in den Hängematten auf Roses Terrasse, lernten ihre vielen Freunde kennen, feierten schöne Feste in ihrem Garten. Ich lernte den „Brasilianischen Kürbis“ kennen, den ich später oftmals in Siegen zum Erstaunen meiner Gäste wieder zubereitete: Ein ganzer Kürbis, ausgehöhlt und mit einem Gemisch aus Krabben, Schichtkäse, Knoblauch und vielen gedünsteten Kräutern wieder gefüllt und in einem großen Topf gar gedünstet, den man dann in großer Runde gemeinsam mitsamt dem verbliebenen Kürbisfleisch auslöffelt. Eine Zeremonie, die wir in Roses Garten miterlebten, im Kreis ihrer Freunde, mit viel Gesprächen und vielen Caipirinhas. Und wir genossen das Meer und den Strand.

Fortaleza hat als Stadt keine besonderen Reize, im Kolonialstil gebaut, hektisch, voller Autos, mit wenig baulichen Attraktionen, immerhin eine Stadt mit über zweieinhalb Millionen Einwohnern und den meisten Favelas, den für brasilianische Städte typischen Armenvierteln, ohne ordentliche Wasserversorgung und Kanalisation, meist nur aus zusammengezwimmerten, einstöckigen Hütten, ohne Baugenehmigung und deshalb immer gefährdet, bei einer städtischen Reinigungsaktion abgerissen zu werden. Und Fortaleza hat in Brasilien die prozentual meisten armen Kinder und Jugendlichen. Ich hatte mich schon einige Jahre vor unserem Besuch für die Zustände in diesen Favelas interessiert und für Hilfsprojekte geworben. Die deutsche „Stiftung für internationale Solidarität und Partnerschaft“ betrieb in einer Favela in Rio de Janeiro ein Projekt für Hilfe zur Selbsthilfe: „Straßenkinder in Rio. Vorbeugung durch Berufsbildung“. Hilfe zur Selbsthilfe versteht sich nicht als „Entwicklungshilfe“ im Sinne gnädig gewährter Hilfe, die den deutschen Firmen neue Absatzmärkte erschließt, sondern will die betroffene Bevölkerung veranlassen, gemäß ihren eigenen Bedürfnissen in ihrer lokalen Lebensumwelt Hilfsprojekte zu entwickeln, die ihnen dauerhafte Chancen auf Besserung ihrer Situation verschaffen. Ein solches Bedürfnis war in Rio zweifellos die Eröffnung von Möglichkeiten für Jugendliche, sich eine Grundauss-

bildung für eine berufliche Tätigkeit anzueignen. In diesem Sinne also leistete die deutsche Stiftung Anschubfinanzierung für ein Berufsbildungszentrum in Rio, das inzwischen 600 Auszubildende jährlich in Berufe bringt.

In Fortaleza besuchten wir selbstverständlich auch eine solche Favela. Zwar bietet das günstige subtropische Klima dieser Region, in der es keine Jahreszeiten, sondern nur Regen- und Trockenperioden gibt, die etwa halbjährlich aufeinander folgen, auch den Ärmsten die Chance, den ganzen Tag (und meist auch die halbe Nacht) mit einem Minimum an Kleidung im Freien leben zu können, aber das Problem der Schul- und Berufsausbildung für Kinder und Jugendliche ist das gleiche wie in den Favelas anderer Großstädte. Rose machte uns mit Donna Ruth bekannt. Sie ist eine bereits seit vielen Jahren pensionierte alte Lehrerin, die sich als Angehörige der vermögenden Mittelschicht einen schönen Lebensabend machen könnte. Aber sie fühlt sich für die Verbesserung der Lebensumstände der Menschen in den Favelas verantwortlich. Ihre Erfahrung ist, dass eine der wichtigsten Voraussetzungen zur Selbsthilfe ist, die Menschen in den Hütten und Slums aus Resignation und Depression heraus zu bringen. Jemand von außen muss den Anstoß dazu geben, muss sie in ihren Klagen und Bedürfnissen ernst nehmen, muss sie ermutigen, ihre Probleme selbst in die Hand zu nehmen. Denn die meisten Bewohner der Armenviertel wollen nicht so leben wie sie leben. Oft sind es kleinste und niedrigste Arbeiten für geringsten Lohn, die ihnen bereits die Hoffnung auf eine allmähliche Verbesserung ihrer Lage geben. Dies gilt allerdings vor allen für die Frauen, die Kinder und Jugendlichen, während die Männer häufig in Selbstmitleid und Alkoholismus versinken. Auch ist es für heranwachsende Kinder und Jugendliche noch vergleichsweise leichter als für Männer, immer mal wieder irgendeinen Job zu bekommen. Aber das geht dann natürlich auf Kosten der Schul- und Berufsbildung der jungen Menschen. Ein Teufelskreis, der übrigens bereits da beginnt, wo die Schulbehörde verlangt, dass alle Schülerinnen und Schüler in öffentlichen Schulen eine Schuluniform tragen müssen, die die Armen sich nicht leisten können.

Eingaben machen, den Leuten zu ihrem Recht, das sie nicht kennen (können), verhelfen, Initiativen organisieren: das sind Aufgaben, mit denen man konkret helfen und Mut machen kann. Warum, fragt Donna Ruth bei der Baubehörde an, wird das Abwassersystem, das durch ein Sonderprogramm der UNO finanziert wird, nur in den Villenvierteln, nicht aber in den Favelas verlegt? Und sie erzwingt eine entsprechende Änderung des Plans.

Von einer katholischen Gemeinde hat sie ein einfaches Häuschen zur Nutzung überschrieben bekommen, in dem sie mit Frauen und Jugendlichen aus der Favela ein Begegnungs- und Bildungszentrum einrichtet. Sie unterrichtet dort Kinder und Jugendliche zunächst in Religion, aber auch in Kunst und anderen Fächern. Auf drei etwas altertümlichen Nähmaschinen lernen Mädchen und Jungen, einfache Kleidungsstücke, T-Shirts und Hosen selbst zu nähen. Eine arbeits-

lose Schneiderin hilft dabei. Ein Rentner bringt den Jugendlichen das Flechten von Weidenkörben bei, die sie dann verkaufen können. Ein Maler zeigt ihnen, wie man Wände streichen oder tapezieren kann. Ein anderer lässt sie bunte Blumen und Früchte auf Tücher malen. Abends kommen die Erwachsenen, meist Frauen, und lernen Schreiben und Lesen, aber auch Gesundheitsvorsorge, Hygiene, Schwangerschaftsverhütung und viele andere für sie wichtige Dingen. Auch Feste werden hier gefeiert, eine wesentliche Voraussetzung, meint Donna Ruth, dass die Menschen sich gegenseitig kennen und achten lernen, solidarisch miteinander umgehen. Auf dem Grundstück haben sie einen kleinen Garten angelegt, dessen Erträge eine wertvolle Ergänzung der täglichen ohnehin mangelhaften Ernährung darstellt. Für eine geringe Spende von uns können sie den kleinen Hof, der zum Haus gehört, überdachen, so dass sie dort auch bei Regen arbeiten und lernen können.

Unser Urlaub in Brasilien war zu kurz, um noch weitergehende Erfahrungen zu machen. Aber die Begegnung mit dieser eindrucksvollen brasilianischen Frau bleibt in meinem Gedächtnis haften. Ihr und anderen brasilianischen und lateinamerikanischen Freunden habe ich die wichtige Erkenntnis zu verdanken, dass es neben den USA auch noch ein anderes Amerika gibt.

XVI Krankheit, Alter und Todeserfahrung

Ende der 90er Jahre wurde mir auf einer unserer großen Wanderungen im Siegerland an einem sehr heißen Tag plötzlich schwindlig und die Beine versagten mir. Mit Mühe und Not brachten mich die Freunde zu einem allein stehenden Haus, von dem aus Bernhard ein Taxi rufen konnte. Die Leute dort waren sehr freundlich und besorgt, gaben mir zu trinken und ich erholte mich schnell. Es war wahrscheinlich einfach nur die große Hitze, die mich fertig gemacht hatte. Aber Bernhard überredete mich, zum Arzt zu gehen, und der stellte schnell fest, dass ich doch offenbar schon seit längerer Zeit Herzrhythmus-Störungen hatte, die ich selbst gar nicht wahrgenommen hatte. Ab da musste ich regelmäßig Medikamente einnehmen, vor allem Marcumar zur Verdünnung des Blutes und damit zur Verhinderung eines potentiellen Schlaganfalls. Später stellte sich heraus, dass ich seit längerer Zeit auch Diabetes hatte, ohne davon etwas zu merken. Dann ging ich nur noch mit dem Handstock auf längere Wege: Er gab mir Sicherheit, da ich zunehmend Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht hatte. Ein Neurologe stellte die Schädigung einer bestimmten Partie des Gehirns fest. Ich merkte, dass ich alt wurde.

Ich bekam immer stärkere Beschwerden in meinem rechten Fuß, bis eine totale Arthrose festgestellt wurde, die eine komplizierte Fußoperation notwendig machte. Dabei wurde eine Metall-Stellage eingebaut, um den Mittelfuß zu stützen. Ab jetzt wurde es ernst. Die Wunde heilte, natürlich auch wegen der Diabetes, lange nicht. Schließlich kam ich in die Reha und erholte mich langsam. Aber die Fußoperation war misslungen, denn nach kurzer Zeit schon kam eine Schraube wieder aus dem Fuß heraus und ich musste erneut ins Krankenhaus. Als die zweite Schraube heraus kam, weigerte sich der Facharzt in Leverkusen, der die Operation durchgeführt hatte, die Wunde erneut aufzubrechen, und verschrieb mir einen orthopädischen Stiefel, den ich nun bis zum Lebensende tragen würde. Auch das war noch erträglich. Mit den Wanderungen war es natürlich aus, meine vertrauten Wandergenossen aus der GEW vergaßen mich sehr schnell. Das tat mir weh. Es blieb mir Bernhard, der mehr und mehr Pflichten übernahm, die sonst meine Aufgabe waren.

Meinen 75. Geburtstag feierte ich 2010 schon in stark angeschlagenem Zustand. Auch mein linker Fuß war dick geschwollen, ich konnte wirklich nicht mehr gut gehen. Aber wir feierten in großem Kreis, machten eine schöne Rundreise durchs Siegerland mit einem gemieteten Bus und hatten am Abend viel Spaß

mit Ursel, der Siegener Kabarettistin, die uns in die Gepflogenheiten und Besonderheiten des Siegener Charakters einführte. Danach entzündete sich mein linker Fuß, natürlich aufgrund der Diabetes, irgendwann stürzte ich im Schlafzimmer und zog mir ein riesiges Hämatom an der Hüfte zu. Ich musste wieder ins Krankenhaus, wo sie zwar meinen entzündeten Fuß behandelten und mein Hämatom operativ absaugten, aber meinen Zucker übersahen. Als ich entlassen wurde, stellte sich heraus, dass mein Urin einen Zuckergehalt hatte, der das ertragbare Maß um mehrere hundert Einheiten überstieg. Ich musste noch am selben Tag in ein anderes Krankenhaus eingeliefert werden. Nach der intensiven Wiederherstellung eines einigermaßen normalen Zuckerstandes entlassen, begann die neue Phase der täglichen Insulin-Spritzen, die ich bis heute in meinen geplagten Leib jagen muss. Ich versuchte, über den VDK, dessen Mitglied ich war, zu klären, ob der Arzt fehlerhaft gehandelt hatte, der meine Zuckerkrankheit nicht beachtet hatte. Auf mehrfache Nachfrage nach der Dokumentation der Krankenhaus-Behandlung musste er schließlich eingestehen, dass sich für die Kontrolle des Zuckers keine Aufzeichnungen mehr finden ließen. Gleichzeitig wies er darauf hin, dass es in seinem Krankenhaus aus Geldmangel keine geeigneten elektronischen Aufzeichnungsgeräte gäbe. Darauf hin riet die Ärztekammer von einer Klage ab, womit der Fall erledigt war. So hatte ich indirekt den Schaden der schlechten Gesundheitspolitik zu tragen.

Es folgte die dunkelste Phase meines bisherigen Lebens. An meinem linken Fuß hatte sich eine Wunde entwickelt, die nicht mehr heilen wollte. Wir zogen eine Spezialistin in Heilbehandlung zu, aber sie richtete nichts aus. Im Juli 2012 verfiel ich vor Schmerzen in eine Art Koma, Bernhard schaffte mich ins Krankenhaus. Dort kümmerte sich ein ganzer Schwarm von Fachärzten um mich: ein Chirurg, ein Neurologe, ein Facharzt für Inneres und andere. Ich bekam Schwierigkeiten mit meinen Augen, es verdunkelte sich alles. In meiner Umnachtung hörte ich nur noch ihre Stimmen, sie berieten vor meinen Ohren, was zu machen sei. Ich halluzinierte, dass Bernhard auf mich einspricht, es ist alles dunkel, ich weiß nicht, ob es Nacht ist oder ich nichts mehr sehe. Ich sehe vor meinem inneren Auge mein Leben vorüber ziehen, es war doch ein reiches Leben. Ich denke: es ist genug. Ich glaube, ich sage es laut: es ist genug, lasst es gut sein. Ich will sterben. Bernhard nötigt mich mit vielen Worten, doch irgend ein Papier zu unterschreiben, ich setze irgend einen Krakel darunter. Dann sacke ich endgültig in ein Koma.

Als ich wieder erwache, sind sechs Tage oder mehr vergangen. Ich liege in einem Krankenhaus-Bett, ich kann wieder sehen und merke, dass sich etwas total verändert hat. Unter der leichten Bettdecke bewege ich langsam meine Beine und bemerke es, ohne es zu glauben: Mein linker Fuß ist weg, samt dem ganzen Unterschenkel, man hat mich amputiert. Allmählich dämmert mir die furchtbare Realität: du wirst für immer ein Krüppel bleiben, auf den Rollstuhl angewiesen,

wenn du überhaupt wieder aus dem Krankenhaus heraus kommst. Von Bernhard erfahre ich schließlich, dass nicht er zuletzt mit mir gesprochen hat, sondern der Internist. Und das Papier, das er mich zu unterschreiben nötigte, war die Einverständnis-Erklärung für die Amputation. Erst später konnte Bernhard mir erklären, dass er, als er von meiner Unterschrift von einem Pfleger erfuhr, sich sofort mit dem Chefarzt in Verbindung gesetzt hatte. Nach dem Gespräch gab auch er sein Einverständnis zur Amputation. Und ich erfuhr, dass mein Sohn Johann da gewesen war und zwei Tage an meinem Bett saß und auf mein Erwachen hoffte, was mich besonders anrührte. Natürlich hatten auch Bernhard und Jan keinen Tag ausgelassen, bei mir zu sein. Sie hatten auch ein Radio mit CD-Player installiert, der auch manchmal von den Pflegern angestellt wurde, wie sie mir später erzählten. Allmählich begann ich, zu begreifen, was diese Lösung für mich bedeutete. Ich war bereit, zu sterben, aber das Leben wurde mir neu geschenkt: eine ungeheure Erfahrung!

Die Wunde an meinem Beinstumpf heilte schwer. Aber die Operation hatte wohl meine Niere so geschädigt, dass sie versagte und mir ein Weiterleben mit wöchentlich drei mal drei Stunden Dialysebehandlung bevorstand. Das tut zwar nicht besonders weh, aber es ist lästig, aufwendig und muss immer gut organisiert werden. Ich fing an, mich ans Krankenhaus zu gewöhnen, Bernhard brachte mir wieder den CD-Player mit Kopfhörern, auf denen ich stundenlang Musik hörte. Und er brachte die „junge Welt“, mein Leib- und Magenblatt, die ich nun wieder täglich las und feststellte, dass sich in der Weltpolitik in der Zeit meiner Abwesenheit nur traurig wenig geändert hatte. Ich begann, wieder Bücher zu lesen.

Bezeichnender Weise stürzte ich mich auf die jüdisch-deutsche Literatur der Nachkriegszeit, auf Autorinnen und Autoren, die den Holocaust überlebt hatten und sich in der neu entstehenden Literatur-Szene zu behaupten versuchten. Viele von ihnen litten unter einer Art Schuld dafür, dass sie überlebt hatten, während ihre jüdischen Mitbürger in den Konzentrationslagern massenhaft umgebracht worden waren. Irgendwie fühlte ich mich ihnen verbunden, um nicht zu sagen: verbrüdet. Mein eigenes Überleben schien mich zu verpflichten, nun meinerseits das Vergessen dieser Autoren und Autorinnen aufzuhalten. Bernhard brachte mir ein Notebook und ich begann zu schreiben.

Ich nahm mein neues Leben als Behinderter allmählich an. Ich besorgte mir einen Katalog für Urlaub mit Behinderung und plante einen Urlaub in einer behindertengerechten Wohnung im Münsterland. Ich hatte inzwischen nicht nur einen Rollstuhl in mein Krankenzimmer gestellt bekommen, sondern verfügte auch über einen elektrischen Rollstuhl. Mit dem Schwager Erhard und meiner Schwester Renate verbrachten wir einen sehr schönen Urlaub, mit täglichen Fahrten um einen kleinen, stillen See, und zu Sehenswürdigkeiten im Münsterland. Unmittelbar danach musste ich wieder in eine Reha-Klinik, diesmal nahe bei Siegen, so dass Bernhard mich täglich besuchen konnte und wir kleine Spazier-

fahrten unternahmen. Inzwischen konnte ich auch mit Bein-Prothese und Krücken kürzere Gänge unternehmen und mich in der Wohnung bewegen. Aber ich blieb natürlich total von Bernhard abhängig. Er versorgt mich mustergültig und ist stets besorgt um mein Wohlergehen. Während früher ich allein fürs Kochen zuständig war, hat er jetzt die Lust am Kochen entdeckt und kocht viel besser und phantasievoller als ich.

Im März 2014 starb meine jüngste Schwester Gisela. Auf ihrer Beerdigung holte ich mir eine starke Erkältung mit einem schmerzhaften Husten. Wieder zu Hause, wurde bei einem heftigen Husten eine innere Blutung im Bauchraum ausgelöst, in deren Gefolge ich einen Schlaganfall erlitt. Jan erkannte rechtzeitig, was da vorgefallen sein musste, so dass ich zeitnah in die Klinik gebracht werden konnte. Als dessen Folge blieben ein leichte, aber doch spürbare rechtsseitige Lähmung zurück, ziemliche Schluckbeschwerden und Sprechschwierigkeiten. Das war ein neuer, gewaltiger Schock für mich, ich fühlte mich so hilflos, so ausgeliefert wie noch nie in meinem Leben. Obwohl ich durch eifriges Üben die Lähmung und die anderen Beschwerden ziemlich schnell in den Griff bekam, blieb der Schock sitzen, was bei einer Wiederholung eines solchen Schlags geschehen könnte. Ich wurde mir bewusst, dass ich jederzeit hilflos ausgeliefert sein könnte, bewegungslos, sprachlos, was weiß ich noch alles. Will ich dann noch leben? Sicher, ich habe eine „Patientenverfügung“ gemacht, aber wird sie im gegebenen Fall berücksichtigt, und wie? Von wem? Ich habe seit meiner Erfahrung von Todesnähe keine Angst mehr vor dem Tod, aber ich habe Angst, dass man mich nicht sterben lässt, aus welchen Gründen auch immer. Damit bin ich allein.

Besonntes Alter

Ich bin nun in meiner Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt. Bernhard umsorgt mich hingebungsvoll. Er ist jetzt selbst schon 71 Jahre alt, aber rüstig und rege, immer noch für den Frieden engagiert. Trotz Kritik und Anfeindungen in Siegen. Er arbeitet aktiv in der überregionalen „Kooperation für den Frieden“ mit, hält ab und zu in anderen Orten Vorträge. In Siegen verteidigt er ausdauernd das ZFK gegen die Linke, die die Zusammenarbeit mit dieser Friedenseinrichtung aufgekündigt hat, eine seltsame Blüte linker Friedenspolitik. Und er arbeitet im Dunkelcafé mit, das sich zunehmend in den Räumen des ZFK breit macht und zunehmend erfolgreich ist. Der blinde Jan, inzwischen 30 Jahre alt, ist so etwas wie unser Sohn geworden. In unserer großen Wohnung haben wir ihm eine kleine separate Wohnung mit direktem Zugang zu uns eingerichtet. Er ist durch einen Unfall im Alter von 20 Jahren erblindet und hat die rechte Hand dabei verloren. Er hat, wie er sagt, durch große Willenskraft überlebt und ist so zum medizinischen Fachmann geworden, wozu auch beigetragen hat, dass er in der Schule im Chemie-Leistungskurs gewesen war. Immer, wenn es medizinische Notfälle bei

mir gab oder wenn Bernhard Fragen zu Medikamenten und Pflege hatte, war Jan zur Stelle. Andererseits ist er ja in seiner Blindheit doch in vielen Dingen von der Hilfe Bernhards abhängig. Sie arbeiten immer neue Pläne aus, um das Dunkelcafé noch bekannter und attraktiver zu machen. Dabei muss er oft Jans blühende Phantasie bändigen, seine übertriebenen Zukunftsvorstellungen auf ein realistisches Maß reduzieren und manchen Streit ausfechten. Uns drei eint die Eigenschaft, dass wir nicht nachtragend sind. Und der ständig steigende Zuspruch fürs Dunkelcafé macht sich auch positiv in der Vereinskasse bemerkbar.

Wenn ich täglich einige Stunden in meinem bequemen Sessel am Fenster sitze und klassische Musik höre, verfolge ich in der „jungen Welt“ die Entwicklungen in der Weltpolitik, die mir immer schrecklicher zu sein scheinen, als ob die ganze Welt jede Vernunft verloren hätte und jeder Ansatz zu einem menschenwürdigen, friedlichen Zusammenleben mit Gewalt kaputt gemacht wird. Ich habe viel Zeit, darüber nachzudenken, und fühle mich fast befreit davon, selbst noch etwas dazu tun zu müssen, in meiner eingeschränkten Bewegungsfähigkeit. Ich sitze desto häufiger am Computer, arbeite Bernhard in seinem Friedensengagement zu, schreibe für *et cetera ppf* und verfolge und wähle wichtige Beiträge aus anderen Publikationsorganen für unsere Zeitschrift aus, die immer noch zweimal jährlich erscheint. Und ich versuche immer wieder, mein Leben im Rückblick zu ordnen. Wenn ich auch nicht mehr frei auf meinen eigenen Füßen gehen kann, so kann ich doch noch meine Gedanken zusammen halten. Das tut gut.

XVII Rückblicke

Rückblick: Mein Schwulsein

Was bedeutet das eigentlich, schwul zu sein? Ich fühlte mich früh anders als die anderen, ihnen irgendwie fremd, einsam, eigenbrötlerisch und eigensinnig. Das bestätigen unterdessen einige Sexualwissenschaftler als Früherfahrung von Schwulen, und viele Schwule berichten auch selbst von solchen Erfahrungen. Bei mir allerdings gerieten diese Fremdheitsgefühle nicht zu einer speziellen Erkenntnis meines Schwulseins, geschweige denn, dass ich mich dazu hätte bekennen können. Auch ein merkwürdiges Erlebnis mit einem meiner Vettern öffnete mir nicht die Augen: In einer heißen Sommernacht lagen wir in unseren Betten, die über Eck standen, so dass sich unsere Füße berühren konnten. Da kam ich auf die Idee, ganz vorsichtig mit meinem Fuß an seinem Bein hoch zu streifen bis ich schließlich an seinem Schwanz ankam, der schon steif war. Spätestens da wachte er wohl auf, kam an mein Bett und sprach mich an. Ich aber stellte mich schlafend und drehte mich zur Wand. Er konnte es für eine zufällige Berührung im Schlaf halten, was er natürlich nicht tat. Eine Weile flehte er mich an, mich als wach zu zeigen oder aufzuwachen, aber ich verschloss die Augen. Wir sprachen nie darüber. Auch ab da hätte mein Leben schon anders verlaufen können, wenn ich mit ihm geredet hätte.

Seit meiner frühen Jugend war ich fasziniert von der (scheinbaren) Unschuld, der Unbeschwertheit und Unbekümmertheit von Jungen, ohne damit – jedenfalls bewusst – etwas Sexuelles zu verbinden. Ich habe nie Erwachsene in erotischen Situationen erlebt. Ich konnte mich in Mädchen verlieben, aber ich wich erotischen Situationen aus. Auf meine spätere Frau Katharina ließ ich mich ein, weil Kommilitonen mir sagten, dass wir uns nach ihrem Eindruck liebten. Ich hatte guten Sex mit ihr, aber unsere eigentliche intensive Beziehung fand über das gemeinsame Musizieren statt. Wir hatten Kinder, die ich sehr liebte. Seit meiner ersten sexuellen Begegnung mit einem Mann stand zwar fest, dass ich schwule Regungen haben konnte, aber ich dachte nicht daran, deshalb meine Ehe und meine Kinder aufs Spiel zu setzen. Erst als Katharina mich verließ, erkannte ich, dass ich Männer wirklich begehrte und mich nach einer festen Beziehung mit einem Mann sehnte. Das bestimmte fortan meine erotischen und sexuellen Begegnungen mit Männern, bis ich Wolfgang fand.

Ich hatte als junger lediger Erwachsener genug Gelegenheit, schwule Dinge und schwules Männerbegehren wahrzunehmen. Warum ließ ich es nicht an mich heran? Verdrängte ich einfach nur die Erkenntnis, selbst schwul zu sein? Warum verweigerte ich mich jeder Beziehung, sobald Erotisches oder gar Sexuelles ins Spiel kam? Warum entwickelte ich eine panische Angst davor, von jemand anderem – sei es eine Frau, sei es ein Mann – als Besitztum genommen zu werden? Heute glaube ich, dass Schwulsein oder Heterosein nicht nur in der Individualität der Menschen von Geburt an angelegt ist, sondern es ist zumindest auch ein Konstrukt der gesellschaftlichen Zustände, unter denen die einzelnen Individuen aufwachsen und leben. Es ist vielleicht utopisch, sich eine Gesellschaft vorzustellen, in der es gleichgültig ist, mit welcher geschlechtlichen Identität ein Mensch geboren wird und aufwächst, in der vielleicht auch die äußerlichen Geschlechtsmerkmale nicht ausschlaggebend sind für die geschlechtliche Zuordnung der Individuen. Die Gesellschaft, in die ich geboren wurde und in der ich aufwuchs, war es jedenfalls nicht. Ich weiß auch nicht, ob die Identitätsfindung einer Person eher von ihrer sexuellen Orientierung oder von ihrer gesellschaftlichen Geprägtheit abhängt. Für mich jedenfalls hatte diese gesellschaftliche Geprägtheit Vorrang vor der sexuellen Orientierung, das steht fest.

Hätte ich dieser Geprägtheit entgehen können? Es gibt eine Fülle von Beispielen, in denen selbstbewusste oder auch verunsicherte Schwule solcher gesellschaftlichen Geprägtheit entgangen sind. Um den Preis des Außenseitertums, des Nicht-ernst-genommen-Werdens, des Leidens, häufig des Todes durch eigene oder fremde Hand. Auch das ist bekannt. Ich selbst bin solchen Schicksalen in meinem Buch „Männerliebe“ und in vielen anderen Texten nachgegangen. Noch nicht hinreichend, denke ich, ist aufgeklärt, auf welche anderen Möglichkeiten, sich selbst zu verwirklichen und aktiv in die Entwicklung ihrer Gesellschaft hinein zu wirken diese Männer verzichtet haben, indem sie auf ihrem – trotzdem ihnen aufgezwungenen – Außenseitertum bestanden und darunter litten. Ich habe, bevor ich selbst begriffen und angenommen habe, dass ich schwul bin, viel von dem verwirklichen können, was meine (dennoch verkorkste) Gesellschaft mir zur Verwirklichung meiner eigenen Identität bot. Ich möchte die Zeit nicht vermissen, während der ich unter der von Hetero-Normen geprägten Gesellschaft selbst geprägt worden bin. Ich kannte nichts anderes als zu heiraten und Kinder zu kriegen, also heiratete ich und kriegte Kinder. Ich versuchte ein guter Ehemann und Vater zu sein und, soviel Fehler ich dabei auch gemacht habe, ich habe meiner Frau und meinen Kindern viel Liebe entgegengebracht und sie gewiss auch einige Zeit lang glücklich gemacht. Ich begann politisch zu denken, lernte die Mängel dieser Gesellschaft zu erkennen und zu kritisieren, ich wusste, dass eine andere Gesellschaft möglich ist, und ich wirkte nach meinen Kräften und meinem Vermögen an Versuchen mit, sie humaner und friedlicher zu gestalten. Ich weiß nicht, ob ich diese Einsichten gewonnen hätte, wenn ich mich nur mit meiner

sexuellen Orientierung und ihrer Durchsetzung hätte herumschlagen müssen.

Vielleicht hatte ich auch einfach Glück, dass ich mein Schwulsein erst entdeckte und mich als schwul annahm in einer Zeit, in der Homosexualität unter Männern nicht mehr unter Strafe stand. Es kostete zwar auch dann immer noch viel Selbstüberwindung und Mut, sich öffentlich als Schwuler zu erkennen zu geben oder gar für die Gleichberechtigung und Gleichbehandlung von Schwulen zu demonstrieren. Die Organisatoren der ersten schwulen Studenten-Demonstration in Münster nahmen nur unter falschen Namen mit mir Verbindung auf. Vielleicht war auch hier mein Geprägtsein durch die Hetero-Gesellschaft eher hilfreich als störend für die Selbstverständlichkeit, mit der ich mich zum Schwulsein bekennen konnte, ich war politisch bewusst und kannte meine Rechte, auch wenn diese Gesellschaft mir diese Rechte absprechen wollte, mich zumindest in die Schmutzdecke zu stellen suchte.

Ich wirkte jedenfalls ein bisschen mit an der Emanzipation der Schwulen, an der Aufhebung des Paragraphen 175, an der wachsenden „Toleranz“ des Staates gegenüber andersartigen geschlechtlichen Orientierungen und speziell gegenüber Schwulen. Ich begegnete vielen interessanten Menschen mit ganz unterschiedlichen Einstellungen und Verhältnissen gegenüber dem Erotischen und Sexuellen, ich begegnete, glaube ich, nie einem Menschen, der ausschließlich aufs Sexuelle fixiert war oder darauf festgelegt werden konnte, weder einem Schwulen noch einem Hetero.

Dennoch ist natürlich nicht zu leugnen, dass auch in der derzeitigen relativ „toleranten“ Gesellschaft Schwule mehr oder weniger offen diskriminiert werden. Und sie sollten nicht vergessen, wie schnell „Toleranz“ in Schwulenfeindlichkeit umschlagen kann. Schwule können zwar heute Hand in Hand durch die Straßen gehen, aber sie können das nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit und Unbeschwertheit wie ein heterosexueller Mann und eine Frau, auch wenn sich keiner mehr umdreht oder abfällige Bemerkungen hinter ihrem Rücken macht. Sie sollten nicht vergessen, dass sie auffallen, auf einem öffentlichen Tablett gehen. Und sie sollten sich klar machen, dass unsere Gesellschaft immer noch zu den wenigen zählt, die die juristische Verfolgung von Schwulen, nach Jahrhunderten heftiger Kämpfe erst 1996 abgeschafft hat, dass es immer noch Länder gibt, in denen Schwulen die Todesstrafe droht.

Rückblick: Mein Antifaschismus

Ich wuchs als Kind im Faschismus auf, ohne nachhaltig von ihm beeinflusst zu werden. Außer dass meine Eltern mir Sprüche für meinen Lebensweg machten wie, ich möchte einmal ein tüchtiger Hitlerjunge werden, und manchmal ähnliche oberflächliche Sprüche von ihren Freunden und Bekannten kamen, verlief mein wirkliches Leben als Kind ohne Berührungen mit faschistischer Ideologie

und ohne – für mich – sichtbare Vorgänge faschistischer Art. Sicher wurde vor unserem Haus täglich von uniformierten Männern feierlich die Hakenkreuzfahne aufgezogen und wieder eingeholt, aber ich blieb als Kind davon unberührt und wurde bei den Zeremonien nicht zugelassen. In unserem Treppenhaus wechselte die Mutter zwar regelmäßig die in Nazi-Kunstschrift geschriebenen Monatssprüche des Winterhilfswerks, aber sie blieben nur rechtfertigende Dekoration, die niemand las, mich jedenfalls, auch als ich lesen gelernt hatte, interessierten sie nicht. Wir mussten gelegentlich die monatlich herauskommenden hölzernen Abzeichen des Winterhilfswerks in der Nachbarschaft verkaufen, ich fand sie hässlich und wehrte mich, sie zu verkaufen, was die Mutter anstandslos hinnahm. Hitlerjunge wollte ich zwar natürlich auch werden, aber ich hatte keine Ahnung, was ich mir darunter vorstellen sollte. Auf dem Dorf gab es keine Hitlerjugend, jedenfalls für mich nicht sichtbar. Es gab einen einsamen „Fähnleinführer“ in HJ-Uniform, der sich vielleicht sogar mit einigen Dorfjungen in den Wäldern herumtrieb, jedenfalls sah man sonst keinen Jungen in Uniform.

Als der Krieg begann und der Vater sofort eingezogen wurde, war ich 4 ½ Jahre alt. Ab da bewegten sich die politischen Gedanken der Erwachsenen in meiner Umwelt und zunehmend auch der Kinder nur noch um den Krieg und den Wunsch, er möge schnell zu Ende gehen. Ideologisches spielte meines Wissens keine bedeutende Rolle mehr, wenn man davon absieht, dass wir, der Mutter folgend, bis zuletzt an den deutschen Endsieg glaubten, ohne eine Vorstellung davon zu haben, wie der aussehen sollte. Meine Entfremdung vom Vater erfolgte vor allem darüber, dass ich zunehmend darüber nachdachte, was er wohl in diesem Krieg alles treiben würde. Ich hatte da noch keinen Begriff davon, was faschistische Ideologie ist und was es bedeutet, ihr verfallen zu sein. Und das blieb viele Jahre so. In der Schule blieb die Ideologie und die Zeit des Faschismus völlig ausgeblendet. In der Familie war darüber zu reden tabu. Im Verwandten- und Bekanntenkreis gab es angeblich keine Nazis und keine Sympathisanten, warum darüber reden?

Ich habe wegen der Ideologisierung meiner Eltern von Kind an darüber nachgedacht, welche Macht Ideologisierung auszuüben vermag, wenn das demokratische Denken enttäuscht und zerstört wird. Aber ich habe auch viel darüber nachgedacht, welche unterschiedliche Wege aus einer falschen Ideologisierung heraus führen können. Nach 1945 fiel es meiner Mutter anscheinend nicht weiter schwer, die ganze vergangene Naziepoche zu vergessen und einen neuen Anfang zu machen. Und in der Kindererziehung bewies sie wirklich demokratische Tugenden des Wachsen-Lassens, der Rücksicht auf die Individualität und die unterschiedliche Entwicklung jedes einzelnen Kindes, vor allem des unerschütterlichen Vertrauens, welchen Unsinn wir Kinder auch immer angestellt hatten.

Diese Erfahrungen trugen dazu bei, sozialistisch inspirierte Reformideen zu entwickeln, die der Vater als „kommunistische Schnapsideen“ abtat.

Rückblick: Mein Verhältnis zum Judentum

Juden beschäftigten mich von früh an, einfach, weil ich keine kannte. Ich hatte wohl Texte von jüdischen Autoren unterschiedlicher Zeiten gelesen, wusste natürlich, dass Mendelssohn oder Heine Juden waren und wunderte mich, dass ihre Werke verpönt und verboten waren, aber ich kannte sie nicht persönlich. Ich suchte etwas spezifisch Jüdisches an ihnen, fand aber nichts. Weder im Dorf, noch in der Schule, noch im Evangelischen Studienwerk, noch im Studium war je von Juden auch nur die Rede. Später interessierten sie mich, weil man so viel Wind um sie machte, das scheinheilige Gerede über die Wiedergutmachung, ob Adenauer nach Israel fahren und sich versöhnen soll oder nicht, das Getue um die Aufnahme diplomatischer Beziehungen, der Zentralrat der Juden in Deutschland, der ständig sich zu Wort melden musste, dann die ersten Schändungen von Judengräbern und wieder errichteten Synagogen usw., das alles erregte mich, aber ich blieb allem Gerede und allen Ereignissen in der BRD gegenüber relativ distanziert.

Ich fand einige Bücher, die mich über den Antisemitismus aufklärten, über seine Entstehung, seine Ziele und Effekte, über die Judenverfolgung im NS-Faschismus und über die Konzentrationslager. Ich las Theodor Herzls „Der Judenstaat“, dessen Ansatz mich angesichts des Holocaust schnell überzeugte. Jedenfalls begeisterte ich mich am Pioniergeist der frühen jüdischen Einwanderer in Palästina. Ich las Bücher über die Entstehung der zionistischen Bewegung und des Staates Israel und glaubte den friedlichen Absichten seiner Gründer. Ich las über die frühen Reisen der jüdischen Dichterin Else Lasker-Schüler nach Palästina und Israel, über ihre idealistische Sicht des gutnachbarlichen Zusammenlebens von palästinensischen Eingeborenen und jüdischen Zugewanderten, über ihre spätere Desillusionierung und ihren ärmlichen Tod 1943 in Jerusalem, weil die Schweiz der Emigrantin die Rückreise verweigerte.

Ich bewunderte den sozialistischen Ansatz der frühen Kibbuz-Projekte. In meiner Jugend plante ich, als Erwachsener nach Israel auszuwandern und in einem solchen Kibbuz Versöhnungsarbeit zu leisten. Auch noch als wir jung verheiratet waren, bewegten uns Pläne, wenigstens für einige Zeit nach Israel zu gehen, doch ich opferte diese Pläne meiner Hochschulkarriere und unserer wachsenden Familie.

Später beschäftigten mich Bücher wie „Die Geschichte der Juden“ von Lutz van Dijk, „Judenstaat und Israel“ von Uri Avnery, der „Report über den Gaza Konflikt“ von Richard Goldstone, „Die ethnische Säuberung Palästinas“ von Ilan Pape oder „Israels Schicksal“ von Moshe Zuckermann, die meine heutige Kritik der Politik von Israel prägten. Ich las ziemlich regelmäßig die „Jüdische Stimme“, seltener den „Semit“. Ich nahm Verbindung auf mit Rolf Verleger, dem seinerzeit

tigen Mitglied des „Jüdischen Zentralrates in Deutschland“, er schrieb in unserer Zeitschrift *et cetera ppf.*

Juden in Deutschland fand ich erst im Erwachsenenalter. Aber ich begann schon als junger Erwachsener Texte von den Holocaust überlebenden Autoren und Autorinnen zu lesen, die mich erschütterten. Ich besuchte das KZ Dachau und war mehrmals in Buchenwald, sowohl zu DDR-Zeiten als auch danach, einmal besuchte ich auch das KZ Natzweiler im Elsass. Später nahm ich an Seminaren in Neuengamme teil. Ich trat der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) bei und unterstützte den Aufbau des Aktiven Museums Südwestfalen, das die Geschichte der Siegerländer Juden aufarbeitete. Irgendwann distanzierte sich die GCJZ von der Zusammenarbeit mit dem ZFK. Der Vorstand verweigerte sich einer Aussprache über mögliche Differenzen. Das nahm ich als schwere Verunsicherung unserer Friedensarbeit wahr. Sicher hatten wir Konflikte über unsere Einstellung zur israelischen Politik vor allem gegenüber den Palästinensern, aber die GCJZ hatte nie behauptet, dass man Israel nicht auch kritisieren dürfe.

Ich lernte in der Gesellschaft einige jüdische Überlebende kennen, die eindringlich ihr Überleben in Israel schilderten. Ich begann zu begreifen, dass Jüdischsein sich als ein allgemeines, vielleicht unterbewusstes Gefühl des Verfolgt- und Unterdrücktseins manifestiert, das nicht nur vom Holocaust ausgelöst sein muss, sondern dem Jahrtausende von Verfolgungserfahrungen zugrunde liegen. Und ich ahnte, dass sich im jüdischen Charakter eine Gespaltenheit zeigt, die sich durch die oft unbewusste Zugehörigkeit zum jüdischen Volk und die jeweilige Gebundenheit an ihr Heimat oder Herkunftsland offenbart.

Ich veröffentlichte im „Siegener Friedensboten“ eine Zusammenstellung von Stimmen von Juden, in denen sie Stellung nahmen zu den Übergriffen Israels gegenüber den Palästinensern und ihre Sorge zum Ausdruck brachten, dass Israel sich mit dieser Politik selbst delegitimiere. Später stellte ich in einem anderen „Siegener Friedensboten“ die wesentlichen Ergebnisse des „Goldstone-Berichts“ vor, der die Ereignisse des ersten israelischen Gaza-Überfalls untersuchte.

1993 begegnete ich auf unserem Kolloquium „Homosexualität und Krankheit“ Thomas Sparr, dem Lektor des Jüdischen Verlags in Frankfurt. Er hielt einen Vortrag über „Eine unheilbare Krankheit. Judentum und Homosexualität zwischen Biographie und Pathographie“, der mich ungeheuer fesselte. Er knüpfte dabei an Marcel Prousts Aussage über Homosexualität als „unheilbare Krankheit“ an, die er mit dem Judentum verglich. Und Sparr verwies auf die medizinische und psychiatrische Literatur seit dem 19. Jahrhundert, die das Judentum gleichermaßen wie die Homosexualität als Krankheit ansah. Zwar betonte er, dass hier Unvergleichliches vergleichbar gemacht werde, aber er sieht auch, dass in der literarischen Darstellung des Judentums und der Homosexualität erstaunliche Parallelen des Biographischen und Pathographischen zu beobachten sind.

Rückblick: Mein Friedensengagement

Manfred Zabel, mein früherer Siegener Freund und engagierter Mitstreiter in der Friedensbewegung, schrieb mir in einem nachdenkenswertem Brief zu meiner Emeritierung im Jahr 2000 u. a.:

Deine Schritte auf dem Weg der Friedenspädagogik habe ich immer genau verfolgt und mitbedacht. Dass unsere Denkbewegungen nicht synchron waren, war immer offenkundig. Dabei haben die unterschiedlichen Grade der Enttäuschungen über die Wege, Umwege und Irrwege der alten Tante SPD wohl auch mitgespielt. [...] Weil ich lange die Innenansichten der Partei beobachtet habe, kann ich mich hinein fühlen in diese Empfindungen. Es gibt genügend Anlässe sich abzuwenden. Wenn du etwas verändern willst mit der Geschwindigkeit einer Schnecke, dann geht das nur von innen. Wenn du recht behalten willst, dann geht's von draußen. ‚Parteisoldaten‘ kennen nichts von dieser Spannung, sie scheinen z. Z. auf dem Vormarsch zu sein.

Ich bemühe mich im Beruf, in der Kirche und in der Gesellschaft um eine kontextuelle Ethik in Aufnahme und Weiterführung von Bonhöffer und Bethge-Anstößen. Dieser dritte Weg zwischen Beliebigkeit und Fundamentalismus ist riskant, nicht frei von Fehleinschätzungen und Irrtümern, aber sehr spannend. Das ist mir bewusst.

Meine persönliche Aktivitäten mit dem IBB Dortmund haben mir Einblicke gegeben in die Situation in Minsk und in Sarajewo. Die Partner, mit denen ich spreche, wundern sich über die Friedensdiskussionen, die uns hier entzweien. Ob das an der dialektischen Denkweise hängt, in der wir weit weniger geübt sind? Jedenfalls hoffe ich, dass sich – nach manch unfruchtbaren – auch mal ein ‚kultivierter Streit‘ ergeben wird über den rechten Weg des Friedens. Dazu ist die Gelassenheit der dritten Lebensphase vielleicht geeigneter als die vorhergehenden. [...]

Ich denke immer wieder darüber nach, wie mein Weg zum Engagement für den Frieden war. War er gekennzeichnet von „Beliebigkeit“ oder von „Fundamentalismus“? War „spannend“ ein Kriterium, ihn zu gehen? Sicher gab es – vielleicht unnötige – „Umwege“ und – eher unverzeihliche – „Irrtümer“, aber beliebig oder gar fundamentalistisch? Welche Gründe führt Manfred da an, um deutlich zu machen, welche „Friedensdiskussionen uns entzwei(t)en“? Uns entzweite nicht, dass er in der SPD für den Frieden eintrat, sondern wie er es tat. Sein „Innen“ war eben die SPD, deren diverse Zustimmungen zu kriegerischen Konflikten er vielleicht für „Irrtümer“ oder „Umwege“ hielt, aber nicht offen kritisierte. Er fand keinen hinreichenden Anlass sich abzuwenden, das ist seine Entscheidung, die ich ihm nicht übelnahm. Aber dass er besserwisserisch mit der SPD im Rücken

im Hintergrund bestimmen wollte, in welche Richtung die Siegener Friedensbewegung gehen sollte, darüber stritten wir in der Tat.

Hinderlich scheint mir die Hin-und-Her-Gerissenheit zu sein, die viele Friedensaktivisten befiel, als sie erkannten, was das Schneckentempo der Friedensbewegung wirklich bedeutet, nämlich, obwohl sie so Recht hatten, sich nicht durchsetzen zu können. Dies auszuhalten und dennoch weiter zu machen, ist, darauf bestehe ich, weder „beliebig“ noch eine Art von „Fundamentalismus“.

Meine Friedenserziehung war in Theorie und Praxis im Wesentlichen bestimmt durch die Prinzipien: Erkennen von und Auseinandersetzung mit kriegerischen Vorgängen und ihren Hintergründen, ihrer Planung, Ingangsetzung und ihren Entwicklungen, ihren Wirkungen; Wahrnehmung der eigenen individuellen Betroffenheit durch solche kriegerischen Vorgänge und Suche nach Kommunikation mit anderen darüber, empathisches Zugehen auf die anderen, auch mir Fremde; gemeinsame Suche nach Lösungsmöglichkeiten, nach handelnden Reaktionen auf den Frieden störende, unfriedliche Vorgänge im politischen Leben wie in der Gesellschaft, zwischen Menschengruppen und Individuen, und solidarisches Handeln in der Friedensbewegung.

Mein Handeln und Argumentieren in der Friedensbewegung war nie – jedenfalls nie bewusst – bestimmt von Dogmatismus oder „Fundamentalismus“, sondern stets von der Suche nach Ausgleich aller Meinungen und Handlungsvorschläge, von Zuhören-Können und Verstehen anderer Positionen und vom ehrlichen Aushandeln von Kompromissen. Kompromissen allerdings, die ihre Grenzen hatten, wo sie Minderheiten unterbutterten oder vom Ziel des Friedensstiftens abwichen.

Rückblick: Mein Verhältnis zu Frauen

Praktisch von Kind an habe ich wohl ein ziemlich gespaltenes Verhältnis zu Frauen: Einerseits bin ich vor allem als Kind in einer ziemlich dominanten Frauenwirtschaft aufgewachsen, in der Männer kaum eine Rolle spielten. Andererseits kann ich mich eigentlich nicht an irgendwelche Zärtlichkeiten zwischen der Mutter und mir erinnern. Vielleicht bedingte die verstandesmäßig-distanzierte Art ihres durchaus großzügigen Umgangs mit uns Kindern meine frühe Neigung, mich zwischen Kindheit und Jugend in meiner Phantasie mit Frauengestalten zu umgeben, die ich als geschlechtslose Wesen anbeten konnte. Als geschlechtliche Wesen nahm ich sie nicht wahr. Das blieb so bis ins Jünglingsalter hinein. Wenn es in Gesellschaft irgendwie intim zu werden drohte, nahm ich – wie gesagt – meine Mütze und ging. Auch meine frühen Beziehungen zu einigen Mädchen waren von absoluter Abstinenz gegenüber jeder intimen Berührung geprägt. Die Frau blieb das mir fremde Wesen bis ich Katharina durch äußeren Anstoß kennen und lieben lernte. Aber auch sie blieb mir im Grunde fremd als ein Wesen mit

eigenen Vorstellungen und Begehrensstrukturen, Lebenszielen und Beziehungsansprüchen.

Jetzt, im Alter, lese ich Hans Keilsons „Tagebuch von 1944“, in dem er, ein eingefleischter Hetero, sein Hin- und-Hergerissensein zwischen zwei Frauen reflektiert, der älteren Gertrud, mit der er verheiratet ist und ein Kind hat, von der er aber im niederländischen Exil und Untergrund getrennt leben muss, und der sehr jungen Hanna, wie er im Exil-Untergrund, umgeben von der ständigen Bedrohung der Entdeckung durch die deutsche Besatzungsmacht. Er schreibt:

Gespräch mit Hanna. ‚Ich hab doch kein Recht auf Dich‘, sagte sie. Trotzdem Zusammensein im Gespräch voll tiefem Einverständnis. ‚Hast Du nur pädagogische Erwägungen‘, fragte sie. Ich versuchte ihr auseinanderzusetzen, was mich bewegt. Dabei legte ich ihr einen Teil des Konflikts dar. Sie hörte beglückt zu. Ich erschrak, da ich meine tiefe Zuneigung zu ihr erkannte. ‚Verwandtschaft‘ – nannte ich es. Der Blick eines Mädchens, mit dem man im Gespräch ist, aufsteigend aus einer geheimnisvollen Tiefe und gerichtet in eine geheimnisvolle Ferne. Nachdenkend und suchend. Im Schauen kam ein anderes Gesicht in ihren Zügen durch. Brief von Gertrud. Sehr traurig, sie ist nicht gesund. Ich begreife sie sehr tief. Sie ist allein, es greift mir an die Tränen, wenn ich an sie denke. Sie ist der Leidtragende meines Konfliktes. Meine Haltung ihr gegenüber ist alles andere als kameradschaftlich. Ich hasse mich, mein Ressentiment. Mehr noch meine frühere Angst, die mich von der Wahrheit zurückhielt. Wir passen nicht zusammen. Unsere Arten sind völlig verschieden, trotz tiefer Verwandtschaft. Ich zittere noch, sie ist zu wenig in sich ruhig. Nervös. Und keine rechte Vorstellung vom Mann. Zu primitiv. Das sind alles Vorwürfe? [...] Ich will nicht mehr gelähmt sein, wenn ich in ihrer Nähe bin. [...] Bin ich mit Gertrud zusammen, begreife ich nicht mehr, was mit Hanna mich verbindet. Bin ich mit Hanna zusammen, ist Gertrud in eine Entfernung gerückt.

Erasmus Schöfer, Autor der gewaltigen Romantetralogie „Die Kinder des Sisyfos“, der immer wieder anschaulich und voller Details schildern kann, was ein Mann empfindet beim Sex mit einer Frau, bleibt relativ zurückhaltend, wenn von der „unerforschten Binnenwelt Frau“ die Rede ist. Nur relativ distanziert sieht er durch die Augen einer Frau, wie sich die DDR-Frauen aus ihren Erfahrungen „heftiger Männervergangenheiten“ befreien und zu ihrem eigenen „Binnenleben“ kommen, das ihm fremd bleibt, das er seine Protagonistin aber als „Explosion von Frauenpower“ wahrnehmen lässt. Differenzierter und komplizierter kann man das Verhältnis von Mann und Frau wohl kaum beschreiben.

Ich gehe jetzt einmal im Monat abends für ein paar Stunden in eine Gruppe von alten Schwulen und Lesben: „Anders Altern“. Sie hat sich gebildet im Rahmen einer städtischen Aktion, in der die besonderen Probleme dieser Personengruppe

im Alter berücksichtigt werden sollte. Die Aktion suhlte sich in der neuen gesellschaftlichen „Toleranz“ und fand auch die alten Schwulen und Lesben für Ehrenämter noch tauglich, ja, sie erkannte in ihnen eine neue Konsumentengruppe, auf die man zugehen müsse. Ich schrieb einen Zeitungsartikel dazu, in dem ich behauptete, dass auch alte Schwule und Lesben die Probleme aller Alten haben: einsam zu sein, vielleicht verlassen von ihren Lebensgefährten, arm zu sein, krank zu sein, nicht richtig gepflegt zu werden u. ä. Sie hätten so viele schlechte Erfahrungen gemacht mit dieser Gesellschaft, dass sie vielleicht im Alter eher in Ruhe gelassen werden wollen. Das fand viel Widerspruch, auch bei „Anders Altern“, und sie luden mich zu einer Diskussion in ihre neu gebildete Gruppe ein. Natürlich hatte ich übertrieben, aber mich ärgerte diese zur Schau getragene „Toleranz“ der Stadtprominenz, die mir und anderen Steine in den Weg gelegt hatten, als wir in den 1970er Jahren die erste emanzipative Schwulengruppe gründeten.

Dort, in „Anders Altern“ merkte ich dann, dass sie wirklich auch eigene, mit ihrer Sexualität zusammenhängende Probleme, Vorstellungen und Zukunftsvisionen im und fürs Alter haben. Sie fühlen sich anders einsam als Heteros, sie können mit niemanden über ihre besonderen Erfahrungen reden, haben im Alltagsleben und vor allem, wenn sie ins Krankenhaus müssen, besondere Schwierigkeiten sich verständlich zu machen, werden nach wie vor direkt oder indirekt diskriminiert – und können sich unter ihresgleichen ganz anders aussprechen und offenbaren. Vor allem die alten Lesben. Sie sprühen von Erinnerungen an Liebesgemeinschaften, aber auch an den Wechsel von Partnerinnen und das je Besondere einer Beziehung. Und sie haben intensive Erfahrungen von Frauensolidarität, von Gemeinschaftssinn, von einem Zusammenhalt unter Frauen, wie ihn schwule Männer nicht kennen.

Vielleicht liegt darin allerdings die besondere Anziehungskraft, die bestimmte Frauen auf mich ausüben und immer ausgeübt haben. Nicht sexuell, aber in ihrer Art, sich in der Welt zu bewegen, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Ich habe immer gern mit Frauen zusammengearbeitet, sie haben mir die Augen geöffnet für Dinge im Leben, die ich in meiner männlichen Verbissenheit in Prinzipien nicht sehen konnte.

Rückblick: Verantwortung

Wie bin ich in meinem Leben mit Verantwortung umgegangen, die jedem Menschen auferlegt ist? Ich denke, ich habe von Kind an ein kräftiges Maß an Egoismus entwickelt, ich war ein Eigenbrötler, ungerecht gegenüber anderen und oft wütend auf sie, jähzornig, wenn ich meinen Willen nicht durchsetzen konnte. Einiges davon konnte ich im Erwachsen-Werden ablegen, anderes verfeinern, manches davon ist mir bis ins Alter geblieben.

Mich belastet mein Versagen vor der Erkenntnis, dass ich eigentlich schwul bin. Für meine jugendliche Entwicklung hat dies eine Unbeschwertheit gegenüber meiner Sexualität gebracht, die mir gesellschaftliche, politische und private Einsichten und Selbsterkenntnisse ermöglichten, die ich sonst wahrscheinlich nie hätte gewinnen können. Aber sie hat mich fast zwangsläufig dazu gebracht, meine Frau und meine Kinder zu verlieren.

Als ich in meiner Jugend noch im Elternhaus wohnte, habe ich versäumt, obwohl ich es besser wusste, meine Eltern, vor allem den Vater hartnäckiger und einfühlsamer nach seinen Erfahrungen im NS-Faschismus und als NS-Funktionär zu fragen, nach seinen Erfahrungen im Krieg, nach seinem Wissen über die NS-Verbrechen, vor allem gegenüber den Juden und im Krieg. Die Fragen und Antworten hätten entscheidende Erkenntnisse darüber bringen können, wie es überhaupt zu einer solchen Ideologisierung in der Nazizeit kommen konnte.

Am Tod meines Lebenspartners Wolfgang fühle ich mich mitschuldig: So lange wir zusammen waren, lagen wir uns über Beziehungsprobleme in den Haaren, er erkrankte letztendlich daran, psychisch und physisch, davon bin ich überzeugt. Aber ich blieb unsensibel gegenüber seinen Ich-Problemen, ich gab ihm zu wenig Zuneigung und Liebe, die er wie das Leben brauchte. Seine hinterlassenen Tagebücher bestätigen das.

Und wie steht es schließlich mit der Verantwortung für den Frieden? Den Frieden im persönlichen und privaten Bereich, im kommunalen, zwischenmenschlichen und interkulturellen Bereich, den Frieden der kommunalen, nationalen und internationalen Friedensbewegung? Ich habe in meinem Leben sicher überdurchschnittlich viel darüber gelesen und mehr oder weniger davon verarbeitet, ich habe viel geredet und geschrieben, habe Konzepte entwickelt und veröffentlicht. Ich habe viel Geld für Spendenaktionen aufgewendet und selber für manche Hilfsaktion Spendenaufrufe und Sammlungen gemacht. Aber wirklich gehandelt, mit Händen gehandelt, körperlich mich eingesetzt habe ich mich fast nie.

Ich habe die antifaschistische Arbeit unterstützt, bin aber nie in einen leibhaftigen Konflikt mit Nazis oder Neonazis geraten. Ich bin der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit beigetreten, habe aber meine Pläne, Israel einmal selbst zu besuchen, nie wahr gemacht. Ich bin auf großen und kleinen Demonstrationen mitgelaufen, habe selber an der Organisation der Friedenszüge zum 16.12. jeden Jahres in Siegen mitgewirkt und an manchen anderen Demonstrationen, bin aber nie einem Polizeieinsatz mit Knüppeln und Verhaftungen begegnet, keinem Wasserwerfer, keinem Pfefferspray. Ich habe mich um Migranten und Flüchtlinge gekümmert, eine interkulturelle Zeitung mit ihnen gemacht, musste mich aber nie gegen eine aktuelle Diskriminierung, gegen einen Angriff auf einen Migranten oder gar gegen seine Abschiebung persönlich einsetzen. Ich organisiere seit einigen Jahren jährliche Afrika-Projekte mit Ausstel-

lungen, Kulturveranstaltungen und wissenschaftlichen Tagungen, kam aber noch nie auf die Idee, mal selbst nach Afrika zu reisen.

Vielleicht lag es daran, dass ich mich immer mehr hinter meine Bücher und die Schreibmaschine bzw. den Computer verkrochen habe, als mich draußen, auf der Straße, wo das echte und harte Leben pulsiert, herum zu treiben. Sicher, es ist mein Zugang zu dieser Wirklichkeit, der sich auf's Erkennen, Befragen, Analysieren, auf das Lesen, Schreiben und Reden beschränkt. Heute erkenne ich, dass ich zu wenig gegen die Arroganz der Macht der Politik, die Besitzgier der Wirtschaft und die wie selbstverständliche Bereitschaft zur Vorbereitung und Führung immer furchtbarer Kriege geschrieben und geredet habe, zu wenig entschieden und kämpferisch.

Rückblick: Bernhard und ich

Heute lebe ich in jeder Hinsicht behütet und umsorgt von Bernhard: Er weckt mich morgens auf, wenn er selbst im Bad fertig ist, er macht das Frühstück und bringt mir meinen Morgentee an meinen Sessel, in dem ich den Vormittag über sitze, klassische Musik höre und die Zeitung lese. Er macht jeden Mittag eine kleine Mahlzeit und begleitet mich anschließend auf meine Nachmittagstour mit dem Rollstuhl, wo ich dann auch unter seiner Betreuung eine gewisse Strecke mit Krücken gehe. Danach kehren wir meistens in einer kleinen Bar ein, in der wir einen Kaffee trinken und er mir die Provinz-Neuigkeiten aus der „Siegener Zeitung“ vorliest, weil ich natürlich meine Lesebrille nicht dabei habe. Nach unserer Rückkehr und dem beschwerlichen Treppenaufstieg in unsere Wohnung wartet er schon, um mir aus dem Mantel zu helfen, weil ich aus der Puste bin. Am späteren Tag sitze ich in der Regel am Computer, Bernhard macht mir einen Kaffee und später geht er in die Küche und er kocht jeden Tag streng nach Kochbuch ein immer köstliches Abendessen. Wenn ich spät abends dann vor der Glotze sitze, bringt er mir regelmäßig meine Weinschorle und wechselt unermüdlich die Urinflasche, wenn es nötig ist. Gegen ein Uhr gehen wir ins Bett, ich lege meine Hand auf seinen Oberschenkel, wie eine beruhigende Geste, dass ich noch da bin, bis er leise zu schnorchen anfängt.

Er kauft ein, versorgt mich mit allem Nötigen, erledigt meine Geldgeschäfte, erledigt meine Versicherungsangelegenheiten, stellt meine Beihilfeanträge und regelt die Verhandlungen mit den Krankenkassen usw. Kurz: ich bin ihm ausgeliefert, aber ich lebe in einem wahrhaft besonnenen Alter, ohne Verpflichtungen, aber mit allen Privilegien der Unabhängigkeit in aller notwendigen Abhängigkeit, die er mich nicht spüren lässt.

Wir leben demnach heute zusammen, zwei Männer, in einer Harmonie, die von einer stillen, selbstverständlichen Liebe geprägt ist, aber jedem sein eigenes Leben, seinen eigenen Raum zum Leben lässt. Er hat mehrere jüngere Männern um

sich und ich glaube, er tut ihnen gut. Er versteht es, mit ihnen auf ihrem Niveau zu diskutieren und es hält ihn selbst irgendwie jung. Er war ja sein Leben lang begeisterter und begeisternder Lehrer. Er versucht unbeirrt, jungen Leuten Aufgaben in der Friedensbewegung aufzuzeigen und sie in ihrem unterbewussten politischen Aufbegehren zu bestärken. Ich frage mich je länger desto mehr, woher er die Kraft nimmt, immer wieder für die gleichen Positionen einer gesellschaftskritischen, friedensbewegten, menschenrechts-orientierten Friedenspolitik zu kämpfen. Er ist da geradezu orthodox. Ich glaube heute, dass das damit zusammenhängt, dass sich meine alten Siegener Freunde und Freundinnen aus der Wohngemeinschaft, aus der GEW, aus unserer Wandergemeinschaft von mir entfremdeten. Sicher ließen die sich auch durch die sich verändernden politischen Entwicklungen gegenüber ihren früheren friedenspolitischen Positionen verunsichern, aber sie wollten nichts mehr von Bernhards Beharren auf diesen Positionen wissen – und mieden zunehmend Begegnungen mit uns. Das tut mir bis heute weh, ich leide unter dieser Verarmung an Beziehungen, die mir etwas bedeuteten. Aber es ändert nichts daran, dass ich zu Bernhard und seinen Positionen stehe, wenn ich sie auch in meinem Leben mit weniger Vehemenz durchzusetzen versucht habe.

Wir haben in unserem gemeinsamen Leben viel Stürme erlebt: Die Stürme unserer ersten Liebe, die wahrhaft leidenschaftlich war, leidenschaftlich im Glück und der Erfüllung, und leidenschaftlich in mancherlei Eifersuchtsszenen. Stürme in unserem Einsatz für die Ziele der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden. Die existenzbedrohenden Stürme um die Friedensrede von Bernhard zum 11.9.2001. Die Stürme um die Diskriminierung und Marginalisierung des ZFK, zuletzt ausgerechnet durch die Partei DIE LINKE. Wir sind beide nicht ohne erhebliche Blessuren aus diesen Stürmen hervorgegangen.

Von Bernhards Vorleben, bevor wir uns kennen lernten, weiß ich eigentlich wenig. Es schien mit unserer Begegnung irgendwie ausgelöscht, erledigt, vergessen. In Trappenkamp, einer schleswig-holsteinischen Kleinstadt, wo Bernhard Junglehrer war, stieg er zum stellvertretenden SPD-Bürgermeister auf, wovon er manchmal launig erzählt, ohne etwas von dieser Zeit zu vermissen. Er hat sich ganz in Siegen eingewöhnt. Und er ist offenbar gern dabei, wenn wir meine Geschwister besuchen oder wenn meine Schwester Renate zu uns kommt.

Im Übrigen verläuft unser Leben in ruhigen Bahnen. Ich glaube, es ist das absolute Vertrauen, das wir uns gegenseitig entgegen bringen, das uns zufrieden macht. In meinem ganze Leben habe ich keinem Menschen so vertraut wie ihm und ich bin glücklich, dass ich auch das erleben darf.

Wolfgang Popp (geb. am 3. Juni 1935)
verstarb friedlich in unserer Wohnung am Abend des 5. Mai 2017,
kurz vor Vollendung des 82. Lebensjahres.
Sein Urnengrab befindet sich im Friedhofswald Siegen.

Er hatte sich gewünscht, dass wir nach seinem Tod zusammen kommen
und uns fröhlich an ihn erinnern.

Die Erinnerung fand im Juni 2017 im Zentrum für Friedenskultur statt.

Wir haben die Redebeiträge ins Netz gestellt.

Die Tonaufnahme findet man unter dem Titel:

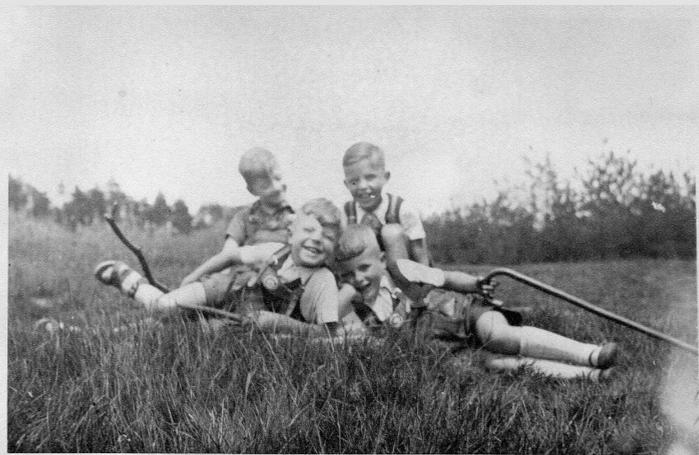
„Die fröhliche Trauerfeier für Prof. Dr. Wolfgang Popp am 17.06.2017“

<https://www.youtube.com/watch?v=MQpelz9Vkv4>

Fotos



SA marschiert in Muhr (1935)



Wolfgang (hinten links) und andere Kriegskinder (1942)



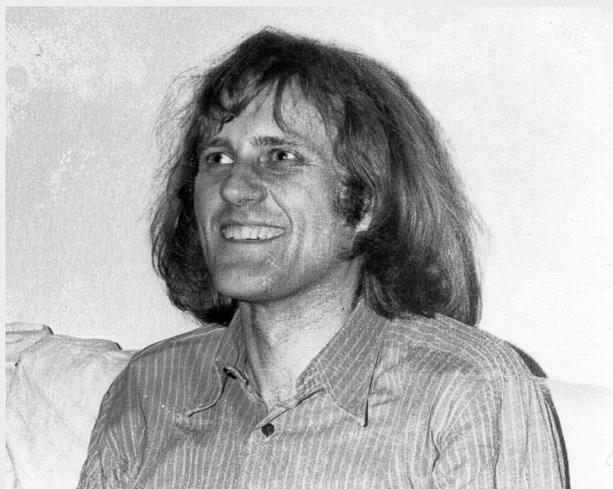
Windsbacher Knabenchor mit Wolfgang (hinten Mitte) in Nürnberg (1950er Jahre)



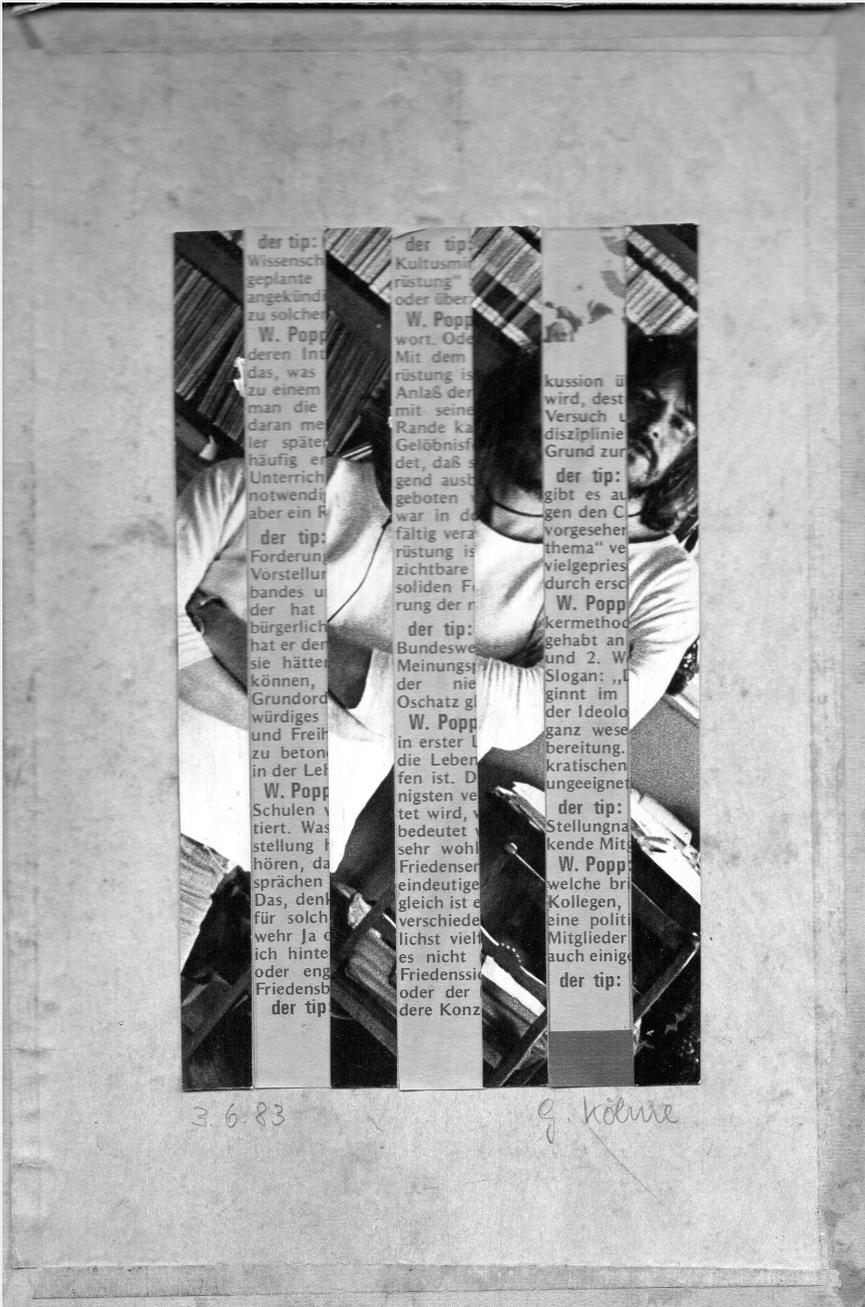
Popp mit Staeck-Plakaten (1970er Jahre)



Pops Eltern (1974)



Wolfgang Grunow (1977)



Collage Wolfgang Popp von Gisela Köhne (1983)



Babette, Katharina, Rose, Johann (1986)



Popp – Dauerwelle (1987)



Popp – Siegener Schubertiade (1991)



Sohn Johann mit Claudia (1991)



Popp an seinem Arbeitsplatz (1992)



Popp – Platen Gymnasium Ansbach (1996)



Popp, Schwester Renate und Schwager Erhard in Franken (2012)

durch blick

Nr. 4/2013
Seit 1986
kostenlos

Autorenzeitschrift

...nicht nur für Senioren
MEINUNGEN
INFORMATIONEN
PERSPEKTIVEN
UNTERHALTUNG
KULTUR



300 Gottfried Klör

LEBENSENTWÜRFE SEITE 40

Popp und Bernhard, Titel *Durchblick* (2013)



Schwester Renate und Bruder Hanni (2013)



Popp, Bernhard und Renate (2014)



Popp, Bernhard und Jan (2015)



Popp, Tochter Rose und Enkelin Frida (2015)



Popp, 80. Geburtstag, Bernhard (2015)



Collage Popp von Bernhard

Veröffentlichungen von Wolfgang Popp *

- Die Dichtung Wilhelm Müllers: ein Beitrag zum Problem sekundärer dichterischer Erscheinungen in der Literaturgeschichte.* Konstanz: Universitäts-Dissertation 1967.
- Politische Lyrik und Gegenwart. Strukturanalytische Bemerkungen zu einem Gedicht von Günter Kuhnert. In: *Unsere geistige Welt*. Herausgegeben von U. Klatte und H. Jäger. Berlin 1972.
- Gesamthochschulen in NRW und ihr Reformauftrag I. Zusammen mit M. Demmer, H. D. Erlinger, P. Faigel, in: *Linguistische Berichte*, 43, 1974.
- Seminar: Politische Lyrik: WS 1977/78. Siegen: Universität-Gesamthochschule Siegen. FB 3, 1978.
- Beurteilung von Schulaufsätzen. In: *praxis deutsch*, 9, 1975, S. 54–55.
- Kritische Anmerkungen zu einer einseitig pragmatisch orientierten Konzeption des Aufsatzunterrichts. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 22, 1, 1975, S. 23–25.
- Studienorientierung als Reformelemente der Lehrerbildung. In: *Siegener Pädagogische Studien* 18, 1975, S. 17–23.
- Selbstreflexion als Lernziel. Am Beispiel der Beurteilung eines Schüleraufsatzes durch Schüler. In: *Diskussion Deutsch. Zeitschrift für Deutschlehrer aller Schulformen in Ausbildung und Praxis*, Heft 28, 1976, S. 104–120.
- Projekt Schulpraktische Studien: Grundlegung und Konzeption.* Kronberg/Ts. 1978.
- Die Lernfelder des Lernbereichs Sprache in der Primarstufe.* Heidelberg 1978.
- Handbuch: Schulpraktische Studien.* Zusammen mit B. Fichtner, W. Lippitz. Kronberg/Ts. 1978.
- Erarbeitung von Unterrichtsprojekten durch studentische Kleingruppen im Rahmen einer Neukonzeption „Schulpraktischer Studien“. In: N. Hopster, (Hg.): *Hochschuldidaktik „Deutsch“*. Paderborn 1979.
- Demokratische Lehrerbildung. Konzept zur Studienreform in der Lehrerbildung aus gewerkschaftlicher Sicht.* Zusammen mit U. Bracht, B. Hülsmann, D. Keiner, J. Wildt. (Reihe: Blickpunkt Hochschuldidaktik Nr. 61). Hamburg 1980.

* Unter Verwendung einer Zusammenstellung von Axel Barkowsky, die 2023 aktualisiert und erweitert wurde. Mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers entnommen aus: Gerhard Härle (Hrsg.): *Grenzüberschreitungen. Friedenspädagogik. Geschlechter-Diskurs. Literatur – Sprache – Didaktik. Festschrift für Wolfgang Popp zum 60. Geburtstag*. Essen 1995.

- Studienreform in der Germanistik aus gewerkschaftlicher Sicht. In: Sekretariat der Vds-Fachtagung Deutsch (Hg.): *Saure Zeiten für die Deutschlehrausbildung?* Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 4. Osnabrück 1980, S. 99–119.
- Didaktische Analyse als integrierte Auffassung vom Unterrichtsinhalt. In: B. Fichtner (Hg.): *Lerninhalte in Bildungstheorie und Unterrichtspraxis*. Köln 1980, S. 143–187.
- Zur Ausbildung der Ausbilder. Ein Tabu in der Reformdiskussion der Lehrerausbildung. In: *Demokratische Erziehung* 3, 1980, S. 337–345.
- Frauen in der Friedensbewegung. In: *Demokratische Erziehung* 7, Heft 5, 1981, S. 367–370.
- Friedensbewegung: Aufgabe der Schule. In: *Betrifft: Erziehung* 14, Heft 7/8, 1981, S. 56–62.
- Machen die sowjetischen SS-20 Raketen die „Nachrüstung“ notwendig? In: *Demokratische Erziehung* 7, Heft 4, 1981, S. 228–232.
- Materialien zur Friedenserziehung. In: Deutsche Friedens-Union (Hg.): *Friedenserziehung contra Wehrkunde*. Köln 1981, S. 40–59.
- Hubert Fichtes Roman Versuch über die Pubertät in der gymnasialen Oberstufe. In: J. Eckhardt (Hg.): *Zeitgenössische Literatur im Deutschunterricht*. Braunschweig 1981, S. 66–81.
- Planung von Unterricht und didaktischer Analyse. In: H. Zabel (Hg.): *Studienbuch: Einführung in die Didaktik der deutschen Sprache und Literatur*. Paderborn 1981, S. 55–67.
- Die Sprache der Aufrüster. In: *Demokratische Erziehung* 8, Heft 2, 1982, S. 20–25.
- Betroffenheit: Ein Privatproblem in der Friedensbewegung? In: *Demokratische Erziehung* 8, Heft 2, 1982, S. 40–46.
- Lexikon homosexuelle Belletristik*. Zusammen mit M. Kalveram und D. Molitor (Hg.): Siegen: Universität-Gesamthochschule. Loseblattsammlung ab 1982.
- Ansätze zu einem Curriculum Friedenserziehung. Inhalte und Materialien für den Unterricht. In: *Westermanns pädagogische Beiträge* 34, Heft 3, 1982, S. 102–108.
- Materialien zur Friedenserziehung im Unterricht. In: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft NRW (Hg.): *Friedenserziehung im Unterricht*. Essen 1982, S. 17–56.
- Handlungsorientierte Friedenserziehung, Vorläufige Gedanken zum Problem einer Friedenserziehung im Rahmen der aktuellen Friedensbewegung. In: H. Holz, H. J. Sandkühler (Hg.): *Dialektik 4*, Beiträge zu Philosophie und Wissenschaft. Köln 1982, S. 157–171. Auch in: DFG-VK (Hg.): *50 Ideen zur Friedenserziehung*. Essen 1983.
- Friedenserziehung im Unterricht*. Essen: Neue Deutsche Schule 1982.
- Tag des Widerstands: Friedensaktionen in den Schulen*. Zusammen mit R. Kraft (Hg.): Köln 1983. Darin: Warum Briefe an den Bundeskanzler schreiben? S. 5–20.
- Die Verantwortung der Erziehungswissenschaft in der Auseinandersetzung um Krieg und Frieden. In: K. Betz, A. Kaiser (Hg.): *Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden*. Berlin: 1983, S. 234–241. Auch in: *Englisch-Amerikanische Studien* 5, 1983, S. 212–217.
- Friedensbewegung und Berufsverbote. In: *Englisch-Amerikanische Studien* 5, 1983, S. 446–448
- Die verfeindeten Nachbarn – Ein Märchen zur Friedenserziehung. In: *Demokratische Erziehung* 9, Heft 5, 1983, S. 14–16.

- Reform am Ende?* Zusammen mit H. D. Erlinger, P. Faigel (Hg.): Frankfurt a. M. 1984.
 Darin: Zur praxisorientierten wissenschaftlichen Lehrerbildung am Beispiel der
 Deutschlehrerbildung. Zusammen mit H. D. Erlinger und P. Faigel, S. 9–27.
- Die Suche nach dem rechten Mann. Männerfreundschaft im literarischen Werk Hans Henny
 Jahnns.* (Hg.). Berlin 1984. Darin: Die Suche nach dem rechten Mann. Hans Henny
 Jahnns und seine Freunde, S. 9–17; Frauen: Traum und Trauma. Zusammen mit
 M. Kalveram, S. 45–81; Vom Freundschaftsmythos zum Sexualtabu. Zusammen mit
 D. Molitor. S. 9–44.
- Besondere Kompetenz in der Pädagogen-Friedensbewegung? In: L. van Dick (Hg.): *Ler-
 nen in der Friedensbewegung*. Weinheim 1984, S. 126–130.
- Soziale Wirklichkeit, Bewußtheit des Lernprozesses, politisches Handeln: Elemente einer
 handlungsorientierten Erziehung im Deutschunterricht. Am Beispiel der Friedenser-
 ziehung. In: J. Ossner, K.-H. Fingerhut (Hg.): *Methoden der Literaturdidaktik. Metho-
 den im Literaturunterricht*. Ludwigsburg: PH Ludwigsburg 1984, S. 152–163.
- KMK-Empfehlungen: „Friedenserziehung“ oder „pädagogische Nachrüstung“? In:
 R. Kerbst, G. Witt (Hg.): *Bundeswehr und Schule*. Köln 1984, S. 72–93. Darin: Hand-
 lungsmöglichkeiten, S. 195–203.
- Friedenserziehung in einzelnen Schulfächern – Deutsch. In: B. Reich, N. H. Weber (Hg.):
Unterricht im Dienste des Friedens. Düsseldorf 1984, S. 147–174.
- „Bewaffneter Friede“ – Ein Gedicht von Wilhelm Busch und seine Folgen. In: *Demokra-
 tische Erziehung* 10, Heft 4, 1984, S. 11–15.
- Schulwirklichkeit im NS-Faschismus. In: *Demokratische Erziehung* 10, Heft 6, 1984,
 S. 32–64.
- Die nukleare Apokalypse. In: *Demokratische Erziehung* 10, Heft 9, 1984, S. 12–15.
- Verbotene Literatur im Bücherschrank. Wie Lehrer die nationalsozialistische Bücherver-
 brennung verarbeitet haben. In: *Betrifft: Erziehung* 17, Heft 4, 1984, S. 48–54.
- L'impegno della scuola per la pace. In: *Agenzia Stampa* 7, H. 93/94, 1984, S. 5–9.
- Vorschlag für ein Pantomimspiel auf einem Friedensfest. In: *Westermanns Pädagogische
 Beiträge* 4, 1984, S. 176–177.
- Das Welfriedensjahr 1986 der Vereinten Nationen im Unterricht. Informationen – Doku-
 mente – Materialien – Anregungen*, Essen 1985.
- Sind die Romanfiguren Hans Henny Jahnns schwul? Überlegungen zu einem Tabu der
 Literaturwissenschaft. In: Schwulenreferat des AStA der FU Berlin (Hg.): *Dokumen-
 tation der Vortragsreihe „Homosexualität und Wissenschaft“*. Berlin 1985, S. 103–115.
- Studienführer Germanistik*. Zusammen mit V. Kilian und C. Spiro-Rietz, München 1986.
- Siegener Hans Henny Jahnns Kolloquium. Homosexualität und Literatur*. Zusammen mit D.
 Molitor (Hg.). Essen 1986. Darin: Männerfreundschaft bei Hans Henny Jahnns. Mit
 welcher Sprache reden wir darüber?, S. 213–234.
- „SDI“ und UNO-Jahr des Friedens 1986. Dortmund 1986.
- Zurück zur Natur oder Erziehung zur Unfriedlichkeit? In: *Demokratische Erziehung* 12,
 Heft 3, 1986, S. 7.

- „Liebe Friedensfreundinnen und Friedensfreunde“. Linguistische Überlegungen zur Geschlechterproblematik in Friedensreden. In: *kultuRRRevolution* 12, 1986, S. 10–14.
- Rambo, Totalitarismus und Ausgewogenheit – Die antikommunistische Beeinflussung der Jugend als pädagogisches Problem. In: Deutsche Friedensunion (Hg.): *Ko-Existenz statt No-Existenz?* Konferenz zur Funktion antikommunistischer Feindbilder. Hamburg 1986, S. 34–36.
- Skizzenbuch Frieden*. Eine Ausstellung Siegerländer Künstlerinnen und Künstler, die nicht stattfand. (Red.). Gustav Heinemann Friedensgesellschaft (Hg.). Siegen 1986.
- Die Neutralisierung des Ich – oder: Wer spricht? „Weibliches Schreiben“ und „subjektive Authentizität“ im Werk Christa Wolfs*. Zusammen mit A. Greve. Essen 1987.
- Forum Homosexualität und Literatur*: Periodikum des Forschungsschwerpunkts „Homosexualität und Literatur“. Zusammen mit G. Härle, M. Keilson-Lauritz, W. Setz und D. Linck. Siegen: Universität-Gesamthochschule, Hefte 1–50, 1987–2007.
- Homosexualität und Literatur. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 1, 1987, S. 4–20.
- Feindbild-Denken und „neues Denken“: Vorläufige pädagogische Überlegungen. In: U. Hörster-Philippis (Hg.): *Rapallo: Modell für Europa? Friedliche Koexistenz und internationale Sicherheit heute*. Köln 1987, S. 45–47.
- Anti-Amerikanismus, Anti-Sowjetismus, Anti-Kommunismus: Handlungsfelder der Friedenserziehung. In: G. Sommer u. a. (Hg.): *Feindbilder im Dienste der Aufrüstung: Beiträge aus Psychologie und anderen Humanwissenschaften*. Marburg 1987, S. 291–299.
- Wörterbuch: Frieden international. Deutsch – Englisch – Französisch*. Siegen 1988.
- Wissenschaft und Nationalismus: Eine Ringvorlesung an der Universität-Gesamthochschule-Siegen. Zusammen mit R. Geissler (Hg.). Essen 1988.
- Kultur des politischen Streits: Eine Sache der Friedenserziehung? In: *Demokratische Erziehung*, Heft 6, 1988, S. 30–32.
- Männerliebe bei Hans Henny Jahnn: Die überfällige Diskussion. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 3, 1988, S. 79–89.
- Smain. Da halte dein Ohr dran ... Alte Geschichten. Siegen 1988.
- Ist das Pornographie? Ein literaturwissenschaftliches Gutachten und sein Kontext. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 7, 1989, S. 71–96.
- Hans Henny Jahnn's „Epilog“: nur Schaffensrest aus Überdruß? In: *Forum Homosexualität und Literatur* 8, 1989, S. 61–84.
- Friedenserziehung im Literaturunterricht. In: H. Müller-Michaels (Hg.): *Deutschunterricht als Aufklärung: Gedenkschrift für Hermann Helmers*. Oldenburg 1989, S. 31–45.
- Deutschunterricht und Friedenspädagogik: Grenzen und Möglichkeiten der praktischen Umsetzung von neueren friedenspädagogischen Konzepten im Deutschunterricht. In: A. Hoppe, J. Wolf (Hg.): *Germanistentag 1989: Deutschunterricht und Lebenswelt*. Kiel 1989, S. 521–551.
- Sowjetisches Tagebuch 1985 (Auszüge). In: Arbeitsgruppe „Literarisches Leben“ (Hg.): *Momentaufnahme. Literatur und Kunst in Siegen heute*, Siegen 1989, S. 124–139.

- Friedenserziehung im Deutschunterricht heute: Entwicklungen und Perspektiven der friedenspädagogischen Fachdiskussion in der BRD. In: *Deutschunterricht* 42, 1990, S. 402–411.
- Entwicklungen und Perspektiven der friedenspädagogischen Fachdiskussion in der BRD am Beispiel des Deutschunterrichts. In: *SAFE* 1, 1991, S. 295–302.
- Homosexualität – literarisch: Literaturwissenschaftliche Beiträge zum internationalen Kongress „Homosexuality, which Homosexuality?“*. Zusammen mit M. Kalveram (Hg.). Essen 1991. Darin: „Weibliches Schreiben“ – „männliches Schreiben“: Geschlechtsidentität und literarische Authentizität am Beispiel von Christa Wolf, Hans Henny Jahn und Hubert Fichte, S. 123–133.
- Die zu eng gewordene Biographie: Interview mit dem Schweizer Schriftsteller Christoph Geiser. Zusammen mit G. Härle. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 13, 1991, S. 51–76.
- „Ich bin eine Kamera“: Christopher Isherwoods Fiktionalisierung des NS-Faschismus in *Leb wohl Berlin* und ihre autobiographische Korrektur in *Christopher and His Kind*. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 14, 1992, S. 47–61.
- Auf den Spuren einer schwulen Identität. Vorwort. In: L. van Dijk: *„Ein erfülltes Leben – trotzdem...“: Erinnerungen Homosexueller 1933–1945*. Reinbek bei Hamburg 1992, S. 9–14.
- Welche Bedeutung haben die Schulpraktischen Studien für die Lehrenden? In: W. Wittenbruch, C. Möller (Hg.): *Primarstufen-Lehrerbildung an Universitäten*. Münster 1992, S. 106–118.
- Die Ausgangssituation für die Neubildung des Faches Deutsch 1945 bis 1969. In: J.S. Hohmann (Hg.): *Deutschunterricht zwischen Bildungsnot und Bildungskrise*. Frankfurt a. M. 1992, S. 24–47.
- Männerliebe: Homosexualität und Literatur. Stuttgart 1992
- et cetera ppf: Zeitschrift der Pädagoginnen und Pädagogen für den Frieden und des Forschungs- und Lehrgebiets Friedenserziehung an der Universität-GH Siegen*. Zusammen mit R. Kerbst, B. Nolz (Hg.). Siegen: Universität-Gesamthochschule, 1992–2017.
- Erkenntniswunsch und Diskretion. Erotik in biographischer und autobiographischer Literatur*. Zusammen mit M. Kalveram und G. Härle (Hg.). Berlin 1992
- Homosexualität und Krankheit. Literarische Gestaltung eines prekären Zusammenhangs. Zusammen mit G. Härle. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 18, 1993, S. 13–31.
- Vom Recht auf Bildung. Wie das vereinte Deutschland an Schulen und Hochschulen spart. In: R. Butenschön, K. Dockhorn, F. Heckmann, E. Spoo (Hg.): *Gegen die soziale Lüge. Armut und Verelendung im reichen Deutschland*. Braunschweig 1993, S. 89–97.
- Literarisierung des Sehens und Visualisierung des Literarischen. Zu Hans Henny Jahnns *Die Nacht aus Blei* und zu dem Grafikzyklus von Klaus Böttger. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 22, 1994, S. 21–38.

- Faszinosum Faschismus. Überlegungen zu Douglas James Johnsons Bildzyklus *Definitions of Betrayal*. In: *Sprachreich. Ursula Böhmer zum 60. Geburtstag*. Siegen: Universität-Gesamthochschule 1994, S. 273–285.
- Manuel Puig: „Der Kuß der Spinnenfrau“. Homosexualität und Faschismus. In: W. Drost, H. Kreuzer, K. Riha, C. W. Thomsen (Hg.): *Paris sous l'occupation. Paris unter deutscher Besatzung*. Heidelberg 1995, S. 178–186.
- Der Dichter und seine Gemeinde. Platen in literarischen Texten seiner Verehrer. Hans von Hülsen, Albert H. Rausch, Hubert Fichte. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 27, 1996, S. 105–129.
- Ikonen des Begehrens. Bildsprachen der männlichen und weiblichen Homosexualität in Literatur, Film und Kunst*. Zusammen mit G. Härle, A. Runte (Hg.). Stuttgart 1997.
- Platens Konradin. Einige Anmerkungen zum Liebeskonzept des Dichters. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 30, 1997, S. 9–35.
- Sprache der Kriegsvorbereitung – heute. In: P. Strutynski (Hg.): *Friedenspolitik im Zeitalter der Globalisierung. Europa zivil gestalten*. Kassel 1998, S. 106–130.
- Lesebuch 1: Dreißigjähriger Krieg. Eine Textsammlung aus der Barockliteratur*. (Hg.). Münster 1998.
- Lesebuch 2: Dreißigjähriger Krieg. Literarische Texte von 1791 bis 1998*. (Hg.). Münster 1999.
- Miteinander leben – voneinander lernen. Perspektiven für eine Entwicklung einer Kultur des Friedens in Europa*. Zusammen mit B. Nolz (Hg.). Münster 1999
- Eine Kultur des Friedens entwickeln. Aufgaben der Friedenserziehung. Zusammen mit B. Nolz. In: K. Hampel, U. Hörster-Philipps, B. Paschert (Hg.): *Grundlagen einer dauerhaften europäischen Friedensordnung*, Münster 1999, S. 103–123.
- Einige Gedanken zu diesem Kolloquium. Zusammen mit D. Linck. In: *Erfahrungsräume – Begehrensräume. Literarische Raumentwürfe als Inszenierungen homosexueller Kommunikation, Imagination und Selbstreflexion*. Programmheft zum 10. Siegener Kolloquium Homosexualität und Literatur. Universität-GH Siegen 1999, S. 5–15.
- Erinnern und Wiederentdecken. Tabuisierung und Enttabuisierung der männlichen und weiblichen Homosexualität in Wissenschaft und Kritik*. Zusammen mit D. Linck, A. Runte (Hg.). Berlin 1999.
- Erinnerungsarbeit. Grundlage einer Kultur des Friedens*, Zusammen mit B. Nolz (Hg.). Münster 2000.
- Lokale Zentren für Friedenskultur schaffen! Zusammen mit B. Nolz. In: R.-M. Luedtke, P. Strutynski (Hg.): *Dem Krieg widerstehen. Beiträge zur Zivilisierung der Politik*. Kassel 2001, S. 158–164.
- Homosexual images of Masculinity in German-Language Literature after 1945. In: *Conceptions of Postwar German Masculinity*. Ed. by Roy Jerome. State University of New York Press 2001, S. 243–262.
- Erfahrungen des Andersseins. Erinnerungen Homosexueller zwischen Autobiographie

- und Fiktion. In: I. Behnken, J. Zinnecker (Hg.): *Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte. Ein Handbuch*. Seelze-Velber 2001, S. 569–586.
- Der Siegener Fall Bernhard Nolz. Ein Beispiel für eine neue Ära der Diskriminierung. In: E. Weiß (Hg.): *Der „Fall Nolz“ oder: Die aktuelle Gestalt des verordneten Antipazifismus. Dokumentation einer Kampagne gegen einen Lehrer und eine Einrichtung zur Friedensförderung*. Kiel/Köln 2002, S. 107–113.
- Der Fall Bernhard Nolz. Ein Beispiel für eine neue Ära der Diskriminierung. Zusammen mit B. Nolz. In: R.-M. Luedtke, P. Strutynski (Hg.): *Frieden im Schatten von Terror und Krieg*. Kassel 2002, S. 150–156.
- Kommunale Friedenskultur – ein neuer Aspekt der Friedenserziehung. Zusammen mit B. Nolz. In: B. Claußen, S. Zschieschang (Hg.): *Politik – Bildung – Gesellschaft. Studien zur exemplarischen Verhältnisbestimmung in sozialgeschichtlicher und zeitdiagnostischer Perspektive*. Glienicke/Berlin 2002, S. 353–371.
- Friedenserziehung nach dem 11. September. Zusammen mit B. Nolz. In: H.-E. Richter, F. Uhe (Hg.): *Aufstehen für die Menschlichkeit*. Beiträge zum Kongress Kultur des Friedens 2003. Gießen 2003, S. 360–369.
- Schwule Kindheit – Erfahrungen des Andersseins. Einige Beobachtungen zur Authentizität von Kindheitserinnerungen erwachsener Homosexuelle. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 46, 2005, S. 67–92.
- „Für mich soll's rote Rosen regnen“. Kultlieder und Kultfiguren der Schwulenbewegung. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 48, 2006, S. 97–106. Auch in: B. Stambolis, J. Reulecke (Hg.): *Goodbye memories? Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts*. Essen 2007, S. 371–377.
- Forum Homosexualität und Literatur – Ein Rückblick. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 50, 2007, S. 5–26.
- Josef Mühlberger: Die Knaben und der Fluß. Josef Holub: Der rote Nepomuk. Zwei Erzählungen zu Jungenfreundschaften. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 50, 2007, S. 161–171. Auch in: *Germanoslavica. Zeitschrift für germano-slawische Studien*, Heft 1, 2009, S. 125–134.
- Smain: dein Name wie ein Duft von Rosen. Alte Geschichten*. Siegen 2007. Zentrum für Friedenskultur
- Stimmen zu Gaza. Materialien zur politischen Bildung. *Siegener Friedensbote* 2009, Zentrum für Friedenskultur.
- Der „Goldstone-Bericht“. Ein kleiner Überblick. Bericht der Untersuchungskommission der Vereinten Nationen über den Gaza-Konflikt 2008/2209. *Siegener Friedensbote* 2010, Zentrum für Friedenskultur.
- Erich Fried. Ein unbequemer Dichter. *Siegener Friedensbote* 2011, Zentrum für Friedenskultur.
- Leben im Zeichen von Verfolgung und Hoffnung. Jüdische Autorinnen und Autoren in der neueren deutschen Literatur*. Zusammen mit B. Nolz (Hg.): Münster/Berlin 2013.

Lebensentwürfe. Schwule im Alter. In: *durchblick. Autorenzeitschrift ... nicht nur für Senioren*, Nr. 4, 2013, S. 40–41.

Schulbücher umschreiben? Zusammen mit B. Nolz. In: *Ossietsky. Zweiwochenschrift für Politik/Kultur/Wirtschaft: Erinnerungspolitik*, Themenheft 17, August 2014.

Der Wolfgang Popp-Preis

Der Wolfgang Popp-Preis für Geschlechterforschung dient der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Mit dem Preis werden seit 2018 hervorragende Abschlussarbeiten (insbesondere Master- und Diplomarbeiten) ausgezeichnet, die sich mit Themen der Geschlechterforschung beschäftigen.

Der Preis wird vom Zentrum für Gender Studies Siegen/Gestu_S ausgeschrieben. Gestu_S verfolgt das Ziel, die Lehre und Forschung im Bereich Gender fachbereichsübergreifend zu etablieren. Durch das transdisziplinäre Lehrangebot wird den Studierenden der Universität eine Profil- und Schwerpunktbildung in einem akademisch, beruflich und gesellschaftlich relevanten Bereich ermöglicht. Darüber hinaus unterstützt das Zentrum die Vernetzung von Forschenden und Lehrenden in Deutschland und ist Mitglied in der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association.

Kriterien und Voraussetzungen

Eingereicht werden können Arbeiten mit einer Themenstellung aus dem Bereich der Gender Studies, die an der Universität Siegen verfasst worden sind. Die Leistung, für die der Preis verliehen wird, soll innerhalb des akademischen Jahres (01. Oktober bis 30. September), das der Preisverleihung vorausgeht, erbracht worden sein. Vorschlagsberechtigt sind die Mitglieder und Angehörigen der Universität Siegen sowie die Studierenden selbst. Der Vorstand des Gestu_S beauftragt eine Jury mit der Beurteilung der eingereichten Arbeiten, die sich nach Möglichkeit fakultätsübergreifend sowie einem Mitglied des Vorstands des Gestu_S zusammensetzt.

Ausstattung des Preises

Der Preis ist mit 700 Euro dotiert. 200 Euro des Preisgeldes trägt die August-von-Platen-Stiftung. Die Vergabe kann ausgesetzt werden, wenn keine der eingereichten Arbeiten als auszeichnungswürdig angesehen werden kann.

Bisherige PreisträgerInnen

2018: Katharina Montada (Literaturwissenschaft: Literatur, Kultur und Medien) „Was bedeutet ‚Weiblichkeit als Maskerade‘? Erkundungen zur Rezeption von Joan Riviere“ (Masterarbeit)

2019: Finja Walsdorff (Medienkultur)

„Kreative Spielweiterentwicklung aus weiblicher Perspektive – eine fokussierte Netnographie zur Motivation von Modderinnen“ (Masterarbeit)

2020: Eva Maria Kring (Literaturwissenschaft: Literatur, Kultur und Medien)

„Keeping up with Self-Fashioning: Femininity and Post-Feminist Neo-Liberalism in the Reality TV-Show and Social Media Practices of the Kardashians and Jenners“ (Masterarbeit)

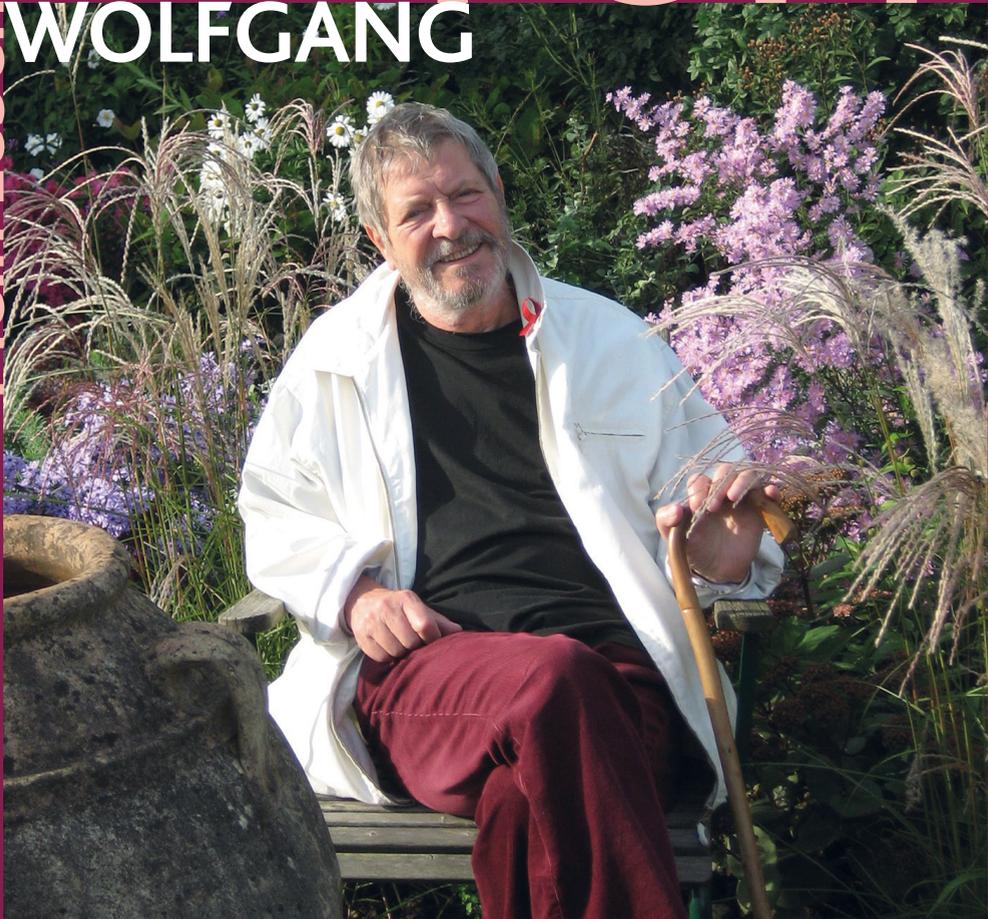
2021: Michelle Buller (Sozialwissenschaften)

„Das alltägliche Arrangement von Homeoffice, Kinderbetreuung und Paarbeziehung. Eine qualitative Analyse von Paarinterviews während der COVID-19-Pandemie“ (Masterarbeit)

Wolfgang Popp (1935–2017) nennt die Geschichte seiner 82 Lebensjahre schlicht „Mein Leben“. Es bewegt sich zwischen den drei Polen „Germanist – Pazifist – schwul“, weist aber vielerlei weitere Facetten auf. Popp verstand sich als Wissenschaftler, für den gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen ein selbstverständliches Anliegen war. Und so stellt die Schilderung seines Lebens nicht nur seine persönliche Entwicklung dar, sondern ist zugleich eine lesenswerte Kommentierung der zeitlichen Umstände, in denen er und die Welt sich befanden.

POPP

Mein Leben WOLFGANG



ISBN 978-3-96182-139-6

universi
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN